germ.
63
/12

P.O.germ.
653 mp/3 |2 Hübner

G. Heyne.

M. Herm. (1852.)

1. Briefe von Huber an einen Freund in der Schweiz.
2. Briefe zwischen Huber u. Fr. v. L.
3. Recensionen aus der Jenaer Litt. Zeitung.
4. Dito aus andern Blättern.
5. Dramaturgische Fragmente.
6. Die Neujahrsnacht.
7. Das einsame Todbett.
8. Weltsinn und Frömmigkeit

<36622869320015

S

<36622869320015

Bayer. Staatsbibliothek

C. F. Huber's
sämtliche Werke
seit dem Jahre 1802.

Zweiter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1810.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Briefe

von Huber

an einen Freund in der Schweiz

vom Jahre 1795 bis 1798.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Briefe an einen Freund vom Jahre 1795 bis 1798.

Einleitung.

In der ersten Briefsammlung haben wir einige von Hubers Aeusserungen über die französische Revolution bis in das Jahr 1792 gefunden. Enthusiasmus für das von ihm erkannte Gute leitete damals seine Meinungen; Jugend und Unerfahrenheit würkten auf seine Hoffnungen. Es ist interessant, zu beobachten, welchen Eindruck einige Jahre später der Fortgang dieser Begebenheiten, und das Entstehen gleicher Ereignisse bei einer andern ganz verschiedenen Nation, auf ihn machten. Er war in beiden Zeitpunkten dem Schauplaz derselben so nahe, wie möglich, und doch entfernt genug, um nicht durch die Nähe der Gegenstände überwältigt zu werden. Er war bei beiden mit

Mitgliedern jeder Parthie in freundschaftlichen Verkehr und täglicher Berührung, und genoß beidemal die Genugthuung, ihr Vertrauen zu besitzen. Wie sehr er durch reines Wohlmeinen und leidenschaftloses Anerkennen von eines jeden Rechten dieses Vertrauen verdiente, beweisen nachstehende Fragmente auf das Unbezweifeltste. Sie sind aus dem Briefwechsel mit einem innig vertrauten Freund, in dem er weder seine Meinung, noch seine Ausdrücke gemildert hatte, mit einem Manne, dessen Rechtschaffenheit sich darinn allein schon ausdrückt, daß er dem Herausgeber freie Hand ließ, aus Hubers Briefen und seinen Antworten alles bekannt zu machen, was er für gut hielte. Diese Zuversicht ist in dem Karakter eines Mannes, der die Bahn der öffentlichen Geschäffte während einer Revolution durchlief, gewiß ein Zug, der seine Widersacher selbst mit Achtung erfüllen muß. Gern hätte der Herausgeber diese Erlaubniß in ihrem ganzen Umfange benützt; aber er versagte es sich aus Rücksicht auf ein Publikum, das, des revolutionären Raisonnements müde, nur mit Ueberdruß in jene Zeiten zurückblickt. Bei den Menschen, mit denen sich Huber damals beschäfftigte, ließ sich das derbe deutsche Sprüchwort noch anwenden: ein jeder ist der Schmid seines eignen

Glückes. Jetzt, da der Zustand, den dieses Sprüchwort ausdrückt, unbekannt ist, und keine Art zu handeln, sondern die vollkommenste Passivität das Loos der Nationen geworden ist, macht die Erinnerung an jene Regsamkeit nur einen verdrießlichen Eindruck. Aus dieser Ursache zog der Herausgeber nur die Stellen aus dem Briefwechsel aus, welche Hubers Ansichten bezeichnen, und sein Urtheil aufstellen. Der Leser wird um den Preis, nur das zu lesen, was diesen Endzweck befördert, gern das Fragmentarische und Abgerißne verzeihn.

Den Anfang dieser Briefe macht die Erwähnung eines Gegenstandes, der einiger historischen Aufklärung bedarf. Sie wird in nachstehenden Zeilen gegeben, und die Folge, welcher Hubers Briefe an seinen Freund erwähnen, ist ein auffallender Beweis, wie unfehlbar die rächende Nemesis im Gefolge der menschlichen Handlungen einherschreitet. In dieser Rücksicht hat der ganze Vorfall etwas Schicksalvolles, das sie zum Beispiel darstellt: das Gute, dem das Böse so sehr nahe liegt, nicht zu thun.

Es war im Anfang Novembers im Jahre 1793, als Forster seine Familie an die französische Grenze beschied, um über eine Menge Dinge, die für Briefe zu

weitläufig waren, Rücksprache mit ihr zu nehmen. Wem jener Zeitpunkt noch im Gedächtniß ist, weiß, welchen niedrigen Preis damals in Paris das Menschenleben, auch das edelste, hatte. Eine der Ursachen, vom unvermeidlichen Tod in Anspruch genommen zu werden, war das Betreten eines fremden Bodens. Jeder Franzose, der nicht von der Regierung beauftragt war, durfte nicht über die Grenze schreiten, ohne der Auswanderung, und wenn er nach Frankreich zurückkehrte, des Todes schuldig zu seyn. Jeder Privatmann, der, selbst von der Regierung autorisirt, die Grenze überschritt, mußte sein baares Geld am Grenzposten aufweisen, und den Belauf aufzeichnen lassen. Forster hatte keinen Auftrag von der Regierung, ins Ausland zu gehen; sein Herz zog ihn, vielleicht ahnend — gewiß das Aeußerste erwartend — noch einmal seine Lieben zu sehen. Er wagte es, blos auf sein Amt hin, als Agent du pouvoir exécutif — ein damals gewöhnlicher Titel von so schwankender Bedeutung, daß er schlechte Menschen zu Abscheulichkeiten berechtigte, und die Bessern, jeden Augenblick der Willkühr der machthabenden Tirannen aussetzte — Forster wagte es, als Agent du pouvoir exécutif die Schweiz zu betreten, und unbedacht über die Fol-

gen machte er keinen Versuch, den Betrag seiner Baarschaft zu verhehlen, sondern zeigte sie bei dem Grenzposten redlich an. In dem Beisammenseyn von vier unbeschreiblichen Tagen, — in einem Beisammenseyn, wie es wohl selten Menschen vereinigte — konnte man seinen Blick von der fürchterlichen Ungewißheit, in der jezt Forsters Leben schwebte, nicht ganz abwenden. Man muß jenen Zeitpunkt in der Nähe erlebt haben, um zu begreifen, wie man so ruhig — so fürchterlich ruhig! — von der Aussicht sprechen konnte: in acht Tagen, ja vielleicht Morgen, seinen Kopf auf den Block zu legen. Forsters persönliche Gefahr lag in seiner Denkart, in seinem Namen, in seinem Ruf, als Gelehrter. Der Freundesbund konnte es sich nicht verhehlen, daß diese Reise, die sie einander in die Arme geführt hatte, ein hinreichender Grund sey, Forstern dem furchtbaren Gericht zu überliefern. Ja, wenn man ihm ein Vergehen anrechnen wollte, so war der Umstand schon hinreichend, daß er seinen Kindern eine sehr kleine Summe Geldes — die lezte Unterstüzung, die sie von ihrem guten Vater erhielten — zurücklassen wollte. Sein Ansehen, als Agent du pouvoir exécutif, machte es zwar sehr wahrscheinlich, er würde bei seiner Rückkehr über die Grenze

mit einer herrischen Vorschüzung geheimer Aufträge durchkommen, wenn man ihm nach damaligem Gesetze Rechenschaft von seiner Baarschaft abforderte; war es aber vom Schicksal, oder von den großen Würgern beschlossen, ihn zu opfern, so konnte sein Postillon, oder jeder Umstehende als Zeuge gegen ihn auftreten, daß er das Ausland besucht habe. In dieser Lage und der durch sie hervorgebrachten Stimmung, die alles in sich faßte, was Menschen exaltiren, und außer den gewöhnlichen Ideengang herausreissen kann, Alles, nur nicht Furcht, denn zu dieser waren die Gefühle dieser Menschen zu erhaben — in dieser Stimmung gab Huber seinem Freund das in nachstehenden Briefen erwähnte Memoire von Lally Tolendal zu lesen. Eben in diesem Augenblicke saß der alte General Luckner in einem der Pariser Gefängnisse. Sein Tod war beschlossen, und man suchte nur noch einige ostensible Beweise dafür; denn bei einzelnen Menschen trachteten jene Machthaber nach dergleichen, entweder um ihres Publikums, oder ihres Gewissens willen, — denn eine Art Publikum, und eine Art Gewissen behielten sie damals noch — Wie der Ideengang sich nun bildete, wie er zu Ausdrücken der Sprache übergieng, ob die Mutter, der Vater, oder der Freund zuerst den Ge-

danken in einen Satz befaßten — das weiß ich nicht, genug, daß man die klare Ansicht empfing: dieser Aufsatz von Lally Tolendal könne unter Umständen Forstern vom Tode retten. Er enthielt nämlich einen Umstand, der Lucknern, nicht nur in dem Sinn der damaligen Regierung, sondern im Sinne der Republik, ohne alles Mordsystem das Leben kostete. Kam Forster nach Paris zurück, ward er vor das Blutgericht gefordert, ward ihm gesagt: du gingst ohne Vollmacht ins Ausland, du kamst um so viele Goldstücke ärmer nach vier Tagen zurück — so konnte er antworten: ich ging ins Ausland, um mir dieses wichtige Aktenstück zu verschaffen, das ich mit jener Baarschaft erkaufte — und sein Leben war gerettet. So dachten es sich die drei Freunde damals: Luckners, des siebzigjährigen vereinzelten Mannes, ohnehin dem Tode geweihtes Haupt gegen Forsters Leben. — Man besprach den Gegenstand lange; Huber kämpfte lang' und peinlich mit sich selbst; aber die Abschrift ward im Besprechen genommen, die Abreise nahte, — Forster vom Blutgerüste zu retten, — nur in diesem Falle sollte die Abschrift gebraucht werden — er nahm sie mit nach Paris. Luckner ward, ohne die Beweise, welche Lallys Schrift enthielt, geköpft, und ein schmer=

zenvollerer Tod als das Eisen, welches so viele Edle schlachtete, nahm Forstern zwei Monate später das Leben.

Soll ich dem Leser noch den Gesichtspunkt angeben, aus dem ich diese Anecdote stets mit Schauder betrachtete? Vielleicht hielt ihn sein sanfteres Schicksal stets von dem grausenvollen Schauplatze jener Ereignisse so weit entfernt, daß er ihn nicht faßt. Ich habe diese Menschen betrachtet, die mit dem edelsten Herzen, die alle drei mit dem Pflichtgefühl, für anerkanntes Recht auch selbst das Leben zu opfern, hier durch die Spannung der Umstände vermocht wurden, sich selbst ein Recht zu schaffen. Das ist die schreckliche Folge jeder Lage, wo, aus dem Gleise des bürgerlichen Lebens herausgerissen, eigne Kraft allein führt, und führen muß, daß die gewöhnlichen Grundsätze von Recht nicht mehr anwendbar scheinen, und es auch nicht mehr sind. Der Mensch beweist alsdann seine höhere Moralität, der den Augenblick zu unterscheiden weiß, wo er dem Schicksal gleichsam die Zügel aus den Händen nehmen muß, oder wo seine Leidenschaft sich an die Stelle dieser furchtbaren Nothwendigkeit setzen will, der, sobald er sich durch das Dunkel, wo kein anwendbares Gesetz ihm leuchtete, hindurchwand, die

heiligen Schriftzüge, so wie sie erscheinen, auch wieder erkennt, und sich der Eigenmacht freiwillig entäusfert. Ein solcher Mensch wird nach überlebten Stürmen ruhig — wenn gleich mit unendlicher Wehmuth — auf das besänftigte Meer, auf die Trümmer hinblikken; die Tugend wird ihm heiliger geworden seyn; denn ihr Dienst allein bewährt ihm vor seinen eignen Augen, daß er, wenn auch irrend, dennoch rein aus dem Orkane hervorging.

Briefe an * * *

Bole, den 24. Aug. 1795.

Nun noch eine Bitte, von der ich sehr wünsche, daß es Ihnen möglich sey, sie mir zu erfüllen. Ich bin von den Wolken gefallen, da ich Lallys Memoire in der Klio gefunden habe. Eine Schrift, die ich seit ein paar Jahren unter meinen Papieren besitze, und grade identisch die nämliche, eigenhändig von Lally, mit Ausstreichungen und Varianten, welche in der Vorrede beschrieben wird. Bollmann *) gab sie mir, sie soll-

*) Bollmann, ein junger Niedersachse. Seine Wissenschaft — er hatte Medizin studirt — führte ihn im Jahr 1792 nach Paris. Der Zufall verschaffte ihm Gelegenheit, mit Gefahr seines Lebens nach dem zweiten September einem Mann das Leben zu retten, der in jener Epoche eine Rolle spielte, und ganz dazu gemacht ist, sich Freunde zu verschaffen. Die Dankbarkeit, welche Bollmann auferlegt hatte, und die ihm ein Zirkel von Menschen bezeigte,

te, wenn er reüssirte, sogleich in den Friedensprälis minarien deutsch gedruckt werden. Er scheiterte, und bat mich um Geheimhaltung. Auch ließ ich die Schrift nie aus meinen Händen; nur eins geschah: als ich im November 93 mit George Forster an der französischen Grenze zusammen kam, erlaubte ich ihm, auf sein Ehrenwort, keinen Gebrauch davon zu machen, eine

---

welche Denkart, Bildung und Geburt zu den Edelsten der französischen Geächteten machte, fesselte den jungen Deutschen an ihre Sache. Lafayettes Schicksal begeisterte ihn; wie die Unterhandlung in Berlin, welche seine Freiheit bezweckten, mißlangen, und er den Oesterreichern ausgeliefert ward, versuchte er seine Befreiung durch List und Kühnheit. Oeffentliche Blätter erzählten damals, wie es ihm gelang, und wie ihnen die schon gelungene Freiheit wieder entrissen ward. Bollmann war ein Jahr lang gefangen. Er schrieb nach seiner Befreiung, im Begrif, sich nach Amerika einzuschiffen, an Huber: „In Ollmüz war es schlimm, — da war ich angekettet, ohne Luft, Licht und Bücher, und käute schimmliche Rinde.“ — Würklich schiffte er sich im Oktober 1795 ein, mit dem Versprechen, seine herzliche Verbindung mit Huber stets zu unterhalten; aber sein Freund vernahm nichts mehr von ihm. Der Mann, dem er im September 1792 das Leben rettete, wußte im Jahre 1798 auch nicht, ob sein Retter lebte, wo er lebte. Von Huber und den Seinen ward er nie vergessen.

Abschrift zu nehmen. Jeder Unterrichtete, und Bollmann selbst, der frei seyn soll, muß nun überzeugt seyn, daß ich die Schrift in die Klio geliefert habe, und Bollmann selbst muß einen Vertraunsbruch, auf das Gelindeste eine abscheuliche Indelikatesse darinn finden, daß ich ihn für verloren geachtet, und darum mich nicht an seinen Willen, diese Schriften nicht zu publiciren, gekehrt hätte. Es würde mir in diesem Betracht unendlich viel werth seyn, zu wissen, wie die Klio zu diesen Schriften gekommen ist, die nothwendig von meinem Original entlehnt seyn müssen, und folglich da dies auf keine andre Weise möglich war, aus Forsters Abschrift übersetzt seyn müssen. Die Sache ist, wie Sie aus dem Gesehenen abnehmen müssen, für mich würklich ein Ehrenpunkt, und ich muß alles aufbieten, um in Erfahrung zu bringen, wie diese Schriften zur Publizität gediehen seyn können. Haben Sie es, wie ich besorgen muß, von J.. der die Forsterschen Papiere in Paris in seine Hände bekam, weil er sich zu diesem Geschäffte dem Nachgelaßnen zu Liebe anerboten hatte; so ist dieses ein insigner Diebstal, und einer von den schlechtesten Streichen, die ich je erlebt habe. Meine Besorgniß ist zu natürlich, als daß es nicht um so dringender noth-

wendig ist, daß entweder ein ehrlicher Mann, auf welchen ein verdächtiger Schein gefallen ist, gerechtfertigt, oder ein erzschlechter Mensch entlarvt werde. Ich brauche Ihnen gewiß nicht mehr zu sagen, um Sie zu überzeugen, daß meine Zudringlichkeit in diesem Punkte wahre Pflicht ist, von der ich unmöglich nachlassen könnte. In Gemäßheit Ihrer Antwort werde ich Ihnen J.. wegen mehr sagen können, was mich seinetwegen sehr ungewiß und verdrießlich macht. Nicht recht ist es, daß O., auf dessen höchst bestimmte Empfehlung hin ich mich weit genug mit J.. eingelassen hatte, mir auf mein dießfallsiges Anfragen zu antworten, nicht Gefälligkeit genug hat. Wegen dieses Lally'schen Memoire kann ich aber auf keinen Fall ruhig sein, bis ich im Reinen bin.

Den 2. September 1795.

Ich hoffe, mein werthester Herr, Sie erwiesen mir die Gerechtigkeit zu glauben, daß ich, selbst den schlimmsten Fall angenommen, jemand hätte Ihnen die Uebersetzung der Lally'schen Schriften im Manuscript zugeschickt, Sie dabei auf keine Weise im mindesten Verdacht gehabt haben würde; denn wenn man mir als Herausgeber eines Journals einen interessan-

ten Aufsatz zuschickte, so würde ich nicht anstehen, Gebrauch davon zu machen, ich müßte dann wissen, daß es unrechtmäßiger Weise in den Besitz des Zusenders gekommen wäre. Und woher hätten Sie, jenen Fall angenommen, das wissen sollen? So wie die Sache steht, findet vollends zwischen uns beiden keine Erklärung statt. Von französischen Blättern sehe ich nichts, als den Moniteur, und die Nouvelles Politiques, und in diesen beiden muß das Memoire nicht angezeigt worden seyn; wenigstens würde ich es nicht bemerkt haben, ohne sehr große Augen gemacht, und sogleich Erkundigungen eingezogen zu haben. Nunmehr muß ich ein Mittel ausfindig machen, wo möglich zu erfahren, aus wessen Hand zu Paris diese Schriften in den Druck gekommen sind. Es sind, da seit zwei Jahren kein Mensch das Manuscript, welches im Vorbericht bezeichnet wird, in Händen gehabt hat, als ich, auch keine Abschrift davon hat genommen werden können, als die ich den seligen Forster unter meinen Augen nehmen ließ, (allerdings eine Unvorsichtigkeit, die ich nun durch ihre Folgen bereuen lerne) nur die Fälle möglich: daß entweder Forster bei seinen Lebzeiten die Unvorsichtigkeit oder Schwäche gehabt hat, jemanden diese Abschrift mitzutheilen, oder daß nach seinem Tode

eine Verletzung der Scellés vorgegangen sey, oder endlich, daß J.., welcher die Geschäffte bei und nach der levée des scellés besorgte, sich diese Schriften zugeeignet hat *). Ich bin nichts weniger als Fayettist; aber ein mir von einem Freunde, der zugleich ein Freund Lafayettes ist, anvertrautes Mspt. zum Schaden Lafayettens gebrauchen, wäre von mir eine abscheuliche Handlung, und daß es durch meine Schuld, obschon ohne mein Wissen und Willen, dergestalt geschehen ist, daß ich sehr leicht scheinen kann, der unmittelbare Urheber zu seyn, thut mir sehr leid. Jenen Gesichtspunkt stellte ich damals Forster vor, indem ich mich anfangs weigerte, ihm die Abschrift nehmen zu lassen; aber auf seine Versicherung hatte ich die Schwäche nachzugeben. Es thut mir sehr leid, mich nicht an O... wenden zu können, um das ins Reine zu bringen. Er wäre, da dabei ein möglicher Verdacht auf J.. fällt, die rechte Person, an die ich mich wenden könnte, weil ich durch ihn allein und auf seine sehr expresse Empfehlung, durch seine unmittelbare Entremise, um mich und J.. zu abouchiren, mit die-

*) Wenigstens haben Forsters Hinterlaßne nie erfahren, wo die nach seinem Tode vorgefundene Papiere und Briefschaften hingekommen sind.

sem in Verbindung gekommen bin. Seine Absicht war zuverläßig gut, und es fällt mir nicht ein, ihm die mindeste Responsabilität zuzumuthen, wenn ich bei jener Verbindung in vielem Betracht zu kurz kam. Was ich aber nicht thue, sollte er selbst bis zu einem gewissen Punkte thun, nämlich sich für meine Klagen und Zweifel gegen J.. interessiren; und doch hat er, als ich ihm in meinem ersten, durch Ihre Hände gegangnen Brief, deßhalb schrieb, mir gar nicht geantwortet. Ich habe nämlich J.. auf seine eigne sehr warme Aufforderungen, erstlich die ganze Forsterische Successionssache besorgen lassen, zweitens eine von mir verfaßte Uebersetzung des Klingerischen Trauerspiels Damokles, einem sehr weitläufigen französischen Auszug des Kantischen Aufsatzes: über Theorie und Praxis, das französische Original des Lustspiels Du und Sie im Mspt. zugeschickt, und zwar die beiden ersten, weil sie beide von mir bestellt waren; drittens habe ich auf seine eben so warme und lebhafte Aufforderung, und Verwendungsversprechung, einen großen Ballen zurückgelaßner naturhistorischer, botanischer, und geographischer Mspt. von George Forster, welche uns durch eine Art von Wunder aus seinen Mainzer Effekten zugekommen waren, unter dem Namen von Forsters

Wittwe, dem Comité d'instruction publique, zugeschickt *), dagegen habe ich ihn so oft als möglich gebeten, da der französische Cours, wie er mich prävenirt hatte, Schwierigkeiten im Berechnen machen würde, mir einsweilen aus verschiedenen Fächern, die ich ihm anzeigte, das beste und neuste Litterarische zuzuschicken, und damit mir in Rücksicht auf mein Journal nützlich zu seyn, wie ich es ihm durch meine Lieferungen für seine litterarische Unternehmungen seyn wollte. Er hat denn auch gewaltig viel gethan, indem er mir zweimal ein halbes Blatt von einer französischen Zeitung, worauf Verse über Marat und über ein Trauerspiel eines seiner Freunde standen, und die Brochüre von Marchena, über die Refügies, zugeschickt hat! In keinem seiner Briefe hat er je ein einziges mich betreffendes Geschäfft beantwortet oder berichtiget, allein in jedem waren, ausser schwankenden Hoffnungen, und großen Beschreibungen seines Eifers wegen des Forsterschen Nachlasses, (bei welchem er würklich die Aufhebung der Siegel bewürkt hat) neue Zumuthungen an mich, von denen ich noch die Dumm-

*) Diese Schriften sind, durch ein wenigstens eben so grosses Wunder, acht Jahre darauf wieder in Hubers Hände zurück gekommen, dessen Wittwe sie noch aufbewahrt.

heit gehabt habe, ihm die letzte zu erfüllen, indem ich ihm Forsters Reise um die Welt in zwei Quartbänden, und die drei Bände von Forsters kleinen Schriften zugeschickt habe. Bücher, die ich bis auf den dritten Theil der kleinen Schriften selbst baar bezahlt habe. Der Forstersche Nachlaß in Paris konnte freilich nichts abwerfen, wenn er nur hinreichte, die Schulden zu bezahlen, und wir haben ihn provisorisch gleichsam zum Concurs hingegeben, allein er hat auch nie nur eine Rechnung deswegen vorgelegt *), und wohin sind nun die gelieferten deutschen Bücher, der Ballen an das Comité, wobei er sich zur Hauptperson gemacht, und worüber auch nie ein Wort nur von dem Empfang aus dem Comité an uns gelangt ist, und dann die Mspte, die er von mir verlangt, und auf welche ich im vorigen Winter einen großen Theil meiner Zeit

*) Hier irrt sich Huber. J.. hatte eine Rechnung abgelegt, es blieb nach Berichtigung aller Geschäffte ein Ueberschuß von dreihundert Franken, und die Auszahlung dieses einzigen Erbes, das Forster als neuer französischer Bürger seinen Kindern ließ, blieb in J.. Händen, ohne daß Huber je erfuhr, weder wohin diese kleine Summe, noch der dienstfertige J.. selbst gekommen sey; denn seine Briefe blieben von da an aus.

verwandt hatte, und die nunmehr ganz wie verloren angesehen werden mußten, unerachtet er sie richtig empfangen hat. Bei den Forsterschen Mspten habe ich nun auch den Verdruß, daß ich aus Berlin angegangen werde, sie einem Gelehrten mitzutheilen, der mit Nennung des Forsterschen Namens Gebrauch davon machen, und die Familie des Verstorbenen gehörig entschädigen möchte. Wenn J.. blos ein Narr ist, so ist er mir ein sehr schädlicher Narr gewesen, so, daß ich auf irgend eine Weise gegen ihn Recht zu zu erhalten wünschte, obschon ich die Möglichkeit davon nicht wohl einsehe, weil ich selbst guter Narr genug gewesen bin, mich ohne alle Sicherheit mit ihm einzulassen, und sogar seinen vorgeblichen Eifer, wegen des Pariser Nachlasses von Forster, lange Zeit in dem glänzendsten Lichte anzusehen, als ob mir Dankbarkeit im Namen der Forsterschen Zurückgelaßnen den geringsten Schatten von Mistrauen, die geringsten Vorkehrungen der Klugheit, verböte.

Verzeihen Sie, daß ich Sie so langweilig unterhalte, und meinen Verdruß über Dinge, die Sie so gar nicht angehen, den Zügel schiessen lasse! angenehm wär's mir, wenn Sie einmal gelegentlich O... meine Briefe mittheilen wollten.

Bole, den 13. Sept. 1795.

Sie erhalten hier meine Uebersetzung des Damocles. Das Mspt. war ursprünglich die Abschrift der an J.. geschickten Uebersetzung, die zu seinem Gebrauche bestimmt, und daher blos wörtlich ohne die mindeste Ansprüche auf französischen Styl war. Bei nunmehr veränderter Bestimmung desselben habe ich es sorgfältig und nach besten Kräften korrigirt, daher werden Sie es schrecklich durchgeackert finden. Fehlerhafte Gewohnheiten des Abschreibers, wie rêgner statt régner und dgl., wird ein Correktor, der seine Sprache kennt, leicht verbessern, wo ich es unterlassen habe. Wär' es möglich, Männer in Paris, die sowohl aus Liebe zur Litteratur und Dichtkunst, als in Rücksicht auf ihre politischen Ueberzeugungen, gemacht wären, sich dafür zu interessiren, zu bewegen, daß sie für Ankündigungen und Verbreitung sorgten, so müßte, dünkt mich, etwas damit zu machen seyn.

Rein publicistisch, und die Würde, das Verhältniß eines gesetzgebenden Corps genommen, wie es seyn sollte, möchte ich Baudins Rede nicht vertheidigen. Allein nach den gegebenen Umständen moralisch beurtheilt, scheint sie mir voll Kraft und Wahrheit. Ich unterscheide Nation und Publicum, wenig-

stens seyn wollendes, das es auch bei einem richtigen und edeln Gebrauch seiner Vorzüge der Erziehung und Lage, würklich mit Recht seyn würde. Und die Recrimination des Convents, insofern seine Majorität unterdrückt worden ist, gegen dieses Publicum, scheint mir so vollgültig, daß die Vorwürfe des letztern dadurch ganz entkräftet werden. Daß es so ist, so kommen mußte, halte ich darum nicht weniger für ein sehr großes Unglück.

Ihre Idee eines Gegenstücks zum Revolutions-Almanach leuchtet mir gar sehr ein, und ich werde mit wahrem Vergnügen entweder dazu beitragen, oder sogar, wenn Sie es wünschen, als Redakteur und Herausgeber erscheinen. Mit Ungeduld erwarte ich, daß Sie mir Ihre Gedanken darüber näher bestimmen. Mich dünkt, zu einem wahren Gegenstück des Rev. Almanachs gehört hauptsächlich der doppelte Gesichtspunkt, der scheußlichsten Identität aller Arten von Fanatismus und Parteigeist, und der schönen, wohlthätigen Identität aller Art von Freiheit, Aufklärung, Humanität.

Stellen Sie sich vor, daß ich den disjährigen Rev. Almanach aber gar nicht gesehen habe. Ich kenne davon nur die Anzeige, und ein paar mich betref-

fende Stellen, von denen man mir geschrieben hat. Ich würde Ihnen für die Mittheilung sehr verbunden seyn.

Den 5. Oct. 1795.

(Als Plan zu einem Rev. Almanach.) Sehr markirte Karaktere, sowohl von Menschen, als von Dingen, und insbesondere von dem Gange, und von den bald plumpen, bald feinern Kniffen des Faktionswesens, scheinen mir in den Conventsacten vorzustechen, und in dieser Rücksicht besonders nährte ich die Idee einer Geschichte des Convents. Welche Aeußerungen, Debatten u. s. w. die im Augenblick selbst denen, welche successiv die Zeitungen lasen, meistens entgingen, mit nachmaligen Katastrophen, Enthüllungen einzelner Parthien u. s. w. zusammenhingen, wie dieser oder jener bald als Redner, bald im Moment der Leidenschaft weniger oder mehr consequent nach seinem Interesse, oder nach dem Interesse seiner Faktion sprach, oder handelte, wie die individuellen Verschiedenheiten in diesem oder jenem Zuge hervorspringen — dies wäre besonders der Gesichtspunkt, den ich für interessant halten würde.

Den 13. October 1796.

(Als Fortsetzung des Plans.) Die satyrische Idee leuchtet mir für unsern Almanach weder innen noch aussen ein. Spott oder Indignation können uns wohl ziemen, aber durch dieses Karikaturwesen, zu welchem gute Laune freilich einmal hinreissen kann, bekommt man doch immer mit den elenden Menschen, die man züchtigen will, etwas gemein. Sie parodiren das Heiligste, wir verspotteten nur, was spottwürdig ist, das ist wahr, aber der Unterschied zwischen den Objekten verliert doch immer durch die Aehnlichkeit der Manier. Ich weiß recht gut aus eigner Erfahrung, daß man vor Lüsternheit brennen kann, seinem Satyr den Zügel schießen zu lassen, en tems et lieu kann man auch wohl sein Müthchen kühlen, aber bei unserm Almanach scheint es mir grade nicht en tems et lieu. —

Den 3. December 1795.

(Fortsetzung.) Ein sehr nützlicher Artikel zum Almanach wäre eine kritische Uebersicht so vieler französischer öffentlicher Blätter, als zu erschwingen möglich wäre — Beleuchtung des Geistes eines jeden, der Nüancen in ihrer Art, diese oder jene Partie zu hal-

ten, des besondern Nutzens, den die Geschichte aus jedem derselben ziehen kann u. s. w. Vielleicht könnten Sie und O.. indessen auf Materialien denken, auf Mittel, diesen Artikel möglichst vollständig zu machen, und wir könnten alsdann, wenn ich nachkomme, zusammen an der Auswahl und Anordnung arbeiten. Es versteht sich, daß man von dem ganzen Wust öffentlicher Blätter nicht intuitive Kenntnisse haben kann, aber Notizen über dieselben liessen sich wohl herbei schaffen, und ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß, den Parteigeist abgerechnet, Mangel an vorgängiger Kenntniß dieses oder jenes Blatt accreditirt, ohne daß die Leute wissen, was sie lesen, so wie ich umgekehrt in jedem noch so royalistischen oder jacobinischen Blatt eine einzelne Ader von künftiger historischer Wahrheit gefunden habe.

Den 21. December 1795.

Wegen der beiden Dantons-Süjets *) kann ich nicht ganz ihrer Meinung seyn. Diese Kontraste im nämlichen Menschen sind nach meinem Gefühl Kontraste in der ganzen Revolution selbst, und haben das

*) Zu Kupferstichen in dem entworfenen Revolutions-Almanach.

eigen, auch die Scélérats der Revolution an die Menschheit zu knüpfen; wie denn auch würklich durch die Natur der Sache diese Scélérats der Menschheit näher lagen, als die Ministerial-Schurken, mit denen sie in den Kampf getreten waren. Von dieser Seite geben die Kupfer ein paar gute Ideen in den beigefügten Erklärungen.

Beim Septembrisiren wollte ich die Idee der Moralität in der Art, wie der Mensch von seinem Mitbürger gestraft wird, aus einander setzen, und mich des Augenblicks freun, wenn einmals deutsche Wüteriche, die in Worms geholfen hätten, schwangere Weiber zum Tode zu mißhandeln, oder die bei militärischen Transports von Klubisten mitgeprügelt, mitgeworfen hätten, auch so isolirt unter ihren Landsleuten, ihren Arbeits- und Standesgenossen stehen würden. So meinte ich's. Ihre Einwendung ist allerdings auch erheblich. Würde nicht vielleicht etwas davon wegfallen, wenn die Worte unter dem Kupfer hießen: wahre Volksgerechtigkeit? *)

---

*) In dem Zwischenraume dieser Briefe lernten sich die beiden Männer persönlich kennen, und ihr Verhältniß ward, wie das brüderliche: Du, in den folgenden Briefen beweist, sehr herzlich.

Den 25. Jul. 1797.

Nur ein Wort von Relif *). Daß Du das Werk für gefährlicher hältst, als Justine, darinn gebe ich Dir vollkommen recht. Justine ist durch entsetzliche Verderbniß hervorgebracht, und kann bei unverdorbnen oder nur mäßig verdorbnen Menschen nichts als Abscheu erregen; wo sie das nicht thut, da ist der Grad von Verderbniß schon vorhanden, der dazu nöthig war, damit ein solches Buch existiren und im Umlauf seyn konnte. Aber schiefe oder ungebildete junge Köpfe können sich durch Relifs Originalität aufbinden lassen, daß dieses widersprechende, entweder erlogene, oder monstruose Gemisch von Sentimentalität und Brutalität, von Rouerie und Niaiserie, von Eitelkeit und Verworfenheit würklich das menschliche Herz sey, und so albern ein solcher Wahn auch ist, so hat er darum doch nicht weniger sein Gefährliches. Wiewohl aber das Ganze eines solchen Ungeheuers, wie das ist, wozu Relif sich macht, nur Lüge oder Selbstbetrug seyn kann, so läßt sich doch aus der Darstellung sehr viel herausstudieren, was von wesentlicher Wichtigkeit ist. Das Knabenalter ist voll von den interessantesten

*) Le coeur humain devoilé.

Details, die den gegebenen Karakter auf die fruchtbarste Weise motiviren. Zu diesen Details rechne ich vorzüglich die Sauvagerie, das Gemisch von Haß und angehendem physischem Trieb in dem Verhältniß des Knaben mit den Mädchen seines Dorfs, so auch den Einfluß der beiden Schäfer Courtion auf eine lebhafte Fantasie, verbunden mit einer frühreifen Organisation. In der heftigen so zeitig und so abscheulich beschmutzten Fantasie liegt, dünkt mich, ein Hauptschlüssel zu allem, was dieser Mensch theils würklich gethan, theils gethan zu haben sich eingebildet hat. Hiezu nun noch der genialische, moralisch schöne Karakter in seiner Familie, die Vermischung von idealischer Patriarchensimplizität, von grobbäurischer Brutalität, von gemein bürgerlicher Verderbniß und Unsittlichkeit in den Gegenständen, die diesen, doch einmal sonderbar geschaffnen Menschen umgeben haben, und die er sich mehr oder weniger angeeignet hat. — Wenn man das alles gehörig auffaßt, so bekommt das Werk ein unendliches psychologisches Interesse, freilich aber immer in zwei sehr verschiedenen Beziehungen: entweder insofern man den hier geschilderten Menschen so annehmen kann, wie er sich selbst schildert, oder insofern ein solcher Mensch sich selbst so

schildern konnte, also bald das Bild im Spiegel, bald der sich so oder so spiegelnde Gegenstand.

Schon die Vereinigung von platter Liebelei, gewaltthätiger Brutalität, abscheulicher Verführung, und viehischer Bordelwollust, in einem und demselben Karakter ist eine sonderbare Erscheinung. Und nun vollends die durchgängige, achtungsvolle, einfache, tiefempfundne Anerkennung der edelsten, schönsten Weiblichkeit (von welcher würklich hier so feine, geheime, so tief aufgegriffene, wahre und seltne Züge vorkommen, und in so großer Menge vorkommen, als in keinem andern Schriftsteller). Das Problem zieht in einem hohen Grade an. Der Mensch ist Dummkopf, Narr, Schurke, Vieh, eins um das andere, und oft alles in Einem, und dennoch ist er gleichsam privilegirt, reinen, wahren Seelenadel in der menschlichen Natur anzuschauen, und so anzuschauen, wie man es nur im Leben und durch das Leben kann, keineswegs durch poetische Geistesanlage, die ohnedem in diesem Menschen so ganz null, oder noch viel schlimmer, als Null ist. Du kannst ihn gewiß nicht strenger verdammen, nicht tiefer verachten, als ich: aber die große Frage bleibt darum in integro: wie hat so viel Dummheit, Narrheit, Schurkerei und Viehheit die vernünftige und ge-

fühlvolle Auffassung und Darstellung von so viel schöner Sittlichkeit bei diesem Individuo nicht unmöglich gemacht? So viel er auch lügt, und sich und andern aufbindet, so ist doch das Schöne sowohl, wie das Infame, in dieser Persönlichkeit des Portraits und des Mahlers, gleich wahr. — Wie er lügt, das ist die Wahrheit — und so unbegreiflich es scheint, so muß man doch, weil es wahr ist, suchen, es zu begreifen, was man gewiß nicht kann, wenn man sich dem Gefühl des Abscheus und der Verachtung zu sehr überläßt.

Wir wollen sehen, ob wir mündlich damit aufs Reine kommen.

Den 11. September 1797.

Gerade in diesen Tagen ist es schwer, den Artikel: Zeitblätter (für die Klio) zu bearbeiten, und dabei von den schrecklichsten Unsicherheiten des Augenblicks zu abstrahiren. Die letzte Pariser Post ist ganz ausgeblieben: der Courier hat eine Menge Hörensagens von der Grenze mitgebracht: das Triumvirat habe Carnot und Barthelemy arretiren lassen; die Fünfhundert seyen blockirt, mehrere Mitglieder arretirt, unter andern die Ex-Generale. So viel ist nicht zu bezweifeln, daß

in Paris ein Ausbruch ist, und daß das Direktorium dabei den Meister spielt. Eine entgegengesetzte Wendung würde man von dem sehr royalistischen Gränzdepartement ganz anders haben erklingen hören. Auch ist es natürlich, daß die ersten Gerüchte besonders antidirektorial, und von der irritantesten Art sind. Zu Ende voriger Woche war ein Jahrmarkt in Pontartier, fünf Stunden von uns, den verschiedene Leute von der diesseitigen Gränze besuchten; während desselben kam ein Courier von der Departementsadministration bei der Municipalität an, worauf sogleich die schärfsten Befehle zur allgemeinen Bewaffnung und zur sorgfältigsten Sperrung der Gränze gegeben wurden. Der Jahrmarkt mußte cessiren, und die hierländischen Kaufleute hatten die größte Mühe, Pässe zu erhalten, und nach Hause zu gehn. Das ist alles, was man hier weiß. So wenig es ist, so kann es Dich doch vielleicht interessiren, falls etwa, wenn mein Brief ankommt, die Pariser Posten noch nicht im Gang gekommen wären.

Der verdammte invalide General, der heuer in Baaden die Cour brauchte, möchte also nicht bloß aufgeschnitten haben? Was wird aber aus der Constitution? und was weiterhin, wenn das Direktorium,

wie

wie es allen Anschein gewinnt, gewaltsam durchgegriffen hat? Der arme Troucour Dúcoudrai wird um seine herrliche Rede seyn! und die giftige Kröte von La Revelliere Lepaux? . . . .

Adieu!

N. S. Nun, le voila donc connû, ce secret plein d'horreur. Der wahre ein und dreyßigste Mai! arme Freiheit! arme Vernunft! und Sieyes, der sogleich wieder auftritt?

Mit meiner Journal-Rubrik: Geist der Zeitschriften, ist es demnach auf lange vorbei: allenfalls können wir Gespräche im Reiche der Todten zwischen den Geistern der abgeschiedenen Zeitschriftsteller machen.

Montgaillards Bericht von der Condé'schen Unternehmung mit Pichegrü, hat übrigens für uns Neuchateller den entscheidendsten Karakter der Wahrheit. Die beiden Menschen Fauche und Courant sind sich in der Darstellung auf ein Haar gleich. Stell Dir vor, daß der arme Fauche nach der Negociation in mehreren Wetten auf die Wiederherstellung der Monarchie über hundert Louisd'or verloren haben soll. Auch war es zu der Zeit im ganzen Lande notorisch, daß er und Courant im Jahre fünf und neunzig auf

gegenrevolutionäre Geschäffte in Frankreich, und an der Rheingränze herumreisten.

Jetzt ist vielleicht der verachtete Batave *) das einzige Blatt, das Du erhältst, so wie wir gestern keines bekommen haben, als das journal des campagnes et des armées, das denn in Wonne schwimmt.

Den 20. September 1797.

Schon gestern, liebster Freund! wollte ich Dir die Beilage schicken, aber Du wirst den Aufschub entschuldigen, wenn ich sage, was ihn verursacht hat. Gestern morgen gegen vier Uhr kam meine Frau mit einem großen, besonders starken, gesunden Jungen nieder! Sie hat mehr, wie sonst, gelitten, aber ich hoffe, es wird gut gehen.

In Verfolg dessen habe ich, Namens meiner und meiner Frau Deine liebe Frau zu bitten, daß sie uns das Vergnügen mache, Pathin bei dem Kinde zu seyn. Persönlich, das wäre freilich am besten, und brächte am meisten Glück; kann es aber nicht seyn, so gebe sie uns Vollmacht, sie repräsentiren zu lassen, und nehme dafür unsern herzlichsten Dank. Ehre, denk

---

*) Eine französische Zeitung.

ich, will ihr der kleine Mensch auch machen, wenn er groß wird.

Ich habe Deinen Schmerz und Aerger getheilt, nur freilich nicht in dem heftigen Grade. Es sind, ich gebe es zu, ausgelernte Teufel; wenn ich aber die Verwickelungen alle bedenke, so finde ich die Menschen, welche jetzt an der Spitze der republikanischen Regierung standen, hätten ausgelernte Engel, hätten mehr als Menschen seyn müssen, um auf der Bahn des Gesetzes und des Rechtes die Energie zu haben, welche die Republik erhalten mußte. So menschlich gemischt, wie alles ist, ist der Grad revolutionairer Teufelei ein Ingrediens, dessen das Schicksal bedarf, um den Gang des Zeitalters zu vollenden. Meine ganze Meinung, mit allen ihren Motiven, wirst Du in dem Aufsatze, den ich Dir mittheile, finden.

An Pichegrüs Entschlusse, den französischen Monk zu machen, zweifle ich gar nicht. Hundert Dinge sind seit dem Jahre fünf und neunzig hier landeskundig, welche die Authenticität der Erzählung des Herrn von Antraigues versichern. Courant, nichts weniger als ein Narr, giebt alles zu. Fauche, der vor sieben Tagen über Hals und Kopf von Paris zurück kam, läugnete anfangs auch nicht, folgt aber seit ein paar Ta-

gen dem Rathe, sich auf Läugnen, Erklären, u. s. f. zu legen, wobei ihm Courant widerspricht, der wegen Geldsachen mit ihm brouillirt ist.

An Dúmas royalistischen Intriguen zweifelte ich nie, da ich hier zu Lande seine Verbindungen mit dem erzschurkischen * * * kannte.

Von Barthelemy habe ich die moralische Ueberzeugung, daß er nicht wohl wußte, was er in Ansehung der Republik oder Monarchie wollte — und das kann weit führen.

Henri Lariviere, Roverre, und selbst Boissu, (obschon dieser, glaub ich, durch weniger verhaßte Antriebe) waren in meinen Augen entschiedne Agenten des Royalismus.

Alles übrige ist schändlich, und in der Form, wie auch durch einen großen Theil der Absichten, ist alles ohne Ausnahme schändlich. Auch können unselige Folgen nicht ausbleiben.

Gewiß ist es durch alle Berichte aller Parteien, daß, wie die Sachen vor dem achtzehnten Fructidor standen, niemand mehr an die Republik glaubte, und niemand mehr an der Monarchie zweifelte. Nun bin ich freilich überzeugt, daß die Direktorialpartei eben so viel dazu beigetragen hat, als alle gegenrevolutio-

naire Intriguen, weil ihr der constitutionelle Gang zuwider war, und sie es auf den Punkt ankommen lassen wollte, wo eine grosse Masse sich mit ihr vereinigen würde, um einen aussergesetzlichen, ja widerrechtlichen Weg einzuschlagen. Allein der achtzehnte Fructidor ist nur die Folge davon, und also wenigstens nicht verhaßter, als die ganze vorhergehende Regierung des Direktoriums.

Daß wir es anders hofften, ist unsre Schuld. Wir hofften, was nicht möglich war, und ich sehe jezt klar, daß nur eines von beiden seyn konnte: entweder, daß Pichegrü seine Rolle bis zum Bürgerkrieg ausgespielt hätte, oder daß die Direktorialpartie so ihre Ueberlegenheit zeigte.

Und darinn bin ich mit Dir einverstanden, daß man, ausser dem Gebiete der Theorie, nur sein eignes Selbst und seine wenigen Freunde haben kann, um über Bosheit oder Thorheit nicht in Verzweiflung zu gerathen.

So lange wir leben, wird es nicht besser seyn. Möge mein großer Junge nebst Deinen Kindern es besser erleben! —

Den 28. September 1797.

.... Mein Aufsatz in der Klio war die Frucht einer Unterredung mit **, der, von Italien zurückkommend, einige Tage hier war. Sein Schwager, der von der Rheinarmee zurück kam, traf hier mit ihm zusammen. Ihre einstimmigen Aussagen vom Geiste der Armeen haben meine Ideen über die letzten Vorfälle etwas modificirt, indem sie mich belehrt haben, daß die ganze Adressenwirthschaft weit mehr Großes und Schönes hatte, als ich dachte. Ich wollte, Du sprächst**; ich glaube gewiß, er würde Dich über manches zufrieden stellen. Er bedauert Barthelemy, hält ihn aber, nach seiner genauen persönlichen Bekanntschaft mit ihm, für ein nothwendiges Opfer — nicht allein der Satanität seiner Collegen, sondern noch mehr seiner eignen tiefen Unwissenheit in dem Gang, dem Wesen, und der Geschichte der Revolution. Von dieser Unwissenheit hat er mir merkwürdige Beispiele erzählt. Er ist überzeugt, die Armeen seyen ganz und grade so gestimmt, wie das Volk es hätte seyn sollen, um die Republik zu sichern. Das Volk hätte durch die Art, wie es seine constitutionelle Rechte gebraucht, und sich von den Royalisten täuschen lassen, die Nothwendigkeit bewiesen, es noch

unter revolutionärer Tutel zu halten. Anders, das heißt: constitutionell, würde sich die Republik nicht haben retten lassen, u. s. w. Freylich, meint**, müsse man an die Perfektibilität, müsse man an Condorce glauben, sonst könne man allerdings, bei so bewandten Umständen, eben so gut und noch besser, Aristokrat als Demokrat seyn.

Den 17. Oktober 1797.

Ich wollte Dir heute auf Deine beiden Briefe antworten. Der Inhalt und die Beilage Deines gestern erhaltenen treffen sehr mit dem, was ich Dir schreiben wollte, zusammen. Auf Röderer besonders wollte ich mich stützen, um Dir zu beweisen, daß das Direktoire, und in ihm die Konstitution vor dem achtzehnten Fructidor im Kreise der Konstitution mit fast rettungslosem Verderben bedroht waren. So gern (wie Du gesehn hast) ich mich an Tronçon Dûcoudrai's Doctrine gehalten hätte, so fiel sie doch durch den Einfluß der bloßen Opinionen des neuen Drittheils, und natürlicher Weise ganz besonders der faktieusesten Mitglieder derselben, auf die Departements, von denen sie erwählt worden war, in der Praxis ganz zusammen. Nicht blos Resolutionen der

Fünfhundert, wenn ihrer auch die Sanction der Anciens noch fehlte, oder gar verweigert wurde, sondern selbst Rapports der Opinionen einzelner Mitglieder, wenn sie nicht einmal Resolutionen nach ihrem Sinne bewirkten, erhielten gleichsam Gesetzeskraft in den Departements. Dieses hatte ich bis dahin den jakobinischen oder agreabeln Blättern nicht so ganz auf ihr Wort glauben wollen; aber Röderers Zeugniß hat mich davon überzeugt. Nun suchte Röderer mit allem Recht den Hauptfehler in dem Verhältniß der zu gleicher Zeit mit den Gesetzgebungs-Drittheilen erwählten Administratoren zu der exekutiven Macht, und erhob sich nicht allein gegen die bereits geschehnen Versuche, um dieses Verhältniß noch lockerer und anarchischer zu machen, sondern wollte sogar, daß man die Macht des Direktoires in diesem Stücke kräftiger organisiren sollte. Aber ganz trostlos mußte man seyn, wenn man sah, daß nicht allein die gegenrevolutionairen Royalisten, bei denen es ihrer Convenienz völlig gemäß war, sondern daß selbst die Konstitutionels, z. B. der ehrliche Düpont, aus allen Kräften trieben, damit die Rechte des Direktoires in Ansehung der Administrationen beschränkt und beschnitten würden. Die Geschichte der gesetzgebenden Versammlung

lehrt uns, daß Punkte, über welche jene beiden Parteien einverstanden waren, unausbleiblich durchgesetzt wurden.

Aus Röderers Zeugniß über diese Dinge war es mir also klar, daß die beiden Gewalten in den Schranken der Konstitution unvermeidlich auf einen Punkt losgiengen, wo entweder eine von beiden, oder beide zugleich, aus der Konstitution heraus in das Reich der Gewalt treten mußten. Sobald mir aber dieses klar war, so konnte ich das Ganze und den Grad Deines Unwillens über den achtzehnten Fructidor nicht theilen; denn lieber war es mir immer, die Unvermeidlichkeit der Alternative vorausgesetzt, daß diese die Gewalt zur rechten Zeit hatten eintreten lassen, als wenn es jener gelungen wäre.

Der Blick in die Zukunft blieb aber unendlich trübe; denn ein unsicherers, widersprechenderers Ding kann es nicht geben, als die Nothwendigkeit der Nullität und der Erniedrigung der Nationalrepräsentation, um der Freiheit willen, als die Unvermeidlichkeit des republikanischen Despotismus, um dem Königthum zu entgehen. Also Heil und Dank dem wackern Röderer. Große Lust, ihn zu hören, werden sie freilich nicht haben; nach der Schnur weg wird es auch sicherlich

nicht gehn; allein ich bin überzeugt, daß die Umstände genug zwingen werden, diesen Weg zu betreten, und von einigen Vernünftigen die nöthige Unterstützung zu erhalten.

Der erste Punkt, den man also wird gewinnen müssen, ist die Unterwerfung unter den sonnenklaren Satz: daß der achtzehnte Fructidor alle Gründe gegen eine vor der konstitutionsmäßigen Frist zu unternehmende Revision der Konstitution zerstört, und es zur dringendsten Nothwendigkeit gemacht hat, diese Revision nach den Lehren der bisherigen Erfahrung je eher je lieber zu Stande zu bringen.

Dafür aber, daß man den constitutionellen Revisionsmodus constitutionswidrig anticipirte, wäre ich nicht. Ich meine, man müßte blos die interpretativen und organischen Gesetze (ungefähr so wie es das vom neuen Drittheil influenzirte corps législatif nur im entgegengesetzten Sinne vorhatte,) den vernünftiger Weise zu bezweckenden Absichten gemäß zu erhalten suchen. Zu dem konstitutionellen Revisionsmodus ist durchaus keine öffentliche Stimmung vorhanden, wie sie seyn müßte, um nicht die furchtbarsten Gefahren nach sich zu ziehen. Welche schöne Aussicht hingegen, daß man der Konstitution ein Gefolge von

organischen Gesetzen mitgäbe, die sie gesund genug machten, um selbst bei abgelaufener Frist von neun Jahren, unrevidirt voranzugehn!

Wenn man sich jetzt dafür entschiede, so wären nun freylich nicht alle Vorschläge Röderers so mit Haut und Haar zu adoptiren, so auf dem ernsten Blick dünken mich manche derselben nur mit dem ganzen System der Monarchie vereinbar mit der Grundlage des repräsentativen Systems, hingegen der politischen Gleichheit, der Amovibilität, mit den periodischen Erneuerungen u. s. w. unvereinbar. Aber die Probleme, deren Auflösung das Heil des Staats und der Freiheit erfordert, sind darinn aufgestellt: und das ist genug. Die Furcht vor Tendenz zur Aristokratie, z. B. in der Mirabeau'schen Idee der Gradualität der öffentlichen Stellen, die Röderer jetzt wieder vorschlägt, und die bei den Debatten des Convents über die Konstitution auf so schamlos erbärmliche Gründe hin verworfen wurde, halte ich ohnehin für leeres Hirngespinste: es bleibe nur das Materielle der Aristokratie, Erblichkeit und Vorrechte weg; in publicistischen Abstractionen hat sie nichts Schreckendes für mich.

Auch für seinen Einfluß auf Dich, weiß ich Rö-

derer wahren Dank; denn, wie Du von den letzten Ereignissen getroffen worden warst, mußte es allerdings in Deinem Herzen so traurig und zerrissen aussehen, wie in dem Herzen eines aufrichtig Liebenden, dem seine Geliebte untreu ward.

Zur Erläuterung dessen, was ich Dir von den Armeen schrieb, setze ich noch hinzu: was mir an ihrem Geist merkwürdig vorkam, war dieses: daß er gegen den Ehrgeiz selbst, dessen Werk er zum Theil seyn mochte, und zu dessen Instrument er bestimmt war, mächtige Wehrmauer seyn würde.

Wüßte ich nur Röderers Vornamen! Ich gäbe ihn dem Buben nebst den beiden schon festgesetzten *). Röderers Geist wäre gerade das rechte Temperament zu dem Einflusse der beiden andern Schutzpatrone. Aber sein Christenthum wäre darum nicht besser bestellt.

---

*) Emanuel Honoré von Sieyes und Mirabeau. Ein freundschaftlicher Scherz veranlaßte den Vorsatz, die Vereinigung von dem Geiste dieser beiden Männer dem Kinde zu wünschen. — Sein früher in der schönsten Lebensfülle durch schlecht behandelte Kinderblattern herbeigerufener Tod, führte ihn auf einem kürzern Wege der Lösung der Räthsel entgegen, die seine Schutzpatrone in einem längern Leben beschäfftigten.

Den 9. November 1797.

Der tiefe Schmerz, von dem Dein Brief zeugt, hat mir sehr weh gethan. Zuerst von dem, was Du thust, und ferner thun willst, in Absicht auf die Gefahren, die Du voraussiehst — das ist durchaus das edelste, gerechteste. Wie Du aber empfindest, das finde ich, ausser daß es Dich unglücklich macht, auch nicht ganz richtig, nicht ganz wahr empfunden. Was alles für Gewalt, für Frevel sogar, in den Umschwung sich mischen würde, der durch die französische Revolution den Menschen bestimmt war, mußte immer mit einbegriffen seyn, wenn Du jenen Umschwung segnetest. Theilen sollst Du gewiß nichts, was Gewalt und Frevel seyn wird; ja Du sollst ihm, wo es Dein Beruf ist, aus aller Kraft widerstehen; aber ich tadle so sehr, als ich es bedaure, daß Du den hellen, heitern Blick auf das Ganze verlierst. Die Geschichte der Vervollkommnung war auch bis jetzt in den meisten ihrer Theile nichts weniger, als tröstlich, und doch hattest Du bis jetzt den Gesichtspunkt der Vervollkommnung im Auge behalten, und das war es, was Dich zum glühenden Freunde der Revolution machte: nun sage mir: was hat sich wesentlich verändert? was für ein neuer Grund, der nicht eben so

gut in dem neuen Revolutionsjahre ziemlich alle Tage vorhanden gewesen wäre, ist jetzt eingetreten, um das Schlimme so zu fühlen, daß von den hohen Ahnungen des Guten nichts mehr als ein finsteres Erwachen von leeren Träumen übrig bliebe? Denn in wiefern Deine individuelle Ruhe Dein individuelles Glück, ja auch Ruhe und Glück Deines Vaterlandes jetzt gefährdet werden könnten, das muß in Absicht auf jenen Gesichtspunkt nicht mehr und nicht weniger bedeuten, als was der Ruhe und dem Glück so unzähliger anderer Individuen, so vieler anderer Länder widerfuhr. Du weißt, ich meine hier kein, entweder übermenschliches, oder teuflisches, jakobinisches Verschmähen der Verhältnisse, die Menschen von Gefühl süß, oder schmerzlich theuer sind! auch mir hat in diesen Zeiten schon vor der Vorstellung geschaudert, wenn die Verwirrung in der Schweiz um sich griffe, mit Weib und Kindern ohne alle Vermögensmittel hinweg wandern zu müssen — und wohin? und wie schnell und früh müßt' ich es, bei meiner Berufslosigkeit in diesem Lande? übrigens bin ich weit entfernt, Dir vorzuwerfen, als ob Egoismus Deine jetzige Art zu fühlen bestimmte, und motivirte, aber der Gang, den Deine Empfindung nimmt, und der mir im Ganzen einmal falsch und grundlos scheint, brachte mich auch auf diese Seite der Sache.

Noch einmal, die erste nächste Pflicht eines aufgeklärten Freundes der Freiheit in dieser Lage ist, alles zu thun, damit so viel möglich, und so lange es Zeit bleibt, nachgeholt werde, was die falsche Begriffe, der Egoismus, die Indolenz der Regierungen, so lange, und vielleicht zu lange, versäumt haben. Darinn sind wir vollkommen einig; Du erfüllst diese Pflicht, wie es Dir zukommt — und was weiter kommen soll, wird kommen.

Ueber meine andere Freude hättest Du Dich gar nicht entsetzen sollen. Sie ging nicht auf den zweiten Vorschlag der Kommission, sie ging auf die Journalsartikel, besonders im Moniteur, wo die gerechte Sache, aber über diesen zweiten Vorschlag hinaus, verfolgt, und die Hoffnung geäußert wurde, daß die Anciens ihr Veto hinein legen würden.

Ich habe Constants Schrift recensirt, und auch Röderers mit einigem Tadel darinn erwähnen müssen. Recht habe ich gehabt, aber es thut mir etwas weh, seit ich Deinen letzten Brief habe.

Beiliegendes Blatt hat mir * * wegen der angezeigten Eudämonia geschickt. Ich wünschte das Heft doch zu sehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach büsse ich darinn für Deine Thaten, denn der Aufsatz mag doch

wohl auf Deinen: Robespierre, nach dem Herzen Gottes gehen.

Mein Vater schreibt mir, er habe Lafayette bei seiner Durchreise durch Leipzig einen langen Besuch gemacht, und ihn dick und fett, und blühend von Gesundheit gefunden. Haben sie ihn etwa zu guter Letzt noch gemästet, damit sein Ansehn sie nicht anklage?

Den 21. November 1797.

Unser Streit über die Nothwendigkeit des achtzehnten Fructidor wäre, wie mich dünkt, bloßer Wortstreit. Wenn Du, die Ausdrücke abgerechnet, sonst wahr findest, was ich Dir über die Sache sage, so mußt Du auch den Ausdruck, wie ich ihn verstehe, zugeben . . daß ich eine reinmoralische Nothwendigkeit verstünde: dieses Verbrechen gegen Recht und Vernunft wirst Du mir, und wird mir keiner meiner Leser Schuld geben.

Für Deine Erklärung gegen die Eudämonisten danke ich Dir, ungeachtet ich auch nichts dawider gehabt hätte, wenn wir, Du und ich, ganz geschwiegen hätten.

Die Marotte von einigen unsrer besten Köpfe von

ge=

gemachten Ruf, sich für gewisse Originale, (die es noch mehr im schlimmen als im guten Sinne des Wortes sind) zu interessiren, und sich zu enthusiasmiren, ist mir nichts Neues: es liegt, glaube ich, die Eitelkeit zu Grunde, lieber eine Reputation machen zu wollen, als eine anzuerkennen. Wir Deutsche haben nun einmal keine litterarische Republik, sondern blos petits Comités von Gelehrten; in jener würde man bis zur Unbilligkeit hart gegen einen solchen ungelekten Bären seyn; in diesen kann der erste beste Zufall, der auf einen von den guten Köpfen wirkt, ein extravagantes Lobsprechen veranlassen, und bloße einfache Cultur des Geistes, ohne eine Charlatanerie, die sie protegiren können, paßt nicht in ihren Kram.

Meines Bedünkens sehr unpolitisch extraordinaire Ehrenbezeugungen rüstet Bern für Bonaparte, der lange auf sich warten läßt. Man hätte sicherlich nichts anders thun sollen, als was sonst in etwa ähnlichen Fällen geschehen ist. Nirgends und auf keiner Seite sind Verhältnisse und Stimmung so, daß das Mehr etwa den Helden gälte. Die würklich französische Partie jauchzt, und verachtet, das Motiv erkennend, die Menschen, die von diesem Motiv so weit getrieben

werden. Die unparteiischen, blos recht bürgerlichen Bürger, werden deroutirt.

Den 4. December 1797.

Was sagst Du zu Bonapartes Abschiedsproklamation? und zu des Moniteurs Einleitung zu derselben? Gare! gare! aber sehr schön sind sie, besonders die Stelle in der ersten an die Ligurier, über die Moderation als Fehler in der Exekution guter Gesetze, und nothwendige Folge wüthender Gesetze, u. s. w. Ob er wohl die Sachen selbst schreibt? Er soll gegen das Berner Regierungsglied, das ihn von Gränze zu Gränze begleitete, vom Erguel und Münsterthal, statt des zu erhaltenden Frickthals, gesprochen haben. Das wäre also, vorausgesetzt, daß Bonaparte sich mit Barras verstehe, welcher doch der wenigst Antihelvetische war, die gnädigste Meinung.

Den 19. December 1797.

Du wirst ohne Zweifel, mein Lieber, in diesem Augenblick einige Nachricht von mir erwarten. Was wirklich ist, und was blos gesprochen wird, bin ich

noch nicht im Stande, gehörig zu unterscheiden. Hier also, so viel sich einigermassen noch sagen läßt.

Belle Lai, Münsterthal und St. Immerthal sind von den Franzosen besetzt. Von ihrer Zahl spricht man natürlicherweise verschieden; doch ist es wohl wahrscheinlich, daß sie mehr nach tausenden, als nach hunderten zu berechnen ist. St. Cyr commandirt sie; das Hauptquartier ist in Courtellari, am Eingang des Münsterthals. Neuveville ist zur Zeit noch nicht besetzt. Diese Stadt soll deputirt, und zur Antwort erhalten haben: daß blos ein Commissaire nebst einer kleinen Escorte hingeschickt werden würde. Die Franzosen haben die höflichsten Anstalten getroffen, um das Neuchateller, und, wie man sagt, auch das Bieler Gebiet zu respektiren.

Von der hiesigen Volksstimmung wäre sicherlich nichts zu fürchten. Das Schlimmste besteht in den höchst verworrenen Begriffen, den tausenderlei Sagen, und den traurigen Wechseln aller Leidenschaften der Furcht und des Hasses, die meistens von oben herab kommen. Morgen wird der preussische Gouverneur, Herr von Beville, erwartet, was ich in diesem Augenblick für ein großes Glück halte.

Der französische Geist herrscht plump offen-

bar, wie es noch nie der Fall war, in allen Städten des Waatlandes. Was an den Berner Rüstungen seyn mag, von denen hier viel gesprochen wird, wirst Du wohl besser wissen, als ich. Mit Schmerzen sehe ich in allen grade das Gegentheil von dem ernsten, kühlen, klugen Geiste, der, wie ich überzeugt bin, für die bis jetzt vorhandne Gefahr grade hinreichend wäre, ohne welchem aber mutatis mutandis sich nach und nach ähnliche Begebenheiten, wie in Venedig und Genua, entwickeln müssen.

Den 27. December 1797.

Die Dinge um uns her scheinen jetzt zu stagniren, und man hätte wohl die ganze strenge Jahrszeit nöthig, um sich zu besinnen, und auf ein solides System zu kommen. Wird man sie benutzen? Ach wie wenig Anschein ist dazu! Möchte ein guter Geist in euern Versammlungssälen euch die Inschrift in die Augen leuchten lassen: Fata volentem ducunt, nolentem trahunt! es ist, (wie sich, eins ins andere gerechnet, jetzt durch die ganze Schweiz die Volksstimmung zeigt,) alles noch so sehr res integra, daß es völlig Zeit wäre, sich führen, und nicht reissen zu las-

sen. Aber dieses Glück — wie wenig weiß man es zu schätzen, wie kindisch empfängt und benutzt man es! Schade, jammerschade um so viel guten Willen, herzlichen Eifer, einfache Vaterlandsliebe, womit man die eiteln Komödien spielt — wider die ich übrigens gar nichts hätte, wenn es nur nicht alles wäre.

Weißt Du, was mir * * schrieb? O. habe vor seiner Abreise nach Paris eine Konstitutionsänderung in Vorschlag gebracht. Ich fürchte, O. geht zu französisch dabei zu Werke, will aus Ehrgeiz und Eitelkeit den Plan auf sich und seinen Kanton conzentriren, um schadenfroh die andern größern Kantone zu ärgern, und in Verlegenheit zu setzen. Wäre aber dieses sein Spiel, so könnte es ihm verdorben werden.

Unser Gouverneur ist gestern angekommen, es wird sich bald abnehmen lassen, was er ungefähr mitgebracht hat.

Immer wollte ich Dich fragen, und immer vergaß ichs; ob du denn, als du die Erklärung gegen die Eudämonisten schriebst, das Heft quaestionis gelesen hattest, und wenn das ist, wie es kommt, daß Du es mir nicht geschickt hast? hättest Du es etwa so infam gefunden, daß Du aus Delikatesse besorgt hättest, meine Seele damit zu besudeln? wie es aber

auch sey, wenn Du es hast, so bitte ich, es mir zu schicken.

Den 9. Januar 1798.

Wir geben Euch, Ihr Lieben, Eure herzlichen Wünsche herzlich zurück, und gerührter, als es unter andern Umständen der Fall seyn würde. Ich muß leider vorhersehn, daß sich der Augenblick unserer Trennung von der uns sehr theuer gewordenen Schweiz naht. Mit unsern unvermeidlichen Besorgnissen, daß uns die Begebenheiten, als zur Unthätigkeit verurtheilte Fremde, fortjagen möchten, stößt fast schicksalsmäßig ein bestimmter Antrag Cotta's zusammen, daß ich die Direktion und Redaktion der Neuen Weltkunde bald möglichst übernehmen möchte. Unter jenen Umständen muß ich dem Antrag Gehör geben. Ich melde ihm heute meine Bedingungen. Werden wir einig, so muß ich wahrscheinlich mit den ersten Tagen des künftigen Monats nach Tübingen. Frau und Kinder lass' ich bis zur guten Jahrszeit hier, unter dem Schutz guter Menschen, denen ich wenigstens so sicher vertrauen kann, als wären es nächste, treue Anverwandte.

Die hiesigen Verhältnisse sind sonderbar. Der Gouverneur hat Instruktionen, die Eidesleistung vorzunehmen zu lassen: das entfernt den Verdacht des Volks, daß Preussen das Land an Frankreich veräussert habe. Zugleich aber handelt er mit der größten politischen Schonung gegen Frankreich; das macht die Regierung toll, die für des Teufels Gewalt helvetische Bundestreue, besonders gegen Bern, an den Tag legen will. Sein Gang ist auf Neutralität unter preussischem Schutz, der Gang der Regierung ist Verschmähung aller Sicherheit, die den Staat enthelvetisiren möchte. Seine Rechte, um ihren Gang zu contrecariren, sind freilich beschränkt; aber sein Einfluß auf das Volk wird groß seyn, weil dieses die Alienation nicht mehr fürchtet, (die vor seiner Ankunft sehr besorgt wurde,) und natürlicherweise, wenn die Gefahr erst recht nahe kommen sollte, ein Biais, um Frieden zu erhalten, sehr gern sehen müßte. Bei der Regierung würkt natürlicherweise persönliches Aristokrateninteresse am kräftigsten mit; wobei denn auch auf alte, bisher bewährte Maximen gegründete Selbsttäuschung das Ihrige thut.

Die letzten Vorfälle mit der öffentlich colportirten Adresse im Waatland wirst Du wohl anders her besser kennen, als ich sie Dir bekannt machen kann.

Was Du mir wegen der Eudämonisten schriebst, ist gerade, was ich vermuthete. Auch ist es mir weiter um nichts, als daß ich gedruckte Infamien, die mich betreffen, nicht ignoriren zu dürfen glaube, wenn sie mir sonst zu Gehör kommen.

Den 23. Januar 1798.

Ich habe Deine beiden letzten Briefe, mein lieber Freund! Du zweifelst nicht, wie lieb es mir seyn würde, wenn ich es so einrichten könnte, daß ich über ** reiste. Kann es geschehen, so geschieht es.

Hier gehen die Eidesleistungen vor mit fast allgemeiner Freude unsers guten Völkchens. Ich wohnte denselben heute in Vallengin, und gestern in Neuchatel bei. Hier ist nirgend auch nur ein Schatten von Uneinigkeit. Desto trostloser gehen die Dinge im Waatlande. Bern scheint nichts als Rache im Sinne zu haben. Eine Bitte. Reise ich und lasse meine Frau ein paar Monate allein, so braucht sie für die einsamen Abendstunden eine für ihre Stimmung wohlthätige Beschäftigung. Ich wünschte daher recht sehr, du suchtest ihr etwas aus, das sie unterdessen übersetzen könnte. Wie es sich versteht, würde es von mir revidirt.

Fast hätte ich eins vergessen. In Bern wollen sie ja, nach ihrer Art und ihrem Sinn, durch ein Tagblatt würken. Sollte es nicht sehr gut, ja nothwendig seyn, daß Ihr einerseits den einmal gegebenen, wenn auch anders gemeinten, Antrieb benutztet, und auch ein Tagblatt in Gang brächtet? Am natürlichsten und leichtesten käme das freilich in Basel zu Stande; doch hat man Basel sehr zu decreditiren gesucht, und hie und da mit so gutem Erfolge, daß ich schnellere Popularität erwarten würde, wenn ein solches Tagblatt wo anders als in Basel, aber in der Schweiz heraus käme. Seyd ihr nicht schon darauf gefallen? — — —

Den 4. Februar 1798.

Die Nachrichten kommen freilich sehr zerstückt, verwirrt, und auf mancherlei Weise entstellt zu uns; allein es ist mir, als drückten sie im Ganzen den, in Ansehung der Umstände, noch besten Sinn aus. Auch der Hauptpunkt, Bern, scheint die allgemeine Richtung anzunehmen. Die Hauptsorge bleibt jetzt also wohl nur diese: Wird Frankreich zunächst seine Einwürkung gebrauchen wollen? für die arrière pensée des Direktorium mag ich freilich nicht stehen; aber

die große Feinheit seiner bisherigen Politik in Ansehung der Schweiz macht mich hoffen, es werde, wenigstens für jetzt, jener allgemeinen Richtung zweckmäßig zu statten kommen — und das ist denn doch einsweilen genug — weiterhin ist es Eure Sache, Euch wacker zu halten.

Vorausgesetzt, daß Frankreich jene Hoffnung nicht täuschte: sollte es nicht eine Maasregel seyn, die je eher je lieber in Erwägung gezogen werden müßte, eine neue Tagsatzung in dem Geiste, den der gewaltige Antrieb dieser letzten Tage das Uebergewicht verschafft haben wird, zu Stande zu bringen? Nichts kann euch ja doch mehr am Herzen liegen, als die helvetische Einigkeit wieder herzustellen; schlügt ihr hiezu den Weg ein, erst, vereinzelt, wie ihr seyd, über ihre neuen künftigen Grundlagen zu berathschlagen, so fürchte ich, die Hindernisse würden euch zu mächtig seyn. Auf jene Weise hingegen fangt Ihr gewissermassen mit der Einigkeit an, und die Organisation derselben muß dann leichter zu Stande kommen.

Komme ich Dir und Deinen Schweizer Freunden vielleicht post festum mit dem Gedanken, so ists mir um desto lieber.

Den 12. Februar 1798.

Ueber den gegenwärtigen Wirrwarr mag ich Dir nichts mehr schreiben; in wenig Tagen werden wir uns darüber ausreden. Ich vermuthe, die nächsten Tage künftiger Woche zu reisen, und komme dann gewiß über * *.

Hier ist nichts Neues, aber ungeheuer viel Agitation. Das zwecklose, ohnmächtige, aristokratische Wüthen ist unzweifelhaft die dringendste Gefahr des Augenblicks. Ueber dem See war vorgestern Musterung der französischen Truppen, durch den an Massenas Stelle ernannten General der dortigen Division, Brüne. — Er verkündigte die Ankunft einer Konstitution für die gesammte Schweiz, die militärischen Anstalten, um ihre Annahme durchzusetzen, u. s. w. Da es keineswegs scheint, als ob ihr sämtlich und einmüthig dieses väterliche Verfahren als eine unumwundne Kriegserklärung ansehen, und nach dieser Ansicht handeln würdet, um Euch alsdenn jede Euch beliebige Konstitution, selbst wenn es die des Direktoriums wäre, zu geben, so wünsche ich nur von Herzen, daß die Annahme je eher je lieber geschehen möge.

Basel, den 7. März 1798.

Das Neuste und Wichtigste von hier, mein lieber Freund! ist die Ankunft des Bürger O. Er sprach gestern drei Stunden in der Nationalversammlung zu Gunsten der von Paris gesandten Konstitution, und trug auf schleunigste Berathung und Annahme an. L** und andere opponirten. Doch wird es wahrscheinlich durchgehen mit dieser Konstitution. Der Hauptgrund des Bürger O. ist en dernière analyse: daß es das Directorium so haben wolle. Um diesen, an und für sich schon schwerhaltigen, Grund zu verstärken, werden verschiedene analogue Mittel angewandt, z. B. Schrecken über die heftigen gegenrevolutionären Bewegungen am verwichenen Donnerstag, die durch einen stark ausgedrückten Vortrag Mengauds, sechstausend Mann hier durchmarschiren zu lassen, veranlaßt wurde. Ferner Schrecken über einen andern gestern geschehenen Antrag desselben Bürger Mengaud, die Inselsachen aufs Neue mit aller Strenge vorzunehmen, wo es heißt: je ne puis cacher que je regarderai commes les complices de ces traitres, quelque soit le masque civique dont ils se couvrent, tous ceux qui oseroient elever leur voix en leur faveur. Du begreifst ohne meine Erklärung den Zusammen-

hang zwischen diesen und noch andern Schrecken, und der Nothwendigkeit, eine so mächtig protegirte Konstitution anzunehmen.

Morgen geh ich weiter, und zu meinem Leidwesen ohne bestimmte Auskunft, wie es sich mit euch verhält. Mit schwerem Herzen scheide ich dießmal von Euch. Von Tage zu Tage bestätigt ein Kanton nach dem andern das quos Deus vult perdere &c. Aber so viele Menschen, die kein guter, kein gerechter Gott verderben möchte, schwanken mit am Abgrund, oder stürzen hinein! Mögen wir mit unsern Kindern uns einst an Einem friedlichen Fleckchen dessen alles erinnern!

Tübingen, den 18. März 1798.

Deine Anfrage, mein Lieber, traf wunderbar mit meinem letzten Brief überein, den Du nun erhalten haben wirst. So viel Sicherheit, als ich für die Meinigen hier erwarte, kann ich Dir und den Deinigen auch versprechen; es wird viel gekannegießert, von Krieg, von revolutionairen Planen u. s. w. Aber wo ist der Fleck, der sicher Ruhe verspräche? So wie ich also, trotz jener Kannegießereien, und der von mir eingesehenen Möglichkeit, daß auch wohl Grund daran

seyn könne, doch die Meinigen kommen lassen will, so kann ich nicht anders als wünschen und rathen, daß auch ihr herkämt. Dann emigrirten wir immer insgesamt, bis wir endlich, ich weiß nicht wohin, kämen, wo nicht mehr emigrirt wird. Laß noch ein Paar von den Unsrigen, und ein Paar Neuchateller zu Hause proscribirt oder verbannt seyn, dann wollen wir zum Residiren, oder Emigriren, wie es die Umstände geben, ein artiges Zirkelchen zusammen ausmachen, eine rechte eine und untheilbare Republik, die niemand, ausser uns, zu konstituiren wagen soll.

Gestern erhielt ich endlich zu meiner unendlichen Freude drei Briefe von Hause, wo sie alle wohl und auch noch politisch ruhig sind. Wenn Du einst Zeit hast, vergiß nicht meiner Frau Herrmann und Dorothee, und auch die andern beiden Bücher zu schicken.

Tübingen, den 26. März 1798.

Für euch, wie ich Dir schon schrieb, ist mir euer Entschluß, zu bleiben, freilich beruhigender. Sollte der ganze revolutionaire Zirkel in der Schweiz beschrieben werden, so würden an Dich und Deinesgleichen Verfolgungen und Proscriptionen kommen, da

es dann, wills Gott, noch immer Zeit seyn würde, abzutreten und uns zu vereinigen. Dann wär' ich gewiß Landsmann dieser auswärtigen Schweiz. Beunruhigen mich aber auch diese Möglichkeiten um euretwillen, so kann ich euch freilich auch nicht rathen, ihnen so früh zuvorzukommen.

Nach so vielen eiteln Utinam habe ich jetzt doch noch eins. Möchte Stolz und Eigendünkel die Potenzen nicht verhindern, zu sehen, daß sie um ihrer selbst willen sich doch in ihrem Spiel mit euerm Volke eine Art von Ziel setzen müssen, daß aus ewigem end- und zwecklosem Spiel grade bei diesem Volke endlich doch eine Vereinigung entstehen könnte, die für den einen Theil leicht nicht weniger schrecklich werden dürfte, als für den andern.

Tübingen, den 29. Jun. 1798.

Ich bin vorgestern Abends von einer kleinen Reise wieder gekommen, und war um so ungeduldiger, wieder hier zu seyn, als ich unterwegs die allerliebsten Nachrichten aus der Schweiz im Allgemeinen erfuhr. Mir dünkt, es gehe gar nicht übel, ich habe eine Ahnung, als werde eure Sache — und zwar in

Kurzem, — der Tropfen zu viel seyn, wovon der Becher der Tirannei überfliessen wird. Es wird dabei mit so plumper Dummheit verfahren, so wenig Sorge getragen, auch nur den leichtgläubigsten Theil des Publikums zu gewinnen, daß ich mich sehr irren müßte, wenn nicht nächstens eine von den rivalisirenden Faktionen diese ungeheure Blöße benützte, und sich mit eurer guten Sache verstärkte. Ich stimme daher von ganzem Herzen in euern Toast bei euerm civischen Gastmal: Heil Rapinat! Auch freue ich mich, daß ihr aushaltet, daß ihr dem jämmerlichen Wütherich den Possen spielt, und ihn zwingt, seine dumme Infamie en detail und wiederholt zu treiben, anstatt aus übel verstandnem republikanischem point d'honneur in Masse abzutreten, und ihm so die halbe Mühe zu ersparen. Die Leute sind auf dem besten Wege, sich ihren Abgrund sehr schnell selbst zu graben.

Ein Brief, auf dem das Datum fehlt, der aber unstreitig in diese Zeit gehört.

Eines habe ich an dem Aufsatze nur verändert — die Stelle wegen der Stimmen, die **** hatte. Ich fand ihren Ton mehr schädlich als nützlich. Daß eine gan-

ganze Masse freier Stimmen in einer Nationalrepräsentation, muß, meines Erachtens, öffentlich mit Achtung im Ausdrucke behandelt werden, und kann es um so füglicher, wenn sie durchgefallen ist. Als Republikaner also, habe ich den Ausdruck hier gemildert. Ueberhaupt, von mehreren Orten her kommen mir Vergleichungen zwischen Euch und der Gironde zu — und ich bleibe gern bei dieser ehrenvollen Vergleichung; aber theilt ihr nicht den Fehler der Gironde, durch welchen sie versäumte, halb aufgeklärte, schwärmerische, aber wohlmeinende Menschen unter ihren Gegnern, schonend zurückzuführen? Tolle und boshafte Ignoranz schreit gern über Aristokratie der Besseren, aber die Besseren üben zu leicht, aus Verachtung und Abscheu gegen jene Ignoranz, wirklich eine gewisse Aristokratie, eine drückende Superiorität, und besonders Unmittheilung, gegen Menschen aus, die vielleicht aus Mangel an Zuvorkommung, Schonung, Mittheilung von Seiten der Bessern, zwischen ihnen und jenen schwanken, jenen aber nie zufallen würden, wenn die Besseren sie mit kluger Humanität behandelten. Vermeidet ihr den Fehler nicht, so geschieht euch, was der Gironde geschah; sie war nicht Partei, und machte sich dadurch der Vortheile einer Partei verlustig,

bekam aber dagegen zu ihrem positiven Schaden den Stolz und die Exklusivität einer Sekte in den Augen nicht allein ihrer abscheulichen Gegner, sondern selbst einer Menschenart, die für sich zu haben, sie, wo nicht um ihrer selbst, doch um ihrer Sache willen, hätte wünschen und trachten müssen.

Zum Schluß dieser Fragmente, und um gleichsam alles, was sie von Hubers Ansicht der Schweizer-Angelegenheiten bis zu diesem Zeitpunkt enthielten, zusammen zu fassen, findet der Auszug eines Schreibens an einen entfernten nicht schweizerischen Freund hier einen Platz.

Im Sommer 1798.

Wahre oder politisch affektirte Leidenschaft überhäuft die alten Regierungen der Schweiz, bald mit Vorwürfen, die ein flüchtig vergleichender Blick auf den gegenwärtigen und den vergangenen Zustand dieses Landes allzu fürchterlich widerlegt, bald mit einer Art Beileidsbezeugungen, welche die an sich schon so natürliche Hoffnung nähren, als sey das verlorne Spiel vielleicht noch wieder herzustellen. Trotzt ja doch der Mensch selbst der allmächtigen Naturnothwendigkeit,

baut von neuem auf, wo das Feuer des Himmels oder des Vulkanes Wuth seine Anstalten vieler mühseliger Jahre zerstört hat: wer möchte von ihm fordern, daß er sich da in erhabene weise Unthätigkeit ergäbe, wo er nur Menschen, nur Seines Gleichen, deren Gutes, deren Klugheit und Muth, er auch sich zutrauen darf, über deren Böses, deren Frevel und Eigenmacht, er sich zu empören das angeborne, unverlierbare Recht hat, als die Urheber seines Ruins erblickt?

Ich lebte nahe an sechs glückliche Jahre in der Schweiz. Nicht arkadisch und sentimentalisch wüßte ich dieses Land zu preisen, aber es gewährte mir treffliche Freunde, und ich fand dort im Ganzen besser erhaltne Einfachheit und Sittlichkeit, und wo nicht mehr, freier, und reiner würkende Selbstständigkeit und Humanität, als in irgend einem Lande, das ich sah, und von dem ich hörte. Lauter Früchte alter Freiheit, die im glühenden Treibhaus der neuen noch lange nicht gedeihen können.

Mit Entsetzen, mit Fluch sah ich das Ungeheuer des Kriegs diesem einzigen durch Jahrhunderte vom Frieden geheiligten Boden Europa's sich nähern. Und es mußte hier Blut fliessen, denn es gab hier viel

Glück zu erhalten, oder zu rächen, und viel Kraft, beides zu versuchen.

Eine schreckliche Schuld scheint von den Trümmern der Schweiz sich auf das Haupt der grossen Nation zu wälzen. Aber es ist mehr Unglück als Schuld. Die Franzosen sahen bei ihrer, leisesten Berührung die alte Schweiz gleichsam aus einander gelößt; sie griffen noch einmal, und es trennten sich noch mehrere Fugen. Vom Oktober sieben und neunzig, bis zum März acht und neunzig erneuerte fast jeder Tag das nämliche Schauspiel — sie glaubten, blos von ihrem fortgesetzten Tritt, müßte das morsche Gebäude vollends zusammen stürzen. Man sagte ihnen: wohl ist das Gebäude morsch: es faßt aber sehr feste Hütten ein, seht wie diese stehen, während über ihnen, und neben ihnen alles wankt.

2.

Briefe

zwischen Huber

und Fr. von C.

gewechselt vom Jahre 1793 bis 1798.

Die folgenden Briefe sind dem Ton und dem Inhalte nach so verschieden von den vorhergehenden, daß der Herausgeber sie jenen folgen läßt, obschon die meisten gleichzeitig mit ihnen geschrieben sind. Die Frau, mit welcher Huber nachstehende Briefe wechselte, überlebte ihn nur ein Jahr, gleich interessant durch Geist und Herz, hat sie viel auf seine Ausbildung gewürkt, am meisten aber hat sie seine Kenntniß des weiblichen Herzens bereichert. Sie hatte über sich und ihr Geschlecht in dem Zirkel der vornehmern Welt, in dem sie gelebt hatte, viel nachgedacht, und hatte den Muth, die Resultate ihrer Erfahrungen und Beobachtungen ihrem Freunde eben so kühn mitzutheilen, als sie solche unter dem Namen des Abbe de la Tour in ihren kleinen Romanen äußert. Ihr vollständiger Briefwechsel, wenn ihre Freunde ihn herausgeben dürften, würde den mancher berühmten Französin an Energie und Eigenthümlichkeit bei weitem übertreffen.

Huber an Frau v. C.

Neuchatel im August 1793.

Sobald die Verfassung eines Staats nicht in einem einfachen willkührlichen Despotismus besteht, welches in keinem civilisirten europäischen Staate der Fall ist, — wie diese Verfassung nun auch übrigens seyn mag, so enthält sie dennoch nothwendig, und wesentlich eine gesetzmäßige Kraft gegen jede Revolution.

Die Staatsverwaltung kann durch Mißbräuche diese Kraft so abnutzen, daß sie endlich unzulänglich wird, und sich als unzulänglich zeigte, wenn der Fall einträt, aber jede fehlgeschlagene Revolution ist nach allen allgemeinen und positiven Gesetzen civilisirter Nationen ein Staatsverbrechen, und keine philosophische Abstraktion kann von dieser Regel eine Ausnahme machen.

Wenn es der Staatsverwaltung in der Anwendung dieser Kraft gegen eine Revolution gelingt, so dient dieses zu gleicher Zeit zu einer hinreichenden

Widerlegung über die Nothwendigkeit einer Revolution.

Von der andern Seite ist die Nothwendigkeit einer Revolution dadurch allein schon erwiesen, daß sie nicht verhindert werden konnte, und die Revolution tritt mit der Gegenrevolution in das Verhältniß des Staates mit ihr selbst.

Denn eine Gegenrevolution ist nichts anders als eine Revolution; sie hat kein anderes Recht, als jene, zu allem, was ihr Gelingen verschaffen kann, sie hat eben so wenig Recht, sich über irgend etwas, das sie fehlschlagen machen kann, zu beklagen.

Allein die Kraft des Staats gegen die Revolutionen ist regelmäßig; sie erkennt gewisse moralische und politische Gränzen, und bis zu dem sehr dringenden Augenblick ihrer Anwendung bleibt sie nothwendig innerhalb dieser Gränzen eingeschlossen. Dahingegen ist der Streit zwischen einer Revolution und der Gegenrevolution durch seine Natur selbst unregelmäßig, unbegränzt, und ohne alle Moralität. Deswegen ist er also das größte Unglück, das dem Menschen im gesellschaftlichen Zustande widerfahren kann.

Keine Revolution, wenn ihr Vorwand und ihre Wesenheit auch die Befreiung von gewissen oder von

allen Ketten wäre, kann der Anklage entgehen, daß sie die persönliche Freiheit und Sicherheit der Staatsglieder in Gefahr setzt. Denn der Staat, den sie umstürzte, wie er auch beschaffen seyn mochte, war eine zuverläßigere Bürgschaft dieser Freiheit und Sicherheit, als die Revolution.

Diese Anklage steigt in dem Kampfe zwischen einer Revolution und einer Gegenrevolution zu ihrer größten Höhe. Wenn sich aber eine Masse persönlicher Freiheit und Sicherheit, die von der Revolution in Gefahr gesetzt ward, sich gegen sie als Gegenrevolution erhebt, so kann sie sich, welches auch der Erfolg sey, nicht besser dabei befinden, wie die Revolution selbst.

Der Krieg eines nicht revolutionären Staates, gegen einen revolutionären Staat, kann den ersten berechtigen, den zweiten mit einer Gegenrevolution zu überziehen, so wie er diesen berechtigen kann, in jenem eine Revolution zu bewirken, denn der Krieg berechtigt bis zu einem gewissen, durch die Natur der Revolutionsvorfälle nicht bestimmten, Punkt, dem Feind zu schaden. Aber der nicht revolutionaire kriegführende Staat muß besonders darüber wachen: daß die Gegenrevolution, deren er sich dem Feind zu schaden be-

dient, eine fremde Angelegenheit bleibt, und alles, was durch eine gefährliche Folge der oben erwähnten Unbestimmtheit gegen revolutionaire Elemente in die innern Verhältnisse dieses Staats einmischt, mischt sich auch auf gleiche Weise in die Feindseligkeiten gegen den revolutionirten Staat; denn die Gegenrevolution ist eine Revolution, und die eine und die andere bestehen aus denselben Elementen, das heißt: aus Faktionen, Leidenschaften, Wuth, Stärke, Zwiespalt, Anarchie, da hingegen die Bande des gesellschaftlichen Vereins, Ruhe, anerkannte Macht, Einigkeit, und Gesetzlichkeit sind ......

Fr. v. C. an Huber.

C. den 23. August 1793.

Nächstens fordre ich einmal Ihre Meinung über einige Fragen, welche den Menschen und die bürgerliche Gesellschaft betreffen. Fragen, die Ihr Brief, so gründlich er war, doch nicht ergründet hat. Könnten Sie, durch Ihre Antwort, den Scepticismus zerstören, in welchem ich wanke, mich bald dem einen, bald dem andern Ufer nähere, ohne je irgendwo festen Fuß zu fassen, — Sie würden mir sicherlich ei-

nen großen Dienst leisten. Ich fürchte nur, daß man mir diesen Dienst nicht leisten kann, denn mein Scepticismus scheint mir mehr aus dem Mißverhältnisse zwischen der Fähigkeit meines Kopfes und dem Gegenstand, den er, um ihn ganz zu begreifen, umfassen müßte, zu bestehen. Nun wir werden sehen! So viel weiß ich, daß ich mich lieber an Sie, wie an irgend einen andern Menschen, den ich kenne, wenden werde, um über Dinge, die mir am schwersten und dunkelsten scheinen, Klarheit zu erlangen.

Was die Briefe anbetrift *), so thun Sie Ihnen mehr Ehre an, als Sie verdienen. Ich würde sie gegen Einwürfe, die sehr gegründet seyn könnten, nicht vertheidigen. Ich habe darinn den größten Theil der Gegenstände nur theilweis und im Kleinen betrachtet. Wenn ich wünschte, daß Sie sie lesen möchten, war es gar nicht, weil ich hoffte, daß Sie etwas Neues, etwas Glänzendes darinn finden würden, ich dachte dabei an Ihr Journal, und glaubte, sie könnten Ihnen im Fall der Noth einmal zum Lückenbüsser dienen. Mein Glaubensbekenntniß ist so wenig in die-

*) Ein kleines, nur für das lokale Interesse des Augenblicks berechnete Pamphlet, welches die Briefschreiberinn damals herausgegeben hatte.

sen Briefen enthalten, daß ich fühlte, der letzte schmeichelt den Fürsten. Aber mir däucht, man müßte ihnen schmeicheln, damit sie sich ein bischen besser aufführen. Man hatte mich um diese Briefe gebeten. Suchen Sie, sagte man mir, diese Leute (unsre Bergbewohner) zu besänftigen, zu diesem Zweck muß man ihnen schmeicheln, und sie amüsiren. Ich machte meine Sache, so gut wie möglich, und das ist alles. Sie müssen sich also nicht weiter damit beschäfftigen. Ich schließe mit der Versicherung, daß ich Ihren Brief oft lesen werde.

Huber an Fr. v. C.

Neuchatel, den 27. Oktober 1793.

Gnädige Frau!

Da Sie die Umstände nöthigten, sich eines guten Werkes zu begeben, darf ich hoffen, daß Sie mir es fast Dank wissen werden, wenn ich Sie um ein anderes anspreche.

Ein alter Franzose, der in Locle wohnte, und den ich nur an dem Wirthstische, wo ich speise, zwei oder dreimal gesehen hatte, dessen leidendes redliches Gesicht, seine sanften, bescheidnen Sitten, sein ge-

mäßigter, zurückhaltender Ton aber stets einen gewissen Eindruck auf mich gemacht hatten, ist genöthigt gewesen, seinen Zufluchtsort, wo er der einzige Emigrirte war, zu verlassen. Gestern trafen wir wieder an der Wirthstafel zusammen, und ich muß hinzufügen, daß die Gesellschaft, gegen das Gewöhnliche, aus mehr als halb Enragirten — Leuten, die gewöhnlich nicht die besten Gesellschafter sind — zusammengesetzt war. Da ich die Art von Ton, den sie zu nehmen pflegen, ein wenig fürchte, suchte ich ein gewisses Wohlwollen, eine gewisse Sanftheit in die Tischgespräche, welche etwa vorkommen könnten, zu bringen. Ich trachtete, den Herrn ihre Sonntagsröcke anziehen zu machen. Es glückte mir, und ich ärntete einen sehr süssen Lohn. Nach dem Essen zog mich mein alter Franzos bei Seite; er unterhielt mich mit einem wahrhaft rührenden Vertrauen von seiner Lage, erzählte mir: er sey nur ausgewandert, weil es in seinem Alter, — er sey vier und sechzig Jahr alt — sehr lästig sey, mit in Krieg zu ziehen, ein Handwerk, das er weder liebte, noch etwas davon verstünde. Er wünschte, setzte er hinzu, nichts wie Ruhe, es sey ihm unmöglich, ausserhalb Frankreich zu einer Partei sich zu schlagen, er habe Frankreich ja

nur verlassen, um diese Unannehmlichkeit zu vermeiden, wenn er nur die Erlaubniß, hier zu leben, erhielt, wollte er niemand zur Last fallen, er wünsche nichts mehr, als nützlich zu seyn, auf welche Weise es auch seyn könne, entweder als Schreibmeister, da seine Handschrift für sein Alter noch ganz leidlich sey, oder, indem er Kindern aus guten Häusern Mathematik lehre, wozu er sich geschickt glaube, da sein Vater bei der Akademie in Besançon Professor gewesen, und seine Erziehung in diesem Fache so sorgfältig behandelt worden sey, daß er sich rühmen könnte, so bald er nur wieder ein bischen im Zug sey, jungen Leuten die ersten Grundsätze zweckmäßig beibringen zu können. Oft sey er in Versuchung gewesen, in sein Vaterland zurück zu kehren, seine Freunde haben ihm aber immer gerathen, einen günstigern Augenblick abzuwarten, wo er nicht als Ausgewanderter behandelt zu werden, in Gefahr sey. Wenn man ihm nun jezt in diesem Lande eine Zuflucht versage, wüßte er freilich nicht, wohin sich wenden? Sich an die Priesterpartei zu hängen, die um die Erlaubniß da zu bleiben zu intriguiren schien, wär' ihm platterdings unmöglich. Er bat mich darauf um Rath, und wo möglich um Hülfe. Nun zeigte er mir seine Papiere,

die mehr noch, als hinlänglich waren. Es waren Pässe, sowohl von der Civil- als Militärbehörde in Boisgau, welche seinen Weg, und die Gründe, warum er nach Neuchatel ging, klar darlegten, es waren sehr ehrenvolle, ich möchte sagen, aus Achtung geschriebne Attestate seines Wirthes, und des Maires von Locle. Er wollte sie mir in Händen lassen, allein ich sagte ihm, ich habe sie nicht nöthig, für den einzigen Schritt, den ich zu seinem Besten zu thun im Stande sey, nämlich mich an sehr schätzenswürdige Personen zu wenden, die, wie ich wüßte, den guten Willen, und vielleicht Einfluß hätten, einen braven Mann in seiner Lage zu verbinden. Das versprach ich ihm, und in diesem Augenblick löse ich mein Versprechen. Ich bin in meiner Erzählung ein wenig weitläuftig gewesen, gnädige Frau, und doch nur mit Furcht, es noch nicht hinlänglich zu seyn, um in Ihre Seele den Eindruck überzutragen, den die Redlichkeit, die Einfachheit, die Bescheidenheit auf mich machten, welche aus allen Reden dieses Mannes hervorleuchtete. Doch für Sie, gnädige Frau, die Sie nie von fremden Leiden sprechen hören, ohne nach Mitteln, sie zu lindern, sich umzusehen, für Sie ist dieses schon zu viel. Der Mann, den ich Ihnen,

der Güte, der Menschlichkeit selbst empfehle, heißt
• • • • • • •

Nehmen Sie, gnädige Frau, meine ehrerbietigsten Grüße gütig auf . . . .

Fr. v. C. an Huber.

C. den 6. März 1794.

Man sagt mir, daß Ihnen die Uebersetzung Ihres Heimlichen Gerichts gar kein Genüge leiste, und daß Sie im Sinne haben, es von Neuem zu übersetzen. Wollten Sie mir wohl, entweder das gedruckte Original oder einen Auftritt, den Sie mit italischen Buchstaben abgeschrieben haben, zusenden? ich will diesen Auftritt nach besten Kräften übersetzen. Senden Sie mir das ganze Stück, so müßten Sie mir einen Auftritt zum Uebersetzen anzeichnen. Sie übersetzen dann das Ganze, ich den kleinen Theil, und nachher wollen wir meine Uebersetzung mit der Ihrigen und dem Original vergleichen. Ich werfe mich hier zum Vertheidiger der französischen Sprache auf. Es kommt hier darauf an, zu zeigen — wenn ich dessen fähig bin — daß alles, was ein deutscher Schriftsteller in seiner Sprache richtig ausgedrückt hat, in

der französischen muß klar ausgedruckt werden können. Freilich wird nicht jedes Wort buchstäblich übersetzt seyn, aber die Phrase wird denselben Sinn, dieselbe Farbe, und dieselben Schattirungen haben, vorausgesetzt, daß das alles in einem wohlorganisirten Kopfe also habe seyn können. Denn einen Menschen, der weder närrisch noch krank ist, deliriren zu lassen, ihn einen Perioden vernünftig anfangen, und mit irgend einem thöricht überspannten Einfall endigen lassen, ohne daß dieses einem französischen Leser auffiele — dazu verstehe ich mich nicht; aber das ist ein Anstoß, den ich in dem Heimlichen Gericht nicht zu befürchten habe.

Neuchatel, den 7. März 1794.

Gnädige Frau! ich bin eben nicht anspruchsloser, wie ein Anderer; aber wenn ich mich selbst zu schätzen hatte, befleissigte ich mich immer der strengsten Redlichkeit. Ich muß Ihnen also sagen, daß ich, je mehr ich von der Zeit wo ich das heimliche Gericht dichtete, je mehr finde ich, daß ich damals sehr gut wußte, was ich wollte. Wie ich es letzthin aufmerksam wieder las, habe ich mich sogar überzeugt, daß der Plan und die Anordnung des Stücks nach ziem-

lich guten Grundsätzen gemacht sey. Allein es hat wenig Schattirungen in den Karakteren, oder vielmehr nur Philosophie über die Karaktere, wenig Einfachheit, viel zu viel Ueberfluß in der Ausmahlerei. Die hauptsächlichsten Ideen sind auf tausenderlei Weise variirt, und mühselig ausgearbeitet, anstatt conzentrirt zu seyn, und mächtig und mit Glanz hervorzutreten. Meine Absicht war es auch nicht, das Stück ganz zu übersetzen, ich wollte nur die gröbsten Mißgriffe meines Uebersetzers verbessern, um einige Personen, denen die Uebersetzung troz ihrer Fehler Vergnügen gemacht hatte, zu verbinden. Nachher wollte ich die vier ersten Auftritte des vierten Aufzugs, die ganz episodisch sind, und die Herr von Bock ausgelassen hat, übersetzen, allein nur um Fr. v. F. Freude damit zu machen, denn sie sind sehr geheimnißvoll, selbst im Deutschen, ich hielt sie auch immer für unübersetzbar, bis Fr. v. F., die sie sehr liebt, mich überredete, es walte dabei ein gutes Theil Faulheit bei mir ob.

Ich glaube also würklich, und ohne alle Ziererei, gar nicht, daß das heimliche Gericht bei unserm Streit über das deutsche Schauspiel ein beweisendes Stück sey, aber das einmal festgesetzt, nehme ich Ihre Herausforderung eifrig und dankbar an. Dennoch wird

es mir schwer, den Auftritt, an welchem Sie sich üben sollen, zu wählen. Die vier Auftritte, welche ich angefangen habe, liegen ganz ausser den Gränzen der dramatischen Dichtung, von der sechsten des fünften Aktes hat Hr. v. Bock kein Wort verstanden, und sie scheint mir schwer zu übersetzen. Aber die langen Reden, welche Arlheim nennt, machen mich erröthen, wenn ich an die billige Ungeduld denke, die sie Ihnen einflößen werden. Der zehnte Auftritt des ersten Aufzugs ist von allen meinen langen, raisonnirten Scenen, die, welche ich für am besten ausgearbeitet und am mehrsten an ihrer rechten Stelle halte, so bald man mir zugiebt, daß mein Stück, seiner Natur nach, raisonnirt seyn mußte. Dieser Auftritt machte mir bei seinem letzten Durchlesen mehr Freude, wie irgend ein anderer, und ich halte ihn nicht für so schwer, wie die Andern. Ich streiche also die drei Stellen in dem Exemplar an, welches ich Ihnen zu senden die Ehre habe, und Sie mögen selbst wählen, ob Sie den schwersten Auftritt vorziehen, oder einen von denen, welche, ohne fließend, wie ein französisches Kunstwerk, zu seyn, dennoch der deutschen Sprache keine Schande machen.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen ein

so übel zugerichtetes Exemplar schicke. Die beste Entschuldigung ist die: daß ich kein anderes habe. Die Durchstriche und Korrektionen sind zum Behuf einer neuen, davon zu erscheinenden, Ausgabe gemacht.

Erlauben Sie mir, gnädige Frau, die Versicherung u. s. w.

Frau v. C. an Huber.

C. den 4. Jenner 1796. *)

Unsre beiderseitige Arbeit hat mir gestern viel Vergnügen gemacht. Das wäre allerliebst, wenn Herr Huber es noch dahin brächte, eben so gut französisch wie deutsch zu schreiben. Um dahin zu gelangen, nehme ich mir die Freiheit, ihm zu sagen: daß er die zu französischen Redensarten ablegen muß. Diese veralten von einem Augenblick zum andern, so daß der Ausländer sie oft erst annimmt, wenn der Franzose sie ablegt, so wie die französischen Kopfputze, die man nie übertrieben nachahmen sollte. * * hat diese Verkehrtheit begangen, und in dieser Rücksicht ist sein kleines Buch eine wahre Fastnachtsfarce. Wenn Sie

---

*) Es ist in diesem Briefe von einer Charakteristik des jetzigen Fürst Primas die Rede, die nie öffentlich erschienen ist.

es haben, so bringen Sie es einmal mit, ich will Ihnen eine Menge Stellen bemerken machen, wo er, aus lauter Anstrengung, französisch zu schreiben, recht deutsch geworden ist. Doch zur Anwendung! Souverainement ridicule, geht noch an, obschon man es fast nicht mehr braucht. Eine Zeitlang sagte man es viel, so wie: furieusement amoureux, furieusement modeste, u. s. w. Die Berner sagen noch terriblement joli. Es scheint, daß die Deutschen die langen Nebenwörter (adverbes) lieben. Constitutionellement ist gar schön; inconstitutionellement ist noch schöner, aber anticonstitutionellement würde prächtig seyn! je mehr man Mühe hat, mit einem Worte fertig zu werden, je mehr Wohlgefallen scheint man daran zu haben, und ist es endlich glücklich heraus, so ruht man darnach aus, wie nach einem Triumph. Für meinen Theil gestehe ich, daß mir constitutionel, wo es nicht durchaus nothwendig ist, schon zu lang scheint. Nachdem man die Importance constitutionelle ein bischen genossen hat, bitte ich Sie, thun Sie es fort! erstlich, als nicht zur Sache gehörig, weil es den Coadjutor von Mainz um nichts zorniger gemacht hat. (Wenn Sie einmal über Joseph den Zweiten schreiben, dann bringen Sie diese Phrase

an, aber beladen Sie nicht das Portrait des armen Coadjutors damit.) Zweitens, weil es das, was Sie sagen wollen, gar nicht gut ausdrückt. Sie müßten sagen: die politische Wichtigkeit, oder: die Wichtigkeit, welche die Constitution des deutschen Reichs dem Churfürsten von Mainz giebt. Es giebt eben so wenig eine constitutionelle Wichtigkeit, als einen constitutionellen Credit, oder eine constitutionelle Ernsthaftigkeit. Das ist eine Kleinigkeit, aber keine kleine Kleinigkeit. Eine Art von Elipse, eine Elision, — ich weiß nicht, wie man sagt — die gar nicht angenehm ist, wenn man sie in einem Haufen schwerfälliger Worte antrift. — Genug für heute. —

Noch ein Wort an meinen Schüler wegen der Wahl von Lektüre in der Absicht, den Styl zu bilden.

Meinetwegen mag er noch Philipp von Commine lesen, oder den alten Joinville, diese Leute haben mit dem Styl eines Fremden, der französisch schreiben will, nichts gemein. Dennoch ließ ich sie lieber bei Seite, damit die Drolligkeit ihrer gothischen Ausdrücke mir nicht im Kopf stäcke, wenn ich rein und schicklich schreiben wollte. Aber ich würde mit der grösten Sorgfalt gewisse neuere Schriftsteller vermeiden, die eben so barbarisch sind, wie jene, und

alle die, welche etwas zu eigenthümliches, zu karakteristisches haben, um aus dem vergangnen Jahrhundert nur Bossuet, Fenelon, und einige andere zu lesen, aus diesem Jahrhundert Büffon, lieber wie Rousseau, Vertot lieber wie Voltaire, Bailly lieber wie Alembert und Condorcet. Reinheit, Klarheit, Einfachheit werden leichter eingeflößt, als nachgeahmt — könnten sie nachgeahmt werden, so wär's desto besser, aber das, was wir nachahmen, und oft, ohne es zu wissen, sind auffallende Wendungen, die durch ihre Sonderbarkeit anziehen, häufige Antithesen, reichliche Epigramme, Zusammenstellungen, die mehr sonderbar, als richtig und natürlich sind. So ahmen wir die Tics derer, mit denen wir leben, viel häufiger nach, als ihr Betragen, oder ihre Sprache, welche beinahe nur in der Abwesenheit auffallender und sonderbarer Dinge besteht. Muß man aber irgend einen Tic, irgend eine Eigenheit im Styl, oder im Betragen haben, so sollten wir sie wenigstens nur von uns selbst nehmen. Ich habe oft zu jungen Frauenzimmern, die hübsche Briefe schreiben zu lernen wünschten, gesagt: Leset die Briefe der Frau von Maintenon, in welcher nur Reinheit und Raschheit des Styls ist, lieber, wie die der Frau von Sevigné, die voll

Geist und Anmuth sind, denn ihr würdet lächerlich, ahmtet ihr diese nach, aber keineswegs sucht ihr jener zu gleichen. Die Schriften, welche die Revolution mit so einer bewundernswürdigen Fruchtbarkeit hervorgebracht hat, haben in Rücksicht des Styls denen, welche sie sich aneigneten, ein sehr böses Beispiel gegeben, welches man wohl von sich zu entfernen bedacht seyn sollte ......

Huber an Fr. v. C.

Bole, den 5. Jenner 1796.

Endlich bin ich mit meinem Dalberg fertig. Gern nehme ich die Deutung an, daß ich mir einst einen Styl im Französischen zu eigen machen werde. Ich bin in einer herrlichen Schule, und das, was Sie für mich zu thun die Güte haben, ist grade das, was mir fehlt. Wenn ich in den Fehler verfalle, die Gallicismen zu mißbrauchen, ist's nicht, weil ich diese Gefahr nicht kenne, denn oft machte ich die Bemerkung, daß Fremde ihr ausgesetzt sind, und nur die Macht des Instinkts hat mich dazu verleiten können. Was die Importance constitutionelle anbetrifft, so gebe ich sie Ihnen preis, gnädige Frau, obschon ich vor

dem zweiten Einwurf nicht ganz überzeugt bin. Constitutionel scheint mir das zu seyn, was sich auf eine Constitution gründet, oder auf eine Constitution Bezug hat. Dieses ist der Sinn jedes Adjectivs in Rücksicht des Substantivs, zu dem es gehört. Nun ist aber die constitutionelle Wichtigkeit auf die Constitution gegründet, und bezieht sich auf die Constitution. Allein der Einwurf, dem ich nachgebe, ist, das Ende der Phrase ist dem Gegenstande fremd, es stört die Einheit und die Entwickelung.

Die würklichen Fehler, die mir noch zu Schulden kommen, bei Seite, glaube ich, daß wir in den Erörterungen, zu denen Sie sich gütig verstehen wollen, wie es immer geschieht, wenn man redlich erörtert, der Wahrheit auf halbem Wege begegnen werden. Sie sind unerbittlich in Rücksicht von Reinheit, Präcision der Sprache — daher der große Vortheil, den mir Ihr Tadel und Ausstreichen bringt. Ich, wenn ich dagegen streite, stütze mich auf den allgemeinen Grundsatz: daß die Worte den Gedanken untergeordnet sind, daß jene diese also nicht verdrängen sollen. Dann geschieht es zuweilen, daß Ihre Strenge mir zuweilen beweist: das, was ich für Gedanken hielt, war blos eine Wendung, und in einer wohl organi-

sirten Sprache hat der Styl oft das Recht, den Gedanken zu bessern. Dann gebe ich nach, und das, was ich mir noch vorbehalte, kann nur dienen, mir, wenn ich je französisch zu schreiben lerne, ein gewisses Colorit zu erhalten, einen Karakter des Styls, welcher macht, daß sich unter den guten Schriftstellern der eine dem andern nicht ähnlich sieht.

Fr. v. C. an Huber.

C. den 6. Jenner 1796.

Ich verstand vollkommen, was Sie mit importance constitutionelle sagen wollten; aber ich behauptete, und ich behaupte noch, daß man sich nicht so ausdrücken soll. Wichtigkeit ist ein zu vielfaches Ding, denn man braucht es von moralischen Schätzungen, von metaphisischen, und eben so von gesellschaftlichen Uebereinkünften; man kann ihm also nicht ein solches Epithet geben, welche voraussetzt, daß es von der Constitution des Landes abhängt. Ich werde von einer Frau sagen: sie hat eine gesetzmäßige Gewalt in ihrem Hause, aber nicht eine gesetzmäßige Wichtigkeit; gesetzmäßige Rechte auf diesen Mann, der ihr Gatte ist, aber keinen gesetzmäßi-

gen Einfluß. Solche Wendungen sind, glaube ich, in dem Geist der deutschen Sprache. Sie liebt solche zierliche Vereinigungen, (englobement) und das Erstaunen, welches ein: Constitutionel einflößt, wenn es mit einer Sache, oder einem Worte verbunden ist, das nicht zur Constitution zu gehören scheint. Ihr würdet, glaub ich, von dem Einkommen, welche die Constitution einem Prinzen giebt, recht gerne sagen: sein constitutionelles Vermögen, und von ein Paar Augen, die sittliche Reinheit und Güte ausdrückten, ihr moralischer Zauber. Diese Art Räthsel gefällt den Franzosen nicht so sehr; sie lesen lieber ein paar Worte mehr, unb verlieren ein paar Augenblicke weniger mit Errathen. Wenn ein französischer Schriftsteller sich einer Wendung dieser Art bedient, so schützt er ihr Befremdliches durch ein: wenn man sich so ausdrücken darf, oder gleichsam u. dgl.

Ich liebe sehr, was Sie von Ihrem Vertheidigungsgefecht sagen zu Gunsten Ihrer Ideen, von denen Sie nicht wollen, daß die Worte ihnen Gesetze auflegen, und daß sie endlich doch dem Styl das Recht zugestehen, die Ideen zu modifiziren, oder zu verbessern. Ihr erster Anspruch ist billig, Ihre nachherige Nachgiebigkeit ist vernünftig. Bedenken sie übrigens,

daß, wenn eine Idee so köstlich ist, daß alle Bruchstücke, in welche sie sich theilen läßt, alle so interessant sind, daß man keines davon verlieren sollte, so kann man sie alle in andern Phrasen wieder einholen, welche jener ersten, welche man gebessert und beschnitten hat, folgen können. Dieses hat Rousseau so wohl verstanden! Er fängt einen Perioden über denselben Gegenstand, den er erschöpft zu haben scheint, wieder an, er scheint im Begriff, sich zu wiederholen, aber bald hat man das Vergnügen, eine neue Entwickelung zu sehen, denselben Gegenstand aus einem andern Gesichtspunkt zu erblicken. Ohne Zweifel erfordert das Kunst. Einzelne Diamanten, einer als Ring, einer als Haarnadel, einer als Schnalle gefaßt, müssen ein jeder seinen innern Werth haben, aber sie machen ihre Wirkung durch die Gestalt, die man ihnen gegeben hat. Diese Kunst der Fassung ist der Styl, in ihr übt sich jeder, der mit Vergnügen gelesen zu werden wünscht, selbst dann, wenn sein Gegenstand bekannt genug ist, um keine Neugier mehr zu erregen.

In Rücksicht eines eigenen Karakters unsers Styls, welchen Sie mehr zu wünschen als zu fürchten scheinen, eines Styls, der Sie unter den guten Schrift-

stellern kenntlich machte. Ein solcher Karakter ist nie etwas anders, als ein Fehler, er gleicht der Manier der Maler, welche nie etwas anders ist, als eine besondere, sich gleiche, Art, sich von der Natur zu entfernen. Der vortreffliche Maler und der vortreffliche Schriftsteller sind beide gleich vielfältig in dem, was sie schreiben, oder malen. Voltaire, troz alles seines Geistes und seiner Lustigkeit, ist doch eintönig. Das ists, was mir an Bailly so sehr gefallen hat, er hatte keine Manier.

Ich werde mir das Fest geben, die Folge Ihres Coadjutors recht durchzuarbeiten. Doch wäre es ohne alle böse Laune, und mit einer, dieser sehr entgegengesetzten, Empfindung, daß ich keinen Stein auf dem andern ließ.

Fr. v. C. an Huber.

C. im September 1797.

„Menschen, wenn ihr raisonniren wollt, so seyd mit euch selbst einig. Zweifelt ihr, so schweigt; glaubt ihr, so legt euer Glaubensbekenntniß ab; seyd ihr ungläubig, so wagt es, die Folgen eurer Ungläubigkeit ins Auge zu fassen, und wärt ihr zu kalt, dem zu

Folge, was ihr denkt, zu handeln, so laßts euch gefallen, daß leidenschaftliche Menschen die Bahn bis an das Ende durchlaufen, welche ihr und eures Gleichen ihnen geöffnet habt."

Das schrieb ich eben an Jemand bei Gelegenheit von Honorine *). Ich habe mich hier selbst abgeschrieben zur Antwort auf Ihre Bedenklichkeiten. Das ist platt, denn es ist nur Orakeln erlaubt, sich selbst zu wiederholen.

Sie glauben nicht, wie sehr mich Honorine beschäfftigt, seit ich sie fertig vor mir gesehen habe. Freilich war sie so empfangen, aber das Küchlein war noch nicht aus dem Ey gebrochen. Ein sonderbares Küchlein, diese Honorine! Ich bin wegen ihrer Moralität gar nicht bange, wär' ich es, so könnte mich keine Einleitung beruhigen. Das moralische Gefühl, wenn es ein solches giebt, mag sich gegen alles, was man auf Veranlassung von Honorine denken kann, thätig beweisen. In dieser Voraussetzung kann es ja gar nicht umhin, es zu thun. Giebt es aber kein moralisches Gefühl, so raisonnire man, und entscheide

*) Honorine d'Userche, ein kleiner Roman des Abbe de la Tour, ein Name, welchen die Briefschreiberinn als Schriftsteller angenommen hatte.

seiner Vernunft gemäß. Ich gestehe, daß ich nicht sehr an ein moralisches Gefühl glaube, diese Hypothese gehört zu denen des Instinkts, und der angebornen Ideen. Ich läugne ihn eben so wenig, allein mir däucht, man erklärt unsre moralischen Begriffe besser durch die Hoffnung auf Genüsse und Geld, und die Furcht vor der Hölle und dem Galgen, welche in den meisten Köpfen eben so schwer zu zerstören seyn wird, wie ein Mißverständniß in dem Kopf der Frau von Userche. Hätte ich dem Fräulein von Userche mehr Jahre, und weniger Geist und Liebe gegeben, so wär sie unwahrscheinlich gewesen. So aber, wie sie ist, darf ich behaupten, daß sie wahr ist. Die Frömmelei der Mutter, und die Donnerstagstafeln halfen einigermassen, allein sie hätte diese Hülfsvölker entbehren können, denn in ihrem Alter reichte ihr Geist, ihre Liebe, und Herr de la Touche reichlich aus.

Denk ich mir, was ich, als Leser der Honorine, den Tag nach dieser Lektüre — denn bei der Lektüre selbst würde mich Mitleid und Schrecken zu sehr erfüllen — sagen würde, so wär es: daß die Welt von Menschen, wie dieser la Touche, umgestürzt, thätiger noch, wie dieser, aber nicht so vornehm, nicht so reich, la Touche, die nur Journalisten wären, Schrift-

stel-

steller, die an den Strassenecken, im Klubb, bei den Jacobinern sprechen, daß eine solche Welt in Frankreich, dem Mittelpunkt der Erschütterung, einen Mann bedürfe, welcher dem Kinde Honorine ähnlich sey. Einen Mann, welcher die andern durch seine Kraft, und ihre Schwäche regierte, wie Honorine Jungfer Therese regierte, und Gaspard und den Abbe und ihre Mutter. Einen Mann, der seiner Leidenschaft zu widerstehen wüßte, und andern ihre in Bewegung zu setzen verstünde, aber unter ihnen allen vorzüglich ihre Habsucht und ihre Furchtsamkeit. Dieser Mann würde Geld versprechen, mit dem Galgen bedrohen, und es so veranstalten, daß man sich wieder vor der Hölle fürchtete.

Ich weiß nicht, ob ich, Leser, das Andern sagen würde, aber denken würde ich es, und es Ihnen sagen, welches nicht unvorsichtiger ist, als es denken, und in dem Augenblick würde mich die Elementarmetaphysik und die Theorie wenig bekümmern; im Vergleich der praktischen Metaphysik, der Kunst der Stärkern, das heißt, die Mehrzahl, wieder unter die Gewalt eines Einzelnen zu bringen, welcher Ordnung und Frieden wollte. Heut zu Tage ist sie in der Gewalt des Ersten, der sich anmaßt, sie zu führen, und

Bayerische Staats-Bibliothek München

eines Elendes, welches sie betäuben muß, wenn es sie nicht tödtet . . . . Diese verzweifelte Honorine, wär sie in ruhigern Zeiten erschienen, hätte verdient, vom Nachrichter verbrannt zu werden, aber in diesem Augenblick scheint mir die Flamme, die sie anzünden könnte, nur wie eine kleine Kerze, welche die allgemeine Feuersbrunst um nichts vergrössern wird, und weil sie ein bischen glänzender, ein bischen anziehender ist, wie die Mordflamme, erreicht sie vielleicht hie und da die Aufmerksamkeit derer, die zu löschen im Stande wären.

Huber an Fr. v. C.

Tübingen, den 11. April 1798.

Gnädige Frau! es war eine wahre Wohlthat für mich, Ihre Schriftzüge wieder zu sehen, zum ersten Mal seit meiner Trennung von dem glücklichsten Leben, das ich je lebte, und das ich je leben werde. Und mit welchem Vergnügen fand ich nicht meine eigene Stimmung in dem wieder, was Sie zu Anfang Ihres Briefes sagen! Eben weil ich von den Gegenständen eines so schrecklichen und so allgemeinen Interesses täglich mit Ihnen schwatzte, täglich Sie darüber reden hörte, hatte ich

Ihnen noch nicht darüber geschrieben, wenigstens nicht unmittelbar. Indem ich H. v. C. schrieb, fühlte ich wohl: daß ein Theil der Empfindungen und Gedanken, die ich ausdrückte, mehr an Sie gerichtet sey, als an ihn, er darf bei seiner jetzigen Gesundheit nur einen flüchtigen Blick auf den Abgrund werfen, er ertrüg jetzt die Gewalt nicht, die man sich anthun muß, um seine Tiefe zu ermessen.

Herr *** ist jetzt in Arau. Sein Kanton wählte ihn zum Stellvertreter im Rathe der Aeltern bei dem helvetischen Staate. Er ist dem 18. Fructidor, der ihn und seines Gleichen treffen wird, vollkommen ergeben. Ich bin es auch in seinem Namen; denn je mehr es solche achtzehnte Fructidors geben wird, je mehr werden sie von der Intensität verlieren, welche am ersten dieser achtzehn Fructidors Barthelemi über das Meer schicken machte. In Holland war der achtzehnte Fructidor viel sanfter, als in Frankreich, der cisalpinische sanfter, als der batavische; ich denke, der helvetische schickt uns einige Bruchstücke mehr hier her, die uns sehr wohl behagen, und während der Ueberkunft alle Zeit haben werden, den Geruch des Mutterbodens zu verlieren. Ich vermuthe, daß sich in diesem Lande eine äußere Schweiz

ansiedeln wird, unbewaffnet, unconspirirend, in welcher ich das Indigenat haben werde — ein Gedanken, bei dem mir die Thränen in die Augen kommen, ob er schon eigentlich ein irish bull ist.

Herr ** ist ganz, wie wir ihn in gewissen öffentlichen Blättern gefunden haben. Es ist unmöglich, bei sehr vielem Geist einen mehr einseitigen Verstand zu haben. Sein Aristokratismus ist in seiner Art, in allem, woran er hängt, ganz wie die eines altadelichen Landjunkers, welcher, ohne je sein Schloß verlassen zu haben, schwankende Berichte von einer Revolution gehört hätte, die allen andern Landjunkern das Garaus machte. Dem unerachtet stehen wir uns sehr gut zusammen, ich schätze seine Kenntnisse, und bin ihm für seine Höflichkeit Dank schuldig. Der ehemalige Kriegsminister, mit dem er lebt, hat einen unendlich viel biegsamern Geist. Gestern speiste ich mit einem aus dem Rathe der Aeltern, der es viel gerathner findet, in Rothenburg, einem kleinem österreichischen Städtchen, zwei Stunden von hier, ein schlechtes Mittagsmahl zu halten, als nach Cayenne geschickt zu werden. Er heißt * * *. Er schien mir ein bischen platt, aber von der Art Plattheit, welche schon Sitz und Stimme in einer deliberativen Versammlung gehabt hat. Dort

gewöhnt man sich, „Grundsätze aufzustellen", „Thatsachen festzusetzen", „zu subdivisiren", eine „Frage einzutheilen" u. s. w. Einige Tage lang hatten wir einen anderen Aelteren (Ançien), mit Namen **, der Kriegswissenschaft zu seinem Fach gemacht zu haben schien. Ich habe weiter nicht mit ihm gesprochen. Er erzählte etwas recht Interessantes: wie er nämlich am achtzehnten Fructidor verfolgt ward, entschloß er sich bei einem Mitglied des ehemaligen Berges, mit dem er nie in Verbindung gestanden hatte, Hülfe zu suchen. Es war Legendre, der seitdem starb. Anfangs war Legendre sehr erstaunt, bald aber schüttelte er ihm die Hand, versteckte ihn, und half ihm entwischen. Während er bei ihm verborgen war, hörte er in dem anstossenden Zimmer die Deputirten der Direktorialpartei über die Deportationen, und andere Maßregeln, Abrede nehmen. Einmal befand er sich in einer ganz sonderbaren Gefahr. Legendre lag schon an der Krankheit nieder, an welcher er späterhin starb. Eine Nacht fiel er in eine Ohnmacht, so daß man ihn für todt hielt, und schon vom Versiegeln sprach. ** wär mit versiegelt worden. Eine nicht unrichtige Bemerkung theile ich Ihnen mit: **, wie man mir sagte, und ***, den ich selbst sprach, haben keines-

wegs einen royalistischen Ton. Bei dem Mittagsessen, das ich mit ihnen machte, befanden sich zwei eigentliche ächte Ausgewanderte, und der Unterschied war sehr merklich. * * hat gesagt, Pichegrü habe sehr viel Geistesschwäche gezeigt. Sie trafen in einem Ausschuß zusammen, der kurz vor dem achtzehnten Fructidor statt hatte, ** und mehrere Andere wollten die Anklage der drei Direktoren, zugleich mit Maßregeln, welche jede royalistische Partei, die von den Umständen Vortheil zu ziehen versuchte, niederdrücken könnte. Pichegrü widersetzte sich so lebhaft, daß der Vorschlag durchfiel. Ich glaube gern, daß seine Verbindung mit der royalistischen Partei ihm die Hände band, und das thut mir um seinetwillen leid. Man sagt: Carnots Flucht habe mit Einstimmung seiner drei Collegen statt gehabt. Man habe Barthelemi dieselben Hülfsmittel angeboten, er habe sie aber abgelehnt.

Ich liebe nicht den kleinen Krieg der kleinen Jungen *), weder der Junker noch der andern. Der Frei-

---

*) Dieses bezieht sich auf einen Vorgang in **, wo die vornehmen und gemeinen Schulknaben einen regelmäßigen Krieg geführt hatten, welchem die Schulknaben von Stande aber durch eine ziemlich schlechte List eine so gefährliche

heitsbaum, welchen die Weingärtnersbuben pflanzten, scheint mir nur Wurzel fassen zu können, weil die andern ihn niederhauten. Man hat den Taglöhnern den Kopf gewaschen, und ermahnt ihre kleinen Taugenichtse zu peitschen — das kann sehr gut seyn, und viel weniger Vorläufer der großen Zerstörungen, als die Heldenthat der Umhauer. Hätte der Anführer der kleinen aristokratischen Bande einen weisen Hofmeister gehabt, so hätte er gelernt: daß alles, was außer der Ordnung geschieht, welches auch die Absicht dabei sey, stets gegen die Ordnung ist, daß Thätlichkeiten, Fanatismus, kurz alles Unregelmäßige, alles, was eine faktionsmäßige Physionomie hat, wie gegenrevolutionair es auch seyn mag, heut zu Tage die Revolutionen befördert. Wenn die Verfechter der Ordnung mit denen, welche die Ordnung angreifen, gemeine Sache machen, wird die letzte immer unterliegen, denn eine Revolution ist schon halb gemacht, wenn man sie nur revolutionair verhindern konnte. Es wär wohl Zeit, daß die Anführer der kleinen Aristokraten-Armee das zu begreifen anfingen, dann sähe man vielleicht einst,

---

Wendung gaben, daß der Magistrat sich hinein mischen mußte.

wenn sie erwachsen seyn werden, irgend eine Regierung allein den Faktionen widerstehen, und zu diesem Widerstand nur ihre eignen Kräfte gebrauchen, anstatt solche, die nur Faktionen ziemen können, zu Hülfe zu rufen, und die, wenn man sie ihnen ausschließend überläßt, gar nicht der Mühe werth sind, sich um sie zu bekümmern. Ich hätte wohl so ein naseweises Bübchen neben mich gewünscht, um der fürchterlichen und beweinenswerthen Katastrophe von der Berner Regierung, dem Berner Lande, mit zuzusehen. Da war nirgends Tyrannei gewesen, da war keine Feigheit, aber alle Mittel einer gesetzlichen Vertheidigung war durch fanatisirende, auflösende Politik verderbt worden, Mittel, welche die unglücklichen Regierungen heut zu Tage den Faktionen abborgen, weil die Furcht sie verhindert, ihre regelmäßigen Hülfsmittel richtig zu schätzen.

3.

Recensionen

aus der

Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung

ausgezogen.

So wie Huber's Charakter sich in allem, was er sagte, sehr wahr ausdrückte, in den einfachen Zügen von Scharfsinn und Milde, so trifft man ihn auch in seinen Recensionen wieder an. Aber eben, weil sie alle, auch die geringfügigsten, seinen Geist athmen, war der Herausgeber verlegen, was für Grundsätze er befolgen sollte, bei nachstehender Sammlung. Als Beiträge von Hubers Denkart und Leben, waren sie alle gleich interessant, als Bruchstücke zur Geschichte deutscher Literatur, hat jede einen Werth, aber aus der Zeitfolge, in welcher sie verfaßt wurden, herausgerissen, von dem Platz, wo sie erschienen, entfernt, könnte manche Rücksicht bei der Wahl zu beachten gewesen seyn. Aber von diesen Rücksichten welche zuerst? Die Autoren, das Publikum oder der Rezensent? — Der Herausgeber zögerte, zagte — und ließ endlich das Gefühl entscheiden. Er kannte Huber, er sah ihn diese Recensionen alle aufsetzen, er wußte, bei welchen Huber am lebhaftesten Theil genommen, in welcher er

sich am meisten selbst ausgesprochen hatte. Ist der Leser nicht der Meinung des Kritikers, so gewinnt er doch Vielseitigkeit der Ansicht für das Kunstwerk, oder den Kunstrichter, und dieser Gewinn führt zur Ausbildung wohl den sichersten Weg.

Noch eine nicht gleichgültige Seite hat eine solche Auswahl von Kritiken aus dem verflossenen Jahrzehnt. — Mancher Leser, welcher sich durch den Zufall leiten läßt, bei der Wahl seiner Lektüre, welcher höchstens nur dem Fingerzeig, oder dem Posaunenruf der Zeitblätter seiner Zeit folgt, wird hier vielleicht auf manches Schöne geführt, welches schon nicht mehr unter das Neue gehört, und vor manchem Elenden gewarnt, welches ihm der Zufall in die Hände spielen konnte. Diese Bemerkung geht nur auf die Kritik wenig bekannter Werke; denn solche, welche sich mit den Schöpfungen derjenigen Männer beschäfftigen, die unserer Literatur ihren Werth und ihren Stolz geben, wird jeder gebildete Leser mit Freuden hier finden, um mit neuem Genuß die Werke der Kunst mit dem Urtheil eines Mannes zu vergleichen, der reinen Herzens in ihr Heiligthum eingeweiht war.

Eiche, Leben und Leiden meines Vaters Jonathan Eiche. Königsb. Hartung. b: 790.

Die Ansprüche der Kritik können bei Werken dieser Art nur auf die Kunst gerichtet seyn; von dieser scheint aber Hr. Eiche nicht die entferntesten oder wenigstens nur solche Begriffe zu haben, die ihn von jeder Kritik, außer allenfalls der historischen, eximiren. Nun würden freilich zu einer gründlichen historischen Kritik Nachfragen bei den Landsleuten und Zeitgenossen des Verfassers erfordert, zu denen Rec. weder Gelegenheit noch Beruf hat; doch auch ohne diese vermißt man die innere Wahrscheinlichkeit durchgängig in dieser Geschichte, außer wo sie sich der Darstellung nicht verlohnte, und das Publikum muß auf den Gedanken kommen, daß Hr. Eiche wenigstens durch seinen kindlichen Glauben sich zu sehr hat verblenden und von seinem Vater manches aufbinden lassen, das schwerlich ein Bürger dieser sublunarischen Welt jemals erleben konnte. Aerzte mögen für die Möglichkeit der gräßli-

chen Ansteckung einer ganzen Familie, die im 13. Kap. des ersten Buchs dieser wahrhaften Geschichte vorkömmt, entscheiden; Rechtsgelehrte mögen die Wahrscheinlichkeit der juristischen Gräuel, die man hier findet, beurtheilen: über die Absurdität der moralischen Ungeheuer, die uns Hr. C. vorsetzt, kann wohl nur eine Stimme seyn; aber die Schädlichkeit dieser literarischen Crudidäten müßte einmal schärfer erwiesen werden, als der Raum einer Recension bei einer einzelnen Instanz es verstattet. In einer gewissen Art von Ironie besitzt Hr. C. eine unnachahmliche Stärke, die ihm in der niedrigern Klasse der lesenden Welt viel Beifall verschaffen muß.

Hermanns Tod. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg b. Hoffmann.

Hr. Klopstock scheint mit diesem Bardiet sein grosses Gemählde von Herrmann und den Deutschen aus den Zeiten dieses Helden, vollendet zu haben; es besteht nunmehr aus drey Theilen, deren Ungleichheit selbst dem Dichter das ehrenvolle Zeugniß spricht, daß sein Geist mit seinem Zeitalter gleichen Schritt hielt,

und durch die Jahre an Festigkeit und Reichthum gewann. Der Unterschied zwischen den beiden letzten Theilen, Hermanns Tod und Hermann und die Fürsten, ist natürlicherweise weniger auffallend, als er es zwischen diesen und der um so viele Jahre frühern Hermanns Schlacht war; indessen ist es sehr erfreulich, hier manchen Punkt zu erkennen, wo der Dichter dem höchsten Schönen näher kam, als jemals vorher. Da aber die Gattung und die Manier des Dichters im Wesentlichen unverändert geblieben sind, so erfodert dieses Stück zugleich eine allgemeine, das Ganze dieser Dichtungen betreffende Kritik. Der Enthusiasmus, dessen sich Hr. Klopstock von einem großen Theile seiner Leser zu erfreuen hat, kann die unbefangne Beurtheilung nicht stören; ausser insofern er durch Intoleranz und Ausschließung der Vernunft an ästhetischen Fanatismus gränzen, und darum in die ruhige Kälte des Kunstrichters sich einige nicht ungerechte Erbitterung mischen könnte. Doch so wenig es auch jener Intoleranz zugelassen werden darf, daß sie die Kritik furchtsam mache, und ihre Untersuchungen durch das lächerliche Schreckbild eines heiligen Dunkels abwehre: eben so wenig darf die Philosophie der Kunst sich übereilen, wenn sie die Eigenthümlichkeit,

welche jeden Gegenstand eines solchen Enthusiasmus immer auszeichnet, weil sie gerade der Grund zu dieser Stimmung in allzuempfänglichen Seelen ist, zu beleuchten und zu zergliedern wagt; so bedächtig muß sie zu Werke gehen, wenn sie es mit dem Genie zu thun hat; so wenig darf sie je vergessen, daß die Fehler des Dichters und des Stümpers, wenn sie zuweilen auch gleich seyn sollten, doch in ihrer Quelle zu verschieden bleiben, um als gleich angesehen zu werden. An einem Dichter, wie Hr. K., würde die Kritik also ihre Gerichtsbarkeit verwirken, wenn sie sich nicht angelegen seyn ließe, seine eigne Idee, geläutert von dem Menschlichen, was Verziehung (?) und Gewohnheit ihr beimischen können, in seiner Composition aufzufinden, und diese hauptsächlich zum Gegenstand ihrer Beurtheilung zu machen. Aber durch den Namen, womit der Verfasser selbst die Gattung seines Gedichts bezeichnet, hat er dem Kunstrichter diese Arbeit eben nicht erleichtert. Seine drei Stücke heissen Bardiete für die Schaubühne: Nach Tacitus Erklärung scheint das Bardiet der Germanier von dem Kriegsgeschrei der Wilden wenig unterschieden; es bestand nicht sowohl aus bestimmten Worten, als aus Muth verkündenden Tönen; *affectatur praecipue aspe-*

ritas

ritas soni et fractum murmur, sagt Tacitus ferner von dem *Barditum*, und Hr. K. selbst, wenn er diese Beschreibung vielleicht an mancher Stelle vor Augen hatte, widerlegt das Resultat nicht, daß, etwas dem ähnliches hervorzubringen, keine Aufgabe für die Sprache und für den Verstand, sondern allenfalls eher für die Musik wäre. Wenn man jedoch dem Verf. zugiebt, daß er sich von dem ursprünglichen Sinne dieser Benennung entfernt, und sie so willkührlich erwählt und angenommen haben könne, als Linné manchen Namen in seinem Natursystem; so bleibt es noch immer unglaublich, daß er diese Bardiete im Ernst für die Schaubühne bestimmt geglaubt habe, und man fällt auf die für das Selbstgefühl etwas niederschlagende Vermuthung, daß er es mit dem Zusatz für die Schaubühne eben so willkührlich als mit dem Wort Bardiet gemeynt, das heißt also, nach dem nun einmal festgesetzten Zweck der menschlichen Sprache, gar nichts damit habe sagen wollen. Es ist überhaupt von einer Seite keine ganz ungegründete Ausstellung gegen unsre dramatische Kunst, daß fast keines ihrer Meisterstücke den Bedürfnissen der Schaubühne ganz entspricht, da hingegen an unsern aufführbaren Stücken die Kunst so viel zu vermissen hat. Man erkennt zwar

sehr gut, wenn man jene liest, wie fern Anstrengung des Geistes mit zum ästhetischen Vergnügen gehören kann, und sie bestimmen, auf die befriedigendste Art, wie weit die Forderung der Deutlichkeit an den Dichter gehen kann; diese Bestimmung schließt aber den unmittelbaren sinnlichen Eindruck, den die theatralische Darstellung auf das empfänglichste und gebildetste Publikum machen kann, noch immer aus, und wenn der Dichter auch nur ein idealisches Publikum von Zuschauern vor Augen haben könnte, so müßte seine Phantasie das Gesetz der Verschiedenheit jener Wirkung, die der Leser empfängt, von der, welche auf den Zuschauer berechnet werden muß, das Gesetz, daß Illusion und Anstrengung über einen gewissen Punkt hinaus unvereinbar sind, selbst bei diesem Publikum anerkennen. Auf alle andere Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten der Aufführung dieser Bardiete auf unsern Bühnen könnten wir vor der Hand Hrn. K. antworten lassen, er habe sie für die Schaubühne bestimmt, die er sich denke und wünsche, für die Schaubühne, wie sie seiner Meinung nach seyn sollte. Wenn aber dramatische Gedichte, wie Nathan der Weise, wie Tasso und Egmont, die Linie schon überschreiten, innerhalb deren die theatralische Darstellung durch die

flüchtigeren Organe des Auges und des Ohrs dem menschlichen Geiste Genuß zuführen kann; wie möchte die Schaubühne, man idealisire sie, wie man wolle, eine Dunkelheit vertragen, zu deren Erleichterung ihre Enthusiasten uns nichts anders als: eine vollkommene Gefangennehmung des Verstandes zu empfehlen wissen; eine Dunkelheit, die nicht sowohl von dem eignen Gange dieses individuellen Kopfes herrührt, sondern die vielmehr der unbefangensten Empfänglichkeit für Kunstgenuß undurchdringlich bleiben muß, weil sie auf historische Facta und Anspielungen beruht, die ihrer Natur nach wenig bekannt seyn können, weil sie wenig bestimmt sind; eine Dunkelheit dieser Art, die nicht etwa allein einzelne Stellen des Gedichts bezeichnet, sondern in welche die ganze Abhandlung und die Charaktere, so zu sagen, gehüllt sind; eine antiquarische Dunkelheit, zu welcher gerade so viel poetische Beziehung hinzukömmt, daß sie auch für den Gelehrten unverständlich wird; eine Dunkelheit also, die alle Gränzen jeder Kunst überschreitet. Oder sollen wir uns einwenden lassen, es sey desto schlimmer für uns, daß uns diese Germanischen und Römischen Alterthümer nicht geläufig genug sind, um ihre Verarbeitung in dem Kopfe unsers patriotischen Dichters mit offe-

nem, wohlbereitetem Sinne, aufzunehmen? Sollen wir uns hier wieder durch das Beispiel der Griechen beschämen lassen, die sich an den öffentlichen Vorstellungen von den Thaten ihrer Heroen ergötzten? Aber wir finden keine Spur, daß etwa ein gelehrter, in den Alterthümer seines Volks tief bewanderter, Grieche das Publikum von Athen zu einer historischen Vorstellung aus den Zeiten der Pelasger eingeladen, und seinen Landsleuten, ohne die geringste kunstmäßige Annäherung von seiner Seite, zugemuthet hätte, aus einem durch Entfernung und durch die Revolutionen der Zeit ihnen so fremd gewordnen Stoffe Illusion und Genuß zu schöpfen. Und für die Griechen knüpfte die Mythologie sehr entfernte Zeitalter noch zusammen; aber von dem frommen Sänger des Messias ist schwerlich zu vermuthen, daß er, zum Behuf seiner Bardiete für die Schaubühne, uns zur Anbetung von Wodan und Hertha zurückgekehrt, und überhaupt eines Glaubens noch empfänglich wissen möchte, der, so wie die griechische Mythologie, unserm täglichen Lebenswandel, selbst bis auf unsre öffentlichen Belustigungen, eingewebt wäre. In keinem Falle würde gegen einen Kopf von diesem Gehalt Spott an seiner Stelle seyn; aber dabey, daß man die Motive,

welche einen solchen Kopf zu der entschiedensten Verläugnung der Kunst und ihres Zwecks allein bestimmt haben können, bis auf ihre letzten Consequenzen erschöpft und verfolgt, gewinnt man das sehr tröstliche Resultat: daß positive Herabwürdigung der modernen Kunst so wenig als einseitige Anhänglichkeit an irgend eine Form der Kunst, durch welchen Namen man sie auch ausschließlich zu machen, oder zu heiligen suche, jemals ein vollkommnes Kunstwerk hervorbrachte. Beides engt die Phantasie ein, und rückt dem Dichter den Gesichtspunkt der Kunst im Allgemeinen vom Auge weg. Würde Hr. K. mit einer reineren, von jener Verachtung ungetrübten, Begeisterung nicht den Willen gehabt haben, die höchst bestimmte Individualität seines Costümes mit dem Endzweck der Kunst, man nenne ihn Schönheit, Ideal oder Effect, zu verschmelzen? Und daß ihm der Wille gefehlt habe, das Urtheil spricht ihm sein eigen Genie, und manche einzelne Stelle dieses Gedichts besonders.

Sein Held Hermann ist in den drei Gedichten sehr gleich gehalten, und sie müssen alle drei eigentlich zusammengestellt werden, um sie als Gemählde zu beurtheilen; aber freilich bringt diese Zusammenstellung die Harmonie nicht hervor, die in jedem einzel-

nen vermißt wird, sondern sie vermehrt durch ununterbrochene Einförmigkeit den ermüdenden und erkältenden Eindruck der allgemeinen Dunkelheit. Man erkennt zwar, daß diese Manier eben die Einheit des Gemähldes macht; aber welche Einheit ist es, bei welcher keine Situation hervorstechen, kein Charakter aufgefaßt werden, keine Leidenschaft Theilnahme erwecken kann, und deren Gegenstand doch Situationen, Charaktere und Leidenschaften sind? Was würden wir zu dem Mahler sagen, der uns ein Nachtstück liefern wollte, und statt dessen mit einer schwarzen Farbe — die Nacht selbst uns vor Augen brächte? Der Anfang von Hermanns Tod, bis zu Thusnelda's Ankunft, hat indessen einen besondern und bestimmtern Charakter, dessen rührendem Eindruck man sich mit Vergnügen überlassen möchte, wenn er nicht durch die Ausdehnung der folgenden Scenen, durch die Unbestimmtheit der Handlung, durch die dunkle, nichts bezeichnende Darstellung der nachher auftretenden Charaktere vertilgt würde. In den ersten Scenen hat auch der düstre philosophirende Bojokal, der Krankenwärter, der so naivtröstlich ankündigt: er sey auch Todtengräber, und die gutmüthige Hulda, einen genialischen und humoristischen Anstrich, der eine bisher

noch zu bezweifelnde Vielseitigkeit von Hrn. K. poetischem Talent in ein helles Licht setzte, aber sich freilich bald in jene nächtliche Einheit wieder verliert. Unter den verbündeten Fürsten, die der Dichter auftreten läßt, haben Segest und Gambrio noch die meiste Individualität; aber jenen, einen schalen und plumpen Bösewicht, diesen, einen ächten germanischen Trinker, der dadurch an die Komödie gränzt, aus dem steifen orakelmäßigen Dialog heraus zu studiren, ist eine so schwere als wenig lohnende Arbeit. Unter den eingemischten Liedern ist in dem Schlachtruf ein Gegenstand wieder behandelt, bei welchem Hr. K. überhaupt die Gränzlinie zwischen den redenden und den bildenden Künsten zu übersehen gewohnt ist, da bei seiner Art, ihn zu bearbeiten, die Sprache, so großen und schweren Aufwand er auch damit mache, ein undankbares Werkzeug bleibt, das doch immer dem Pinsel und der Farbe viel zu weit nachstehen muß. Dagegen kann keine schönere Beschämung für Hrn. K. selbst, keine treffendere Widerlegung seiner poetischen Vorurtheile erdacht werden, als die unnachahmliche Vollkommenheit der meisten von den kleinen Liedern, mit welchen er Thusnelda's Wiederkehr zu Hermann feiern läßt; Simplicität, Grazie und Leichtigkeit wett-

eifern hier, die zartesten Blumen der Poesie hervorzubringen, deren leisen Duft die Vernunft selbst zu betasten sich scheut; und auch unter diesen wird das Gefühl der Freunde des Schönen die kleine tragische Ekloge, welche die Hirten singen, noch vorzüglich auszeichnen. Die höchst unbequeme Einrichtung, nach welcher Hr. K. die Handlung unter dem Dialog in Noten angiebt, und seine Personen in diesen Noten tödten und sterben läßt, ohne daß man es gewahr werden könnte, wenn man sie übersähe, gehört wohl auch unter die unerklärlichen Wirkungen des verzogenen Eigensinns, über welchen nur das Genie des Dichters in einzelnen Stellen zu siegen scheint. Eine Stelle dieser Art finden wir S. 44., da Hermann zu Hulda, der Amme seiner Thusnelda, sagt:

„Eins vergesse ich Dir unter so vielem am wenigsten; daß Du sie, wenn Dich die Liebe zu ihr nun so recht überfiel, immer Mädchen und nicht Fürstin nanntest, weil sie so gut wäre, sagtest Du, und so stolz, und so froh, und so schön!"

Auch das Alter des Dichters giebt dem jugendlich reinen, warmen, liebevollen Geist, der in diesen Stellen athmet, etwas so Ehrwürdiges, als Rührendes.

Donamar, Briefe geschrieben zur Zeit des sieben- jährigen Krieges in Deutschland. 1r Thl. Göttingen, 1791.

Die Beurtheilung des Plans geht bei diesem Roman, da er noch unvollendet ist, für die Kritik verloren, und eben so verhält es sich mit einigen von den Charakteren, die erst in der Folge sich ganz auflösen sollen. Inwiefern es sich aber dabey des Wartens verlohnt, das muß dieser erste Theil freilich schon entscheiden. Die Charaktere sind in der Anlage gemein oder nachgeahmt, ihre Ausführung ist unwahr, oder geziert; der Styl ist an manchen Stellen nicht ohne Stärke, aber im Ganzen ebenfalls geschraubt und unnatürlich; die nämlichen Fehler bezeichnen auch die Erfindung der Situationen. Plattheit liegt in der Composition überhaupt zum Grunde, Uebertreibung in der Manier ist wie ein greller Firniß darüber getüncht, Mangel an Menschenkenntniß und Zusammenhang stehen dem Verfasser bey seinem Streben nach Darstellung fast durchgängig im Wege. Laurette von Wallenstädt, eine deutsche Marquise de Merteuil (s. die liaisons dangereuses.) scheint die kümmerliche Geburt einer gewissen, leicht zu berechnenden,

Summe von unreifen Erfahrungen, und einer mit denselben nicht genug harmonirenden Belesenheit. Ihre Schreibart, ihr Ton, ihr Betragen sind weder einer Frau von Stande, noch einer klugen Kokette, noch überhaupt dem Geschöpf einer wohlgeordneten poetischen Phantasie angemessen. Der eigentliche Held der Geschichte, Graf Donamar, gehört mit seinen Unarten und seiner zwecklosen Wildheit in die ehemals zahlreiche, aber, wie es schien, ausgestorbene, Familie der Nachbildungen Werthers, Woldemars u. s. w. Einen großen Aufwand von Mysterien — der seit dem Geisterseher anfängt, unter die Moden unsrer Litteratur zu gehören — hat der Verfasser bei seinem San Guilano gemacht; aber Mangel an Zweck und verfehlte Darstellung machen freilich das pomphafte Gerüste zu diesem Charakter zur Charlatanerie. Der seltsame Contrast zwischen Charakteren, Leidenschaften, Verhältnissen, die aus dem wirklichen Leben und der großen Gesellschaft gewählt sind, und zwischen einer Sprache, einer Handlungsweise aus einer unreifen und schülerhaften Bücherwelt, ist es eigentlich, was diesem Ganzen von Seiten der Kunst eine auffallende Widrigkeit giebt, ungeachtet mehrere Stellen darinn von Talent im Allgemeinen, und von Geist zeu-

gen. Um sich zum Ideal aufzuschwingen, scheint es der Phantasie des Verfassers an innerer Stärke und an Freiheit zu fehlen; zur Wahrheit der Darstellung hat sie weder Ruhe noch Reife genug, und das mißlungene Bestreben, beides zu verbinden, hat auf der einen Seite Kleinlichkeit, auf der andern Affectation hervorgebracht. Grazie und Feinheit, deren Absicht im Dichter man zuweilen erkennt, kommen freilich bei diesen Fehlern nicht auf; doch sind hin und wieder Stellen, z. B. der Kerzenauftritt S. 263., die es verdienen, daß man den Grund aufsuche, warum sie nicht sind, was sie hätten werden können. S. 194. bis 203. liefert Verf. im Namen eines seiner Helden eine Digression vom weiblichen Sinn und Wesen, die ausser einigen feinen, oder wenigstens geistreich ausgedrückten Ideen, von Seiten des Raisonnements eben so verfehlt ist, als der ganze Roman von Seiten der Darstellung. Geschraubte, widersprechende, schwankende Abstractionen aus zweideutigen und unverdauten Anschauungen liegen bei des Verf. Ideen über die Weiber, wie bei seinen weiblichen Charakteren, überall zum Grunde. Freilich sind die kühnen und leichten Spiele des weiblichen Genie's sehr dazu gemacht, den Philosophen, wie den Mahler, zu ver-

wirren, und von der richtigen Anerkennung der immer einfachen Natur abzuleiten; aber Frechheit, Indelicatesse, Verkehrtheit, mit jenen erhabenen Wagstücken der Weiblichkeit, bei welchen sie die äußerste Linie der Schönheit berührt, aber nie überschreitet, verwechselt zu haben, wie es der Verf. vorzüglich in seiner Laurette thut, ist eine Sünde, die wir einst dem schönen Geschlecht und der Kunst von ihm noch abgebüßt zu sehen wünschen.

The confidential lettres of Albert. London, Robinsons, 1790.

Albert, wie er in Werthers Leiden erscheint, ist eben nicht zu der Hauptperson eines Romans geschickt; und was ihm der deutsche Dichter gegeben hatte, ist in den Händen des Engländers ganz verloren gegangen. Diese Art von Nachlese ist an sich schon etwas so Kümmerliches, daß man sichs kaum zu erklären wissen würde, wenn man in diesem Buche etwas Vorzügliches fände. Lächeln kann man indessen über die naive Eingeschränktheit des Verf., über das saftlose Wiederkäuen einiger von den feurigsten Scenen in Werthers Leiden und über ein Paar Stellen

von eigner Erfindung, die der Engländer mit eingewebt hat. Alberts unveranlaßte, aber eine lange Zeit unerschütterliche, Ueberzeugung, daß Werther durch Lotten nur an ein altes Attachement lebhaft erinnert wird; der Patriotismus des Verf., Werthern zu einem Engländer zu machen, da er übrigens weder an dem Namen, noch an der ganzen Localität des Originals das mindeste ändert; der kindische Einfall, seinen Albert durch Werthern bei einem Spaziergang in's Wasser stossen, und dann wieder herausziehen zu lassen; das Ueberbieten des deutschen Dichters durch die Todesfälle Lottens, einer Caroline Walstein, und der Fräulein B., die alle drei eines Todes, nämlich vor Liebe und Kummer über Werthers tragisches Ende sterben: das alles ist an sich so schülerhaft, und wird es durch die Beziehung, die es auf ein solches Original hat, noch so viel mehr, daß aus der Durchlesung dieses -- übrigens ziemlich kurzen — Buchs kein andrer Gewinn herauskömmt, als der, uns mit dem französischen Harlekin zu überzeugen, daß es mit den schlechten Büchern, und den unberufenen Schriftstellern anderwärts *tout comme chez nous* zugeht.

Musäus nachgelassene Schriften, herausgegeben von Kotzebue. Leipzig, Kummer. 791.

Musäus Schriften zeugen für seinen Witz, und seine Zeitgenossen für seinen Charakter; bei diesem Vorurtheil für den Mann spricht die Absicht dieser Sammlung sie von allen Ansprüchen der Kritik frei, und wir dürfen sie wenigstens jedem Hypochondristen empfehlen, daß er mit dem freundlichen Genius der guten Laune Bekanntschaft mache, der den braven Musäus in seiner häuslichen Beschränktheit nie verlassen zu haben scheint. Werther und rührender sey uns sein Andenken, weil er selbst über das:

Chill penury repress'd his noble rage?

And froze the genial current of the soul.

nie mit schwarzer Galle brütete.

Der vornehmste Aufsatz des Herausgebers enthält einige Anekdoten, die simpel und anspruchlos sind, wie der Mann es war, den sie betreffen. Seiner und des Redners noch würdiger ist Herders kurze Gelegenheitsrede, an seinem Begräbnistage gehalten: Hier belehre und erfreue sich jeder an dem zarten und bescheidenen Bunde zwischen Geist und Herzlichkeit.

Misogug, oder die Weiber, wie sie sind. 2 Thle. Leipz. Reinecke. 792.

Ohngeachtet wir das Original dieser Erzählung nicht kennen, so lehrt doch der Augenschein, daß sie übersetzt, und ohne Zweifel ursprünglich französisch ist. Auf dem Titel ist aber davon keine Meldung gethan, und wir müssen es dahin gestellt seyn lassen, ob sich der Verleger an den Uebersetzer, oder das Publikum an den Verleger dieser Reticenz wegen zu halten habe. Uebrigens hat diese Schrift mit den meisten französischen Schriften der nämlichen Gattung viel Leichtigkeit, einigen Witz und noch mehr Flachheit gemein; und gerade dieser Gattung ist, wenn wir die wenigen Meisterstücke von Voltaire, Crebillon, Boufleurs, ausnehmen, eine gewisse angenehme Mittelmäßigkeit eigen, bei welcher die beiden ersten Eigenschaften immer eine Art von Unterhaltung gewähren. Es gehört nicht hieher zu bestimmen, ob wir Deutsche uns Glück zu wünschen haben, daß diese unschuldigere Mittelmäßigkeit uns nicht gegeben ist; indessen ist sie hier, auch in der Uebersetzung, eben nicht verschlimmert worden.

Holkroft, The road to ruin. London, 1792.

Dieses Lustspiel hat in London auf der Bühne das ausserordentlichste Glück gemacht, und wird unstreitig, mit den nöthigen Veränderungen übergetragen, auch auf unsern Theatern einer fast gleichen Wirkung nicht verfehlen. Indessen geschieht es selten, daß die Frescomahlerey, welche bei öffentlichen Vorstellungen dramatischer Werke sehr gut angebracht ist, bei der stilleren und unbestochenen Prüfung ausser der Bühne ohne Tadel wegkömmt; und der Punkt, auf welchem die Foderungen der Kritik mit den Opfern vereinigt würden, die der Dichter, um des theatralischen Effects willen, der Bequemlichkeit des Müssiggangs und dem Nationalgeschmack bringen muß, wird bei dem immer abnehmenden Kunstgefühl unsers Zeitalters immer unmöglicher zu treffen. Seinen stark aufgetragenen Farben; der für die Entfernung ausgerechneten, mehr kräftigen als sorgsamen Zeichnung seiner Charaktere; der Vernachläßigung seines Dialogs, durch welche den Schauspielern der Spielraum gegeben wird, dessen das Publikum selbst sie bedürftig gemacht hat; dem wilden Getreibe in seiner Handlung, das den Zuschauern keine Zeit zur Langeweile oder zur Zerstreuung übrig läßt,

hat Hr. H. ohne Zweifel seinen Succeß am meisten zu verdanken. Daß er aber zu seinen Fehlern eine große Verläugnung seines bessern Wissens angewandt haben muß, beweisen seine Schönheiten, und fast seine ganze Anna St. Ives, deren Anzeige den Lesern der A. L. Z. noch im Gedächtniß seyn wird. Der unglückliche Zuschnitt und der unfeine Ton der meisten englischen Lustspiele dürfen überhaupt den Dichtern kaum zugerechnet werden; aber wir können aus der Betrachtung solcher Unvollkommenheiten der Kunst bei Nationen, die einen eignen Geschmack haben, und ihr einen glänzenden Schauplatz gönnen, Anlaß nehmen, uns zu trösten, daß wir weder einen Nationalgeschmack an der Kunst, noch einen bestimmten Wirkungskreis für sie haben. Uebrigens ist der Verf. des Road tho ruin ein Mann von Genie; und dieß pflegt man bey den wenigsten Kunstwerken, die für den Luxus der Hauptstädte verfertigt werden, noch auf den Kauf zu bekommen. Hr. H. hat aus der älteren Epoche des englischen Lustspiels die ächte *vis comica* noch gerettet, und dadurch den Beifall, den ihm das Publikum gegeben hat, immer auch vor der strengeren Kritik gerechtfertigt.

Memoiren des Marquis von G. Berlin, Vieweg. 792.

Wenn man diese Memoiren lediglich als einen Roman zu betrachten hätte, so würde es unmöglich seyn, mehr Worte daran zu verlieren, als daß es die sinnloseste, unzusammenhängendste, unerklärlichst alberne Erdichtung wäre, die vielleicht jemals das Papier besudelt hätte. — Aber aus der Vergleichung des Titels mit andern kürzlich herausgekommenen Schriften des nämlichen Verfassers und andern Umständen ergiebt es sich, daß eine nähere persönliche Beziehung auf denselben, theils dem Leser damit aufgebunden werden soll, theils auch in einigen Stellen wirklich liegen mag. Von dieser Seite sind also die Memoiren des Marquis von G. gewissermassen einer historischen Kritik unterworfen, die nicht blos die Schrift, sondern auch die Identität zwischen dem Helden derselben und dem Schriftsteller untersucht. Eine nähere Beleuchtung wird auch schon darum hier nicht ohne Nutzen seyn, weil selbst der albernste Betrüger in der müßigen Leichtgläubigkeit, in dem Hang zum Geheimnißvollen der meisten Menschen nur zuviel Spielraum findet, um seinen strafbaren Muthwillen zu befriedi-

gen. Auch Saint Germain und Cagliostro waren ja — zur Schande des Menschenverstandes sey es gesagt — in manchem Betracht nicht viel mehr als Dummköpfe; und es ist sogar eine moralische Unmöglichkeit, daß ein gesunder Geist sich in den Wirkungskreis eines Charlatans und Gauners werfe. In dem Menschen, von welchem hier die Rede ist, scheint dann wirklich die ganze Masse eigner Verkehrtheit vorhanden zu seyn, durch welche eine Rolle, wie die von ihm erwählte, am meisten glücken kann, und die es sogar allein möglich macht, eine solche Rolle in der Länge auszuhalten, oder allen Beschämungen zum Trotz immer wieder aufzunehmen. Das Hauptgeheimniß dieser Art von Betrügern ist, nach dem verschiedenen Maaß von Empfänglichkeit der Menschen, mit welchen sie zu thun haben, verschiedne Kreise von Lügen zu haben, um sich aus den ungeheuersten und gröbsten, immer stufenweise endlich in kleine, fast bürgerliche, Lügen flüchten zu können, deren Stelle sogar, wenn das Bedürfniß zu lügen nicht überwiegend wäre, ebenmäßige Wahrheiten ersetzen könnten. Der Held dieser Memoiren will sich sogar rühmen, daß er dieses Geheimniß, nebst vielen andern wunderbaren Arcanen, als Staatsmann, und in wichtigen politischen Geschäfften

zu benutzen gewußt habe; man kann ihm aber auf den Kopf zusagen, daß er sich blos als plumper und unbestimmter Abentheurer dessen bedient hat, und es selbst durch die gegenwärtigen Memoiren an dem Publikum versucht. Uebrigens hätte der Verfasser des Genius, Marchese von Grosse, und Marquis von G. — denn alles dieses ist eine und die nämliche Person — sehr übel gethan, einen so wichtigen Vortheil, theils wissentlich, theils, ohne es zu wollen, in seinen Memoiren ausgeplaudert zu haben, wenn das Arcanum selbst, mit der nöthigen Unverschämtheit gebraucht, nicht die eigne Kraft hätte, daß es allen Indiscretionen zum Trotz ein unfehlbares Mittel gegen jede Entdeckung und Entlarvung bliebe. Es giebt zwar ein sehr einfaches Gegenmittel, um jede solche Wirkung zu entkräften, das nämlich: keine Lüge zu glauben, keine Absurdität zu übersehen, und keine Schlechtigkeit zu dulden; aber die Besitzer jenes Arcanums sind durch Erfahrung und durch Instinkt überzeugt, daß dieses niemals zur Disposition des großen Haufens kommen wird. Sonst würden die räthselhaften und unbestimmten Formeln, mit welchen ein solcher Mensch die schamloseste Immoralität und die eckelhafteste Plattheit zu bedecken glaubt, und die er, unge-

fähr wie der Pferdedieb Jenkinson im Landprediger von Wackefield seine Schöpfungsgeschichte und den Sanchoniaton, bei jedem neuen Kunststückchen wieder bringen muß, nur allenfalls gegen ihn selbst in einem Steckbrief, und nie unter den Ingredienzien seiner literarischen Produkte zu gebrauchen seyn. Die gröste Hälfte dieser Memoiren ist augenscheinlich mit der gröbsten und hirnlosesten Windbeutelei angefüllt, und gleicht ziemlich der Erzählung des französischen Dragoners, welcher sich gegen seine Kameraden rühmte, die Königinn habe ihn tanzen gesehen, und ausgerufen: Sacre-Dieu, voilà un beau danseur! Zugleich aber mag auch manches darinn, ausser dem Vorwurf der unverzeihlichsten Dummheit, auch den der niedrigsten Bosheit auf den Verf. bringen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es mit den im Eingang rechtfertigungsweise erwähnten Anspielungen auf innere Verhältnisse einzelner Familien hie und da seine Richtigkeit haben mag. Es kann freilich keine Absurdität und keine Schlechtigkeit geben, der es in der Logik und der Moral des Verf. an einer Rechtfertigung abginge; da aber auch ausserdem durch gewisse kleine Cautelen eine Frechheit, ja ein Verbrechen dieser Art, vor der Züchtigung der bürgerlichen Polizey sicher ge-

stellt werden kann; so freuen wir uns, hiermit wenigstens die literarische Polizey an dem Delinquenten zu üben, und jedem dabei Interessirten eine Genugthuung zu verschaffen, die wir in einem solchen Fall für die bestmögliche halten. Eigentliche Wirkungen einer Strafe sind ohnehin an einem Manne nicht zu erwarten, der, wie aus diesen Memoiren des öftern zu ersehen ist, die eigne Sublimität des Geistes besitzt, Beleidigungen, Beschämungen, Dementis und was sonst für Unannehmlichkeiten sind, die kleinere Geister nicht auszuhalten wissen, für geringe Schwierigkeiten zu achten.

Correspondance de Fréderic II. avant et après son avenement au trône avec M. Duhan de Jandun. Berl. Voſs. 1791.

Duhan de Jandun war im Jahre 1716 bei dem vierjährigen Kronprinzen, nachmaligen König Friderich II., als Hofmeister angestellt worden, und bekleidete seinen Posten bis zum J. 1727. An ihm scheint es, hat es nicht gelegen, wenn Friderich nicht rechtgläubiger geworden ist; und das vorzüglichste Interesse der hier gesammelten Briefe, (von denen der erste vom

20. Jun. 1727, und der letzte vom 7. Dec. 1745 datirt ist,) besteht in dem Verhältniß zwischen einem jungen geistvollen Fürsten, der nach und nach, und durch äusſere Umstände getrieben, gewissen Fesseln der Erziehung entwächst, aber seine veränderten Grundsätze gegen seinen alten Lehrer nur mit einer Schonung äußert, die beiden die gröste Ehre macht, und einem redlich frommen Mann, der zu der Höhe, auf welche sein Zögling sich geschwungen hat, mit Bewunderung hinauf schaut, ohne darüber seine Religion aus den Augen zu verlieren. Wer indessen beim flüchtigen Lesen dieser Bogen sich die feine und allmählige Entwickelung dieses sittlich-schönen Verhältnisses entgehen liesse, würde freilich weder durch hervorstechende Ideen, noch durch treffende Züge entschädigt werden, und vielleicht das Urtheil fällen, daß ohne Fridrichs großen Namen die Sammlung der Bekanntmachung nicht werth gewesen wäre.

Uebrigens ist der französische Herausgeber von den irreligiösen Grundsätzen Fridrichs des Großen so wenig angesteckt, daß er vielmehr keine Gelegenheit vorbey läßt, dem Geist des Helden strafende und mißbilligende Anmerkungen in jene Welt nachzuschicken, und seine eignen Hände in Unschuld zu waschen. Wäre freilich

dieser Mann an Hrn. Duhans Stelle gewesen, so möchten der Unglaube des Königs und die Orthodoxie des Hofmeisters etwas härter an einander gerathen seyn; er müßte denn damals für gut befunden haben, seine Orthodoxie nach den Umständen zu schmiegen und zu mildern. So heilig aber und rücksichtlos sein gegenwärtiger Eifer auch seyn mag, so könnte er doch durch Mißdeutungen zu Aergerniß Anlaß geben; und wir haben es daher dem deutschen, sehr geschickten, Uebersetzer nicht ganz verdacht, daß er ihn in seinen Anmerkungen in schicklichere Gränzen zurückzuweisen gesucht hat.

Die Familie Eboli. Dresden, Richter. Buchh. 1792.

Das Kunststück, aus einem vortrefflichen Schauspiel einen — dramatischen Roman zu machen, ist gewiß mit dem, aus einem schönen Roman ein sehr mittelmäßiges Schauspiel zu machen, aus einer und derselben Quelle literarischer Industrie geflossen: dem Mangel nämlich an Genie, Erfindung und Talent. Bei dem letzteren kann jedoch eine gutmüthige Begeiste-

rung für ein allgemein bewundertes Original die Strenge der Kritik entwaffnen: dort aber wird die Schuld durch eine schamlose Entweihung fremden Genie's und fremder Kunst beträchtlich erhöht, und wenn denn die Masse unsers Publikums noch lange nicht so viel Bildung, Kunstliebe und Schwung erhalten hat, als sie nöthig hätte, damit Don Carlos für sie der Gegenstand einer allgemeinen und dauernden Begeisterung würde; einer Begeisterung, die von allem, was die Kritik mit dem Dichter auszumachen hatte, sehr unabhängig seyn könnte; so wäre es doch ein Schritt weiter zu einer gehofften bessern Zukunft gewesen, wenn das erhabene Kunstwerk dafür wenigstens auch den unwürdigen Finanzspeculationen der Buchmacherzunft unzugänglich geblieben wäre. Macht man einen Ueberschlag von den Kosten, die Kupfer, Druck und Papier an diesen drey dicken Bänden betragen, so muß man befürchten, daß es sich für den Verleger, und folglich auch für den Verfasser, mit dieser sinnlosen Idee mercantilisch der Mühe verlohnte. Wir glauben übrigens, daß es der Verf. übel empfinden müßte, wenn man die Ungerechtigkeit hätte, bei seinem Machwerk blos von Schillers Carlos zu sprechen, und wir zeigen also noch an, daß er, wie der Titel be-

sagt, die ganze Familie Eboli dramatisch bearbeitet hat.

Merkwürdigkeiten der neuern deutschen Welt. Frankf. 792.

Wir haben diese ziemlich corpulente Schrift von allen Seiten angefaßt und herumgedreht, ohne herausbringen zu können, was sie eigentlich vorstellen soll. Ihr gröster Fehler, und derjenige Fehler, der sie so unbestimmbar macht, scheint indessen — Wahrheit zu seyn. Denn mancher Schriftsteller übersieht oder entschuldigt an sich selbst Plattheit, Plumpheit, Weitschweifigkeit, Planlosigkeit, indem er sich an das tröstende Bewußtseyn hält, daß er Wahrheit, und zwar gemeinnützige Wahrheit, geschildert hat; in diesem Fall scheint der Verfasser dieser Merkwürdigkeiten vor vielen seiner Collegen zu seyn. Aber nicht alles, was als Wahrheit erlebt ward, bleibt Wahrheit, wenn es auf das Papier und unter die Presse kömmt; oder wenn es nur von den interessirten Theilen, Schurken, Dummköpfen oder Narren aus dem allergemeinsten gemeinen Leben dafür erkannt werden kann, so lehrt die Erfahrung, daß dabei wenig Erheb-

liches herauskömmt. Eine allgemeine Masse von Bildung, wie sie der französischen Nation zu Theil ward, konnte und mußte unter den günstigen Aussichten einer Revolution, deren kräftiges Principium zum Theil eben diese Bildung war, nach dem Bedürfniß und der Empfänglichkeit aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft vertheilt und modificirt werden; wie denn das große, seit 1789 entstandene, und mit dem ganzen Gang der französischen Revolution innigst verbundene System der *instruction publique* noch immer an Umfang und Bestimmtheit zunimmt. Aber nur auf dem höchsten Gipfel allgemeiner Bildung kann ein solches System entstehen und von kräftiger Wirkung seyn; man erinnere sich z. B., daß Collot d'Herbois, der durch seinen *Almanac du Pere Gerard* dem Bürger- und Bauernstand die Wohlthaten der französischen Constitution an das Herz legte, ein feiner und eleganter Schriftsteller ist, daß der Verfasser der *lettres b.... patriotiques du Pere Duchêne* dem gemeinen Soldaten die Grundsätze der Freiheit in ihrer eignen Sprache predigen wollte, aber die nämlichen Grundsätze sehr wohl auf der Rednerbühne der Nationalversammlung in der Sprache Voltaires und Rousseaus predigen konnte, und man schließe von den Organen die-

ser individuelsten *instruction publique* auf den Grad von allgemeiner Empfänglichkeit, oder wenn wir so sagen dürfen, von Instructibilität, den sie freilich nothwendig voraussetzt. Ganz anders verhält es sich mit einer Nation, wie die unsrige, wo allgemeine Bildung noch zu erschaffen ist, wenn sie ja unter den bisherigen Umständen erschaffen werden kann, mit einer Nation, deren geistige Fortschritte so ungleich sind, als ihre Mundarten und Verfassungen, und in deren Charakter diese Fortschritte selbst noch lange nicht übergegangen sind. Ihr Charakter bringt es vielmehr im gegenwärtigen Augenblicke mit sich, eben diesen Uebergang für gefährlich anzusehen, und da sie mit der französischen Nation nicht in gleichem, moralischen und politischen Falle steht, so sträubt sie sich mit Recht, einer Nation nachzuäffen, der sie nicht nachschreiten kann. In unsrer literarischen Republik also muß man sich begnügen, über Geschmack, Freiheit und Würde zu halten, so gut man vermag; man muß das Ende eines Zeitpunkts abwarten, wo Nationalcharakter und Politik mit den Vorurtheilen im Bund stehen, und man muß jeden bessern Kopf erinnern, daß es eben so unwürdig ist, sich in diesen Bund zu drängen, als es kindisch seyn würde, ihn

zerreissen zu wollen, und sich gegen die Nothwendigkeit, gegen das große Fatum, das ihn knüpfte, ohnmächtig zu stemmen. Wenn man einst in dieser Republik nicht ausschließlich beschäfftigt seyn wird, blos der Barbarei zu wehren, dann erst wird an allgemeine Bildung und endlich an eine deutsche *Instruction publique* gedacht werden können; aber bis dahin werden unsre Schriftsteller nur im Verhältnisse mit ihrem Mangel an Geschmack und Geist den Wahn nähren, *ex professo* gemeinnützig zu seyn: da doch in Ermangelung einer gleich vertheilten, einen öffentlichen Schwung bildenden, politischen Freiheit, wenigstens Geschmack und Geist herrschen müssen, damit aus der Presse gemeiner Nutzen hervorgehe.

Da die Schrift, welche wir hier anzuzeigen hatten, mit der eigentlichen Kritik nichts auszumachen hat, ihr Hauptzweck aber zu seyn scheint, gewisse praktische Erfahrungen aus dem gemeinen Leben, der grössern Zahl des Publikums — angenommen nämlich, daß unsre Nation ein Publikum ist — zu Nutz und Frommen aufzustellen, so glauben wir mit dem Vortrag unsrer allgemeinen Ideen über dieses Fach der deutschen Literatur, unsrer Pflicht am besten Genüge zu thun.

Bürgerglück, von Babo. Berlin b. Voß. 792.

Wohlthätiger als eine Revolution ist das Bestreben, in dem Mittelstand das Bewußtseyn seines Werths zu stärken, und ihn zu lehren, in den Schranken selbst, die ihn von den höhern Klassen absondern, seine Ehre und sein Glück zu finden. Die Bühne ist unstreitig das schicklichste Vehikel zur Verbreitung solcher kritischen Weisheitslehren; und es ist dem Verfasser von Bürgerglück gelungen, Wahrheit, Einfachheit und Popularität genau in dem Grade zu treffen, in welchem sie, ohne Aufopferung des guten Geschmacks, zur dramatischen Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören: ja wenn wir ihn mit einem großen Meister in der nämlichen Gattung, mit Iffland, vergleichen sollten, so würden wir ihm zwar weniger Eigenthümlichkeit in der Auffassung einzelner Charakterzüge, aber mehr Gleichheit und Haltung in der Manier, und mehr Einheit und Plan zugestehen, als seinem Nebenbuhler. Uebrigens ist die Idee sehr ergiebig, das Verdienst, sie auf diese Weise verarbeitet zu haben, sehr groß, und die noch übrig gebliebne Möglichkeit, sie vielleicht in bestimmtern Formen darzustellen, kein eigentlicher Vorwurf für den Verfasser.

Carls vaterländische Reisen. Leipz. Heinsius. 793.

Es ist recht gut, daß man sich auf Universitäten während der Ferien ein erlaubtes Vergnügen macht, und im Lande umherstreift; es ist lobenswürdig, auf dergleichen Wanderungen gewisse Kenntnisse einzusammeln, die lebendiger sind, als der Unterricht auf den Kathedern; es ist für die Bildung des jungen Menschen, wenn er Freunde oder Verwandte hat, die sich dafür interessiren, nützlicher, daß er in Briefen an diese seine Gefühle, Erfahrungen und Gedanken zu fixiren sucht, als wenn er blos ein Tagebuch hielte; es ist natürlich, wenn er den Kopf voll Reminiscenzen aus launigen und empfindsamen Reisebeschreibungen hat, daß ihm Abentheuer aufstoßen, die er mit jenen Reminiscenzen verwechselt, und die auch immer mehr wahre Aehnlichkeit damit haben können, als die Schicksale des Don Quitschot mit den Rittermährchen, die dieser gelesen hatte; und wenn er mit einer lebhaften Imagination noch die glückliche Schelmerei der ersten Universitätsjahre verbindet; so ist es ihm von seinen Correspondenten sehr zu verzeihen, daß er ihnen zuweilen etwas aufbürdet, und das Privilegium der Reisenden: *a beau mentir qui vient de loin* (z. B.

von Cassel oder Mainz und Coblenz nach Nieder- und Obersachsen) gegen sie gelten macht. So weit würde der junge vaterländische Reisende bei seinen Freunden und Bekannten alles Lob und alle Aufmunterung verdient haben; aber wenn reife Männer täglich die Wahrheit von dem *docendo discere* erfahren, so ist es sehr schlimm und dem Stufengang des moralischen Wachsthums ganz zuwider, wenn junge Leute schon so früh den Satz umkehren, und *discendo* dociren wollen. Wir können es daher dem Hrn. Carl nicht anders als für einen schädlichen und um des Beispiels willen zu rügenden Vorwitz anrechnen, daß er seine Briefe, über welche er einst ohne Schamröthe und von Herzen hätte lachen können, wenn sie nicht aus seinem Familienzirkel gekommen wären, drucken ließ, und durch dieses dicke Buch Gefahr läuft, den Nutzen seiner kleinen Reise zu verlieren, ohne daß er im mindesten hoffen darf, ihn andern zu Gute kommen zu lassen. Die Avantüre auf dem Ball in Cassel, die er S. 111 erzählt, beweist in jedem Fall, sie sey wahr oder erdichtet, daß der junge Reisende lügen kann; und so fürchten wir denn, daß die spaßhafte, im Namen seines Pathen geschriebene, Vorrede, nebst dem in Holz geschnittenen Gefechtspunkt, aus welchem

die-

dieses Werk, trotz allem Recensenten=Unfug und Neid, beurtheilt werden soll, seine eigene Erfindung seyn mag.

Eberhard, der Rauschebart. Leipz. 792.

Das Gebiet der älteren und mittleren deutschen Geschichte scheint nach gerade für unsere Dichtkunst ganz ausgeplündert, und wenn sich die Phantasie durch böses Beispiel noch dahin verleiten läßt; so merkt man ihr die Dürftigkeit und den Hunger bald an. Auch Hr. F., dessen Darstellung zwar im Ganzen gut gehalten, und hauptsächlich für das Rührende nicht ohne Wärme und Empfindung ist, hat doch eine gewisse Einförmigkeit, eine langweilige Familienähnlichkeit mit allen guten und schlechten Dichtungen, die aus der nämlichen Quelle geschöpft worden sind, nicht zu vermeiden gewußt. Es ist schlimm, daß bei uns das Genie selbst weit weniger Achtung und Wirksamkeit gewinnen kann, als hier und da eine Form, mit welcher das Genie zufälligerweise den sogenannten Nationalgeschmack zu interessiren gewußt hat; dadurch verschwindet in jeder Epoche unsrer Literatur der Geist, unbemerkt und ungenossen, fast im Augenblik seiner Er=

scheinung, der Buchstabe aber bleibt noch lange die Zuflucht leerer Köpfe, leerer Phantasien und leerer Beutel. Was hier im Allgemeinen gesagt ist, trifft übrigens an Eberhard dem Rauschebart blos den Stoff und die Manier, insofern sie dem *genio quinquenii* zu gefallen gewählt sind.

Geschichte Giafars des Barmeciden. Petersb. 92.

Hr. Klinger liefert uns die zwei ersten Bücher eines größeren Werks, in welchem er gewisse Ideen aus seinem Faust weiter entwickeln will. Wirklich scheint er einer dort nur unbestimmt angedeuteten Theodicee, im weitesten, von allem Glauben unabhängigsten, Sinn des Worts, hier näher zu kommen; aber dieser Anfang ist bis jetzt noch zu sehr Fragment, als daß ein sicheres Urtheil über den philosophischen sowohl als kunstmäßigen Werth und Zweck desselben gefällt werden könnte. Geist, Phantasie und Kraft findet man indessen auch hier in so reichem Maaß, daß man wohl den Inhalt eines halben Meßcatalogs für die Fortsetzung hingeben könnte. Mehr Haltung scheint Giafar bis jetzt zu haben als Faust; jedoch ist die Allegorie, theils durch die Darstellung, theils durch

das Raisonnement, theils auch vielleicht durch individuelle leidenschaftlich-bittre Stimmung wiederum zu sehr überladen. Die Idee, den Helden durch eine Reihe von schrecklichen Begebenheiten zu führen, und die äußerste Verwickelung, mit Hülfe eines geheimnißvollen Wesens, dadurch zu lösen, daß es eine Vision war, was der Held und der Leser für wirklich erlebt hielten, ist zwar nichts weniger als neu; aber sie kann doch immer in einer kräftigen Phantasie einen eigenthümlichen Werth erhalten, und der am Ende des zweiten Buchs noch unerklärt gebliebne Uebergang aus jener Vision in wirkliche Begebenheit, ist sicherlich *dignus vindice nodus.*

Sturm, die eiserne Maske. Leipz. b. Barth. 792.

Dieses Werk gehört mehr zu der in Frankreich besonders einheimischen Gattung der romantischen Gedichte in Prosa, als zu den eigenthümlichen Romanen, und es hat gerade diejenige Eigenschaft, welche diese an sich ermüdende Gattung noch am meisten haben kann: eine lebhaft interessirende Handlung. Hätte der Verf. bei dem Ossianischen Costüme, das er ange-

nommen hat, durchgängig mehr auf Haltung gesehen, in seinen Details eine sorgfältigere Auswahl getroffen, und in manchen, besonders gräßlichen Schilderungen, wie auch in den Stellen, wo er seine Charaktere zu motiviren sucht, sich mehr zusammengedrängt; so würde die eiserne Maske von mancher andern Seite eigenthümliche Vorzüge vor den französischen Mustern in dieser Gattung haben, und sie verdient, auch so wie sie ist, dem Publikum empfohlen zu werden. Das Ganze von Rynos Charakter steht schöner und lebendiger da, als es der Verf. selbst, bei der üppigen Weitschweifigkeit in seiner überhaupt allzuraisonnirenden Darstellung desselben, vielleicht hätte hoffen dürfen; und was er auch bei diesem Charakter allenfalls dem Franz Moor in den Räubern, und im Schluß der Teufelsbeschwörung von Veit Weber zu verdanken haben mag, so bleibt es immer eine kräftige und mit Geist gezeichnete Nachahmung. Auch Comala, vorzüglich in ihrer ersten Erscheinung, S. 192, ist mit nicht gemeiner Sanftheit und Empfindung geschildert.

Albrecht, die Kolonie. Dresden, Richter. Buchh. 792.

Höchste Mittelmäßigkeit muß eigentlich tadelfrei machen, und so wüßten wir auch an diesem Schauspiel nichts weiter auszusetzen, als daß wir nichts daran zu loben wissen. Producte dieser Art sollten billig in Duzenden beurtheilt werden, ungefähr wie die Uhren, die man seit der allgemeinern Verbreitung dieser Gattung von Luxus verfertigt, ohne ein andres Verdienst oder einen andern Zweck dabei zu haben, als daß sie für goldne Uhren getragen werden und wohlfeil sind. Wo ein gewisser Grad von Cultur ist, gehören solche wohlfeile Fabricate zu den Nothwendigkeiten des Lebens, und die literarische Polizey hat blos darüber zu wachen, daß kein Betrug damit getrieben werde, indem sie entweder unter kostbaren Benennungen abgingen, oder noch unter dem Werth, den sie, eins in's andre gerechnet, haben sollen, blieben; Hr. A. aber scheint sich auf keinem dieser Schleichwege betreten zu lassen, sondern gerade das ehrliche Verhältniß mit dem Publicum, das er sich ausersehen haben mag, zu behaupten.

Hagemann, Ludwig der Springer. Hannover, Hahn. Buchh. 793.

Unsre Praxis in der Handhabung dieser Polizey hat uns belehrt, daß man hauptsächlich auf Vorreden Acht haben muß, um zu entdecken, ob bey Einführung solcher Waaren nicht etwas Taxwidriges im Schilde geführt wird. So hat Hr. H. in seiner Vorrede ein verstecktes *Anch'io son pittore*, wozu ihn die völlige Verdienstlosigkeit seiner Arbeit nicht berechtigt, und das uns wie eine von den Charlatanerien aussieht, durch welche zuweilen eine Uhr aus dem Duzend herausgerissen und für englisch ausgegeben werden soll. Wenn man einen Zug ohne poetisches Interesse aus alten Chroniken in Akte und Scenen gebracht, und mit nichts bereichert hat, was Phantasie, Geschmack oder Genie hinzuthun könnte, so kann man zwar durch sehr wichtige Gründe daran verhindert worden seyn; aber man scheint nicht ganz aufrichtig zu seyn, indem man, wie Hr. H. in seiner Vorrede thut, den Kritikastern — (warum denn schimpfen, wenn das Geständniß von Herzen gienge? —) vorher gesteht, sie könnten sicher sagen, daß nicht viel daran wäre.

Otto der Schütz. Leipz. Breitkopf. 2 Thle. 792.

„Monseigneur, ich muß ja doch leben!“ sagte ein Pasquillant zum Polizeilieutenant Sartine, der ihm sehr aristocratisch antwortete, daß er die Nothwendigkeit dessen nicht einsähe. Wir denken menschlicher, und begreifen wohl, daß man, ohne einen Schatten von poetischem Talent, manchen andern Beruf haben kann, Ritterschauspiele oder altdeutsche Ritter- und Fürsten-Romane zu schreiben; aber wenn so elende Arbeiten, wie diese, ihren Meister nicht mehr nährten, wir glauben doch, es würde für den guten Meister selbst vortheilhafter seyn. Der Verf. dieses Otto scheint z. B. einiges historisches Studium zu haben; wenn er nun die Erfahrung gemacht hätte, daß ein kalter, schaaler, hölzerner, historischer Roman weder Verleger noch Leser fände, so hätte er sich und der Welt allenfalls mit einer schlichten, handwerksmäßigen Bearbeitung irgend eines Theils der Geschichte nützen können. Wie sehr er seine Bestimmung verfehlt hat, kann man unter andern aus dem blühenden und gedrängten Styl in folgenden Perioden abnehmen: „Rech-„net hierzu noch, daß es ihn erzürnen wird, wenn „ich ihn versichere, daß sich Herrmann einer gewissen „Ueberlegenheit über mich anmaßt, die von einem

„Jünglinge, dem er nie günstig war, ohne Zweifel „seine Unzufriedenheit erregen muß."

Freimüthige Briefe über die neue Schauspieler-gesellschaft zu Frankfurt am Main. Erstes Heft. 792.

Giebt es etwas, das unsre Bühnen in ihrem unvollkommnen Zustand erhalten muß, so ist es die kleinstädtische Selbstgenügsamkeit, mit welcher Dramaturgen wie der Verf. dieser freimüthigen Briefe sich zu ihren Meistern aufwerfen, und durch ihr unverdautes, aus kleinen Rücksichten entstehendes oder plattes Urtheil, mit Localitäten und Personalitäten vermengt, selbst das Bischen Wahrheit, was unsre Parterres durch ihre Aeußerungen von Tadel oder Beifall den Schauspielern noch beibringen könnten, verdächtig und verhaßt machen. So lange in den allgemeinen Verhältnissen unsrer verschiednen Schauspielergesellschaften zu ihrem Publikum und zu dem herrschenden Geschmack in Ansehung der gangbaren Stücke nicht eine sehr große Revolution vorgeht, so lange giebt es kein unnützeres und trostloseres Geschäfft, als die Kritik

dramatischer Vorstellungen; und wenn sie vollends ohne allen Geist und aus keinem andern Beruf unternommen wird, als weil man oberflächliche und seichte Meinungen, wie sie alle Abende im Schauspiel zu Dutzenden gehört werden, in steife Perioden bringen und mit aufgefangnen Brocken würzen kann; so entsteht daraus ein wesentlicher Schaden für die Kunst, indem die kleinen Leidenschaften, welche im engen Kreis unsrer meisten Schauspielergesellschaften nothwendig herrschen müssen, durch einseitige und beschränkte Beurtheilungen, die ihr gedrücktes, und meistens sehr unkünstlerisches Verhältniß persönlich macht, in Aufruhr gebracht werden. Die Kunst des Schauspielers ist die undankbarste aller Künste; sie vergeht mit dem Augenblick und erwartet ihren Lohn von dem Augenblick; ein hoher Grad von Geschmack und von Wärme im Publikum kann für diesen wesentlichen Nachtheil entschädigen: aber wie viele Orte giebt es in Deutschland, wo das Publikum in den Schauspielern würkliches Künstlergefühl zu pflegen wüßte? Und wo das nicht geschieht, was sind einzelne Kritiken von der Gattung dieser freimüthigen Briefe anders, als etwas versüßte Pasquille, die dem einen sein Gewerb schmälern, um es dem andern einträglicher zu machen?

Ohne die neue Schauspielergesellschaft in Frankfurt am Main zu kennen, braucht man nur Gelegenheit gehabt zu haben, den Zustand dieser Kunst in unsern mittelmäßigen Städten zu beobachten, um von den Absichten und den Wirkungen einer solchen dramaturgischen Scharteke ganz anschauliche Begriffe zu haben. S. 40 beweist der Verf., wie sehr er dazu gemacht ist, die Geschmeidigkeit in Ton und Geberde eines Schauspielers zu beurtheilen, indem er sagt, daß diese Geschmeidigkeit einem Charakter, den er gerade spielen sah, ankleben mußte, wenn er der Absicht des Dichters gemäß durchgeführt werden sollte.

Herrmann von Nordenschild, 2 Thle. Weissenfels, b. Severin. 792.

Es ist eine eigene Art von Sturm und Drang, die in dieser Schrift, wie in andern des nämlichen Verf., sich am Horizont unsrer Literatur zu zeigen angefangen hat. Gerstenberg hat, durch eine Uebertreibung der Kunst, in seiner Minona die heroischen Zeiten modernisirt; dieser Schriftsteller hat die entgegengesetzte Grille. Die modernen Zeiten zu heroisiren,

und er macht es dadurch, mit einem seltsamen Gemisch von Unwahrheit und Größe, von lächerlicher Uebertreibung und Kraft, von Beleidigungen des Verstandes und Bestechungen der Empfindung, wirklich schwer, einen billigen und richtigen Maßstab für ihn zu finden. Sein einziges Verdienst ist im Grunde Darstellung; aber eben dieses besitzt er in einem solchen Grade, und es ist eine Gabe, die so wenig, wie etwa manche mehr mechanische Eigenschaft, isolirt im Geiste ihres Besitzers bestehen kann, daß die strenge Regel einen ziemlich ungleichen Kampf hier eingehen würde. Indessen können Werke der bildenden Künste mit diesem Verdienst allein besser auskommen, als Werke der redenden; mit blendenden Farben und kräftigen Zügen wird bei den letzteren der Mangel an Plan, an Einheit, an Gradationen, an Natur und an Styl nicht ersetzt; und entweder giebt es keinen Geschmack, oder der Verf. des deutschen Alcibiades verdient unter unsern Geschmackverderbern einen desto bestimmteren Platz, je mehr wahre Talente er vielleicht hat.

Bajazet. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Racine von A. Bode. Berlin bei J. G. Braun 1804.

Radogüne. Ein Trauerspiel nach Corneille, von A. Bode. Berlin bei J. G. Braun, 1803. (109 S.)

Mahomed. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire von Goethe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1802. (102 S.)

Tancred. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire von Goethe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1802. (104 S.)

Zu einer Zeit, wo der deutsche Genius die beschränkende Form der französischen Tragödie zu durchbrechen strebte, kam ihm Lessings scharfsinnige Kritik mit gutem Fug und Erfolg zu Hülfe, wenn gleich Lessings ältere Kämpfe gegen die Gottschedische Wasserfluth in der Strenge noch nachwürkten, mit welcher er die Meisterstücke der tragischen Bühne Frankreichs behandelte. Freilich wurde es bald wieder zeitgemäß, sich des mit dem Bade ausgeschütteten Kindes, wie besonders Gotter that, anzunehmen. Als aber der

deutsche Kunsttrieb ein lästiges Joch abgeschüttelt hatte, war der öffentliche Geschmack in Deutschland noch so unreif gewesen, daß er gleichsam nur die Gelegenheit wahrzunehmen schien, um sich der Kunst selbst zu entwöhnen. Es möchte daher wohl keine übertriebene Behauptung seyn, daß die deutschen Parterre vor 40 und 60 Jahren, da sie vor den Bearbeitungen und Originalien der Gotschedischen Schule standen, sich einer größern und wahreren Empfänglichkeit für Kunst erfreuten, als ihre Nachkommen — Gotter war indessen kein Originaldichter; eine ganz andre Anregung mußte er der dramatischen Poesie geben, als ächte Originaldichter, die ehmals selbst das Beispiel der gänzlichen Regellosigkeit gegeben hatten, oder gegeben zu haben schienen — denn sie hatten freilich ihre Regel an ihrem Genie — anfiengen, manche für Zwang und Beschränkung angesehene Form wieder einzuführen. Das durchgängige Metrum, die Einmischung des Reims, sind wichtige Stücke der so nöthig gewordenen Reform, und daß diese auch darauf geführt hat, sich wieder einmal in der guten alten französischen Tragödie umzusehen, möchte wohl schon eine hinlängliche Apologie der französischen Tragödie seyn.

Recensent hält denn auch keinesweges die Bearbei-

tung französischer Trauerspiele für ein Unternehmen, das der Rechtfertigung bedürfte; er hat einst die ziemlich allgemein gegen dieselbe entstandene Geringschätzung getheilt, doch fieng er nicht erst in diesen letzten Jahren an, seine Meinung in diesem Stücke zu verändern, und, wie er überzeugt ist, zu berichtigen. Er hält sogar dafür, daß die Bearbeitungen, denen der gegenwärtige Aufsatz gewidmet ist, auf verschiedene Weise den gemeinschaftlichen Fehler haben, nicht genug mit der von ihren Originalien zu fordernden Achtung und Liebe ausgeführt zu seyn. Indessen scheint die Idee, die Schiller in seiner Epistel an Goethe ausdrückte, daß die französische Tragödie nur relativ und gleichsam instrumental der Uebertragung auf unsre Bühne werth wäre, in der Bearbeitung französischer Trauerspiele, die wir seit Kurzem erhalten haben, zu sehr vorzuherrschen. Keines ist ein eigentliches Streben nachzudichten, weil in jeder die ernste und warme Anerkennung, oder die richtige Schätzung des poetischen Werths der Originale fehlt. Eine interessante Erscheinung bietet der Unterschied in den Würkungen einer und derselben Ursache dar. Hr. Bode ist mit Corneille und Racine nachläßig frei umgegangen, und anstatt ihre Eigenheiten in den Eigenheiten ihrer Gattung festzu-

halten, um sie zu retten, oder wenn es nöthig gewesen wäre, von diesen abzusondern, hat er sie mit gäng und gäben poetischen Verzierungen zu ersetzen gesucht; der große Dichter hingegen, welcher sich mit Voltaires Trauerspielen beschäfftigte, hielt sich meistens wörtlich an den Sinn, und verschmähte allen äußern poetischen Schmuck bis zur reizlosen Trockenheit. Sein Fehler, seinem Dichten undichterisch zu übersetzen, war an ihm unstreitig um so natürlicher, je mehr er selbst Dichter, um so viel mehr Dichter war, als sein Original. Auch hat nicht leicht ein Dichter jenen Schmuck für sich selbst mehr verschmäht als Goethe, wozu er aber durch seinen innern Reichthum gegen sich selbst berechtigt war, das stand ihm gegen einen andern nicht zu, und wenn gleich zugegeben werden kann, daß Voltaire kein Dichter war, der einen Dichter wie Goethe zu hoher Uebersetzers-Begeisterung stimmen konnte, so folgt aus seinem seltsamen Unglück, einem selbst allzu originellen Dichter in die Hände gefallen zu seyn, keineswegs, daß er nicht mit mehr Begeisterung übersetzt zu werden verdiente. Corneille und Racine (die vielleicht Goethe's eigenem Genius doch mehr zugesagt hätten) sind bei Herrn Bode, indem er ihnen sein poetisches Talent zu freigebig ließ, viel schlimmer weg-

gekommen, als Voltaire bei Goethe. — Daß aber die drei französischen Tragiker ihre eigenthümlichen, innwohnenden durchgängigen poetischen Verdienste haben, die solcher vollkommenen Nachdichtungen, wie dem Homer, dem Shakespear, dem Calderon unter uns zu Theil geworden sind, nicht unwerth wären, dieses wird vielleicht aus der speciellen critischen Beleuchtung der Versuche, von denen hier die Rede ist, von selbst hervorgehen.

Es giebt eine Bemerkung, die mehr oder minder von allen französischen Trauerspielen gilt, welche in's Deutsche übergetragen werden: ihre Diction ist oftmals soviel mehr episch als dramatisch, daß den Reden, welche gewählt werden, nur die Formeln: Sprach's und Wiederum antwortete, abzugeben scheinen. Oft ist daher der deutsche Bearbeiter, insofern er nicht umhin kann, seine Röhre im Auge zu haben, allerdings genöthigt, mit dialogischen Uebergängen von Rede zu Rede nachzuhelfen. Allein diese Nachhülfen, die ihrer Natur nach etwas Leeres haben, müssen so wenig Platz einnehmen, als möglich, und nur in den fühlbarsten Nothfällen angewendet werden. An den alten Gotschedischen Verdeutschungen machen sie gerade die lächerlichste Seite, und nicht selten muß-

ten in solchen Fällen die Komplimentirbüchlein jener Zeit herhalten. Gotter zeigte auch hierinn immer seine geschmackvolle Kenntniß des Mechanischen der Poesie, ohne jedoch dem strengen Begrif von der möglichsten Treue auch in den nothwendigen Abweichungen zu entsprechen. Voltaire, der den alten Schnitt der französischen Tragödie überhaupt in manchen Stücken modernisirte, bringt am seltensten in diese Art von Verlegenheit. Auf diesem Wege geschah es aber hauptsächlich und am meisten bei Racine, der das griechische Trauerspiel, von seinem lyrischen entkleidet, zum Vorbild nahm, daß Bode das Charakteristische seiner Originale verloren gehen ließ, ja sogar allzuoft zu dem Zweifel, ob er es nicht ganz übersah, Anlaß gab. —

Bey Corneille, und noch mehr bei Racine, geht die Handlung für den Leser würklich mehr hinter dem Schleyer der Rede vor, und soll sich erst dem Zuschauer enthüllen. Es muß daher von dem poetischen Uebersetzer auf dieses Verhältniß wohl gemerkt werden; er muß in der Rede den Grad von Lebendigkeit, weder mehr noch weniger, genau aufzufassen suchen, welchen der Dichter hineinlegen wollte; er muß die Deutung der Noten studiren, ohne zu vergessen, daß sie in diesen Compositionen ihren grösten Nachdruck

erst von der theatralischen Execution erhalten dürfen — und will er das alles nicht, wohl, so mache er selbst Trauerspiele besser oder schlechter als die französischen, aber von diesen laß er lieber ab, als daß er sich in ihnen vernehmen lasse, wo und wie er kann, seinen Originalien den Platz wegnehme, den sie mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erfüllten, und auf solche Weise verdeutschte französische Trauerspiele gebe, die gleichwenig deutsch und französisch sind. Das Wörtchen nach kann nur auf dem Titel der Bearbeitung eines prosaisch-dramatischen Werkes eine solche Methode entschuldigen.

Nehmen wir z. B. im fünften Akt des Bajazets den Moment, wo Roxane über Bajazets Tod entscheidet. Sie hatte in der dritten Scene (des Originals) zu ihrer Vertrauten gesagt:

Oui tout est prêt. Zatime
Orcan et les muëts attendent leur Victime.
Je suis pourtant toujours maitresse de son sort,
Je puis le retenir. Mais s'il sort il est mort.

Bajazet ist erschienen, durch seine männliche Ruhe verliert der Augenblick, wo sein Brief an seine Geliebte ihn überweist, das Erniedrigende, das er sonst für ihn hätte; er reinigt sich von dem Schein

des Betrugs, zwar mit zarter Schonung, aber sein Verhältniß gegen die beleidigte Sultanin ist unheilbar; leidenschaftlich bietet sie ihm sein Leben an, um den Preis des Lebens seiner Geliebten; des Jünglings erste Bewegung ist edler Zorn, doch plötzlich von dem Gedanken an Attalidens Gefahr ergriffen, lenkt er ein, und sucht die Schreckliche zu erweichen, die aber in dieser seiner letzten Rede, je zärtlicher sie klingt, desto mehr seine Zärtlichkeit für eine andere, als sie, vernimmt; sie unterbricht den Unglücklichen, der sie zu rühren glaubt, mit dem einzigen Worte, das durch ihre vorige Rede gegen ihre Vertraute so furchtbar bedeutungsvoll wird:

Sortez —

und Bajazet ist verschwunden, und man weiß, daß er verloren ist. —

Wie giebt aber die Bodesche Bearbeitung den so einfachen tragischen Effekt wieder? In der Anlegung desselben hatte er sich sein Spiel nicht verdorben; auch bei ihm sagt Roxane zu Zatime:

„Noch ist mir vergönnt
Von ihm zu wenden sein entsetzlich Loos.
Laß ich ihn gehen, so geht er in den Tod.“

dann aber unterbricht sie Bajazets Rede nicht, die

Herr Bode ganz gegen den Styl des Originals in abgebrochenen Pausen enden läßt:

„— O wenn ich jemals
„theuer dir
— „gewesen — ich beschwöre dich —“

sondern sie erwiedert dem auf ihre Antwort wartenden

„Hinweg“
„Hinweg aus meinen Augen, ich befehl' es!“

Bajazet replicirt erst:

„Du darfst befehlen. — Lebe wohl!“

als ob der königliche Jüngling auf das trockne Gebot der übermüthigen, emporgekommenen Sklavin etwas anderes könnte, als entweder widerstehen, oder wie er bei Racine thut, stumm sich entfernen! — Vor so unglücklicher Selbstmacherei muß man sich unstreitig die ehrliche Treue einer alten deutschen Uebersetzung von 1766 loben, wo es heißt:

Bajazet. War ich dir jemals werth, Roxane...
Roxane. Du kannst gehn.

Da das Gedränge, in welchem sich der türkische Prinz, das ganze Stück hindurch, zwischen zwei Weibern findet, allerdings zu dem gehört, was uns Deutsche eine lange Zeit gewöhnte, die französische Tragö-

die nicht für voll ansehen zu mögen, so könnte es allenfalls Herrn Bode nachgesehen werden, daß ihm Racines leisere Rettungen des Heroischen und Männlichen in seinem Helden nicht genügten, und er für gut hielt, ihm in der Scene mit dem Vezier (A. 2) und dem darauf folgenden Monolog durch Manieren einer fremden Gattung mehr zu heben. Aber die charakteristische Schönheiten seines Originals, die dem Dichter und dem glänzendsten Zeitalter der Kultur seiner Nation eigen waren, hätte er ehren, und die zarten anständigen und in der Vollkommenheit des zarten Anstandes ächt poetischen Züge, durch welche Racine seine Atalide, und ihre Lage, und die Convenienzen dieser Lage bezeichnet, hätte er in seiner Nachbildung nicht verwischen sollen, wie er's gethan hat. Atalide ist Prinzessin, und muß einer Sclavin, die des Sultans Liebe erhob, huldigen; sie liebt, und muß nicht nur ihre Liebe verbergen, sondern selbst den Hoffnungen ihrer Nebenbuhlerin schmeicheln. Dieser Zwang eines sanften aber edeln Herzens siegt in jedem ihrer Worte von ihrer ersten Erscheinung an, und wenn er auch in den Momenten weiblicher Besorgnisse und Inkonsequenzen ihrer Liebe etwas in den Hintergrund tritt, so verschwindet er doch nur in der vollen Ver-

zweiflung, wo einmal sogar der verhaltene Stolz der Fürstin in die von Hrn. Bode übersehenen Worte gegen die Vertraute der Sultanin ausbricht (A. 5. Sc. 8.)

D'une esclave barbare, esclave impitoyable?

Aus diesem Gesichtspunkt vergleiche man z. B. Atalidens Bemühung, ihre Nebenbuhlerin von Bajazets Gegenliebe zu überzeugen, bei Racine und bei H. Bode.

Quoi Madame, les soucis qu'il a pris pour vous plaire,
Ce que vous avez fait, ce que vous pouvez faire,
Les perils, ses respects et surtout vos apas,
Tout cela de son coeur ne vous repond-il pas?
Croyez que vos bontés vivent dans sa memoire.

Weniger kann sie in ihrer kützlichen Lage nicht sagen, aber wie unpassend ist es, sie mehr sagen zu lassen:

„Warst du nimmer Zeuge
„Von seinem sorgsam zärtlichen Bemühn,
„Dir zu gefallen? Wähnst du seine Brust
„Dem Dankgefühl verschlossen? Weiß er nicht,
„Daß deine Gunst sein Leben ihm erhält,
„Daß er allein in ihren Strahlen athmet?
„Und wär er Thor und undankbar zugleich,
„Spricht denn so leise deines Werths Gefühl?

„Bedurft es Ueberwindung, diesen Reizen
„Zu huldigen, bedurft' es für ein Herz
„Aus Liebesglut gewoben wie das seine?"

Roxane war sicherlich nicht so häßlich, daß Atalide in diesem Zusammenhange mehr als zwei Worte von ihren Reizen hätte sagen mögen. Negativ vorzuziehen ist denn auch die Uebersetzung von 1766:

„Die Müh', die er sich gab, dein Lieben zu erregen,
„Das war da schon gethan, und war noch dein Vermögen.
„Sein Ehrfurcht, die Gefahr, der Reiz, der dich umgiebt,
„Versichern dich genug, daß er dich heftig liebt;
„Von deiner Güte wird nie sein Gedächtniß schweigen. —"

Sternes witzig paradoxe Behauptung, daß es ein Fehler der Franzosen wäre, zu ernsthaft zu seyn, hat einmal viel Glück gemacht. Wirklich könnte man versucht werden, daß der tragische Styl der Franzosen zu ernst und gedrängt für unsre Sprache sey. — So falsch dieser Satz im Allgemeinen wäre, so würde ihn doch der deutsche Bajazet mit dem französischen verglichen zu bewähren scheinen. Zu dieser Vergleichung laden wir einen jeden ein, der noch zweifeln möchte,

ob die hier angeführten Beyspiele noch in der That Proben von dem durchaus verfehlten der ganzen Bearbeitung sind. Noch eine Stelle können wir uns nicht erwehren anzuführen, ehe wir uns zur Rodogüne wenden. — A. 4. Sc. 1. des Originals, wo sich Roxane durch die kalte Ankündigung: sie wolle dem Sultan gehorchen, und seinen Bruder opfern, von Atalidens Leidenschaft für Bajazet überzeugt, sagt diese:

Quoi? ce Prince aimable .... qui vous aime
Verra finir ses jours, qu'il vous a destinés?

Durch welchen Unstern mußte Herr Bode bemüht seyn, den so deutlichen und der Situation so angemessenen Sinn des *Prince aimable* .... qui vous aime auf die Seite zu werfen? Er läßt Ataliden sagen:

„Bajazet! —
„So kannst du opfern, was du liebst! Nein! Nein!
„Ich glaub es nicht, ich werd' es nimmer glauben.
„Du wirst ihn retten — hast ihn schon gerettet!"

Eine von Corneille's bessern Tragödien, zu denen seine Rodogüne unstreitig gehört, hätte einem deutschen Dichter leichter zu bearbeiten seyn sollen, als andre französische, und insbesondere die Ra-

cinischen Trauerspiele, und am leichtesten hätten sie, scheint es, einem Schriftsteller seyn müssen, der mit dem deutschen poetischen Styl des Tages nicht unbekannt war. Dieser Styl, in welchem die Poesie einen Schlangenkreis — ohne Zweifel Sinnbild ihrer Ewigkeit beschrieben, und Anfang und Ende in einander ruhend darzustellen scheint, dieser Styl gothischer Kunst und südlicher Poesie, ohne historischen oder klimatischen Anlaß so spät nachgebildet, konnte zum sehr passenden Gewande für die gealterte vom spanischen und italienischen Parnaß herüber gelockte Muse Corneille's dienen. Allein auch Corneille scheint hier seiner Eigenthümlichkeit entkleidet, und dafür mit unbedeutenden Flittern behangen. Um den spitzfindigen, oft verworrenen, oft scharfen und kräftigen Antithesen, in denen Corneille seine tragischen Situationen und seine Charaktere auszusprechen pflegt, von seiner wortreichen, aber auch sinnreichen Manier, findet man bei Hrn. Bode wenige oder gar keine Spuren, und wenn die Franzosen, unter denen Corneille's Rodogüne ein Logogryph genannt wurde, dieses Trauerspiel zuerst so kennen gelernt hätten, wie die Bodesche Bearbeitung es darstellt, so würden sie schwerlich die Eigenheit darinn empfunden haben, die sie mit

jenem tadelnden Einfall ausdrückten. Ob aber Zierrathen, die sonst allerdings artig klingen, wie z. B. am Schluß des ersten Akts,

„Die Unsterblichen
„Erhören mich, ihr köstlich Himmelsgut,
„Ihr Frieden, senkt sich säuselnd auf mich nieder."

das, was einen zu dem macht, wer er ist, hinlänglich ersetzen, möchte mit Recht zu bezweifeln seyn. Auch hier braucht es nur der ersten besten Stelle aus der französischen und der deutschen Rodogüne, und zwar ohne eine Erklärung der Situation, die bei der Corneille'schen Tragödie überflüssiger wäre, als bei der Racine'schen Cleopatra, sagt A. 2. Sc. 2. des Originals

Quoi! je ferois un roy pour être son époux,
Et m'exposer aux traits de son juste courroux!
N'apprendras-tu jamais, ame basse et grossière,
A voir par d'autres yeux que les yeux du vulgaire?
Toi qui connais le peuple, et sçais qu'aux champs de Mars
Lâchement d'une femme il suit les étendards;
Que sans Antiochus, Tryphon n'eût dépouillée;
Que sous lui son ardeur soudain fut reveillée;
Ne sçaurais tu juger que, si je nomme un Roy
C'est pour le commander et combattre pour moi?

J'en ai le choix en main avec le droit d'aînesse;
Et, puisqu'il en faut faire une aide à ma faiblesse,
Que la guerre sans lui ne peut se rallumer,
J'userai bien du droit que j'ai de le nommer.
On ne montera point au rang dont je dévale,
Qu'en epousant ma haine au lieu de ma rivale:
Ce n'est qu'en me vengeant qu'on me le peut ravir;
Et je ferai règner qui me voudra servir.

Bey Hrn. Bode lautet diese Stelle kürzer, und dennoch weniger gedrängt:

„Kannst du wähnen noch,
Verblendete, Ich würd' ihr einen König
Zum Gatten geben — ist dirs noch verborgen,
Daß ich's nur könne, sichrer noch zu herrschen?
Mein ist das Recht der Wahl, doch wen ich wähle,
Der wird ein Werkzeug meiner Rache nur.
Wer meinen Thron besteigen will, der muß
Sich meinem Haß vermählen, an der Stelle
Der Parteien; um diesen Preis allein
Verkauf ich meine Krone; wer mich rächt,
Ist von den Käufern der Willkommne mir."

Keineswegs glücklich hat Hr. Bode A. 3. Sc. 1. das Verhältniß Rodogünens zur Laonice, der Vertrauten ihrer Feindin, die im Original zwar die bösen Ent-

würfe ihrer Gebieterin verräth, aber dieser nicht noch weiter untreu seyn will, in eine gemeine sentimentale Ergiessung zwischen beiden umgewandelt, und mit noch weniger Einsicht des richtigen Gedankens seines Dichters läßt er in der folgenden Scene den Entschluß zum Widerstand von Rodogüne selbst zuerst fassen, und nicht vom Parthischen Gesandten, der bei Hrn. Bode zur Flucht räth, während ihm Corneille in seiner kurzen Erscheinung so deutlich und bestimmt die poetische Rolle seines Postens zuweist, er ist es, der mit scheinbarem Stolze ermahnt:

C'est ici qu'il vous faut ou règner ou perir.

und die Sorge der Prinzessin, daß mit einer Handvoll Leute der Königin nicht getrotzt werden könne, veranlaßt ihn, seinen Plan nicht der Gewalt, sondern der klugen List zu entwickeln.

Si vous voules règner, faites règner l'amour.

Auch hier war es kein deutlicher Begrif von der Nothwendigkeit oder dem Vorzug einer Veränderung, sondern die ursprüngliche Gewohnheit des Bearbeiters mit nachläßiger Geringschätzung des Originals seiner eigenen Feder freien Lauf zu lassen, die ihn verleitete, den Orontes nicht ohne einen empfindsamen Zusatz:

„Zu retten dich, wo nicht für dich zu
sterben,
„Das ist des Greises heiliger Beruf."
zur Flucht rathen zu lassen, und der Prinzessin die heroische Gesinnung zu verleihen, die den dramatischen Kontrast zwischen ihr und Cleopatra aufhebt:

„herrschen oder untergeh'n
„Muß ich an diesem Platz —"

Glaubte Hr. Bode wirklich, daß Corneille und Racine nichts Besseres werth wären, als blos so ungefähr und eins ins andere wiedergegeben zu werden, so hätte er sie auch der Bearbeitung unwerth glauben sollen. An sich aber kann es keinen Dichter geben, er möge übrigens andern Dichtern nachstehen oder sie übertreffen, gegen den eine solche Behandlung nicht Sünde wäre, und weswegen ist man denn auch neuerdings in Deutschland darauf gekommen, französische Trauerspiele zu bearbeiten, als hauptsächlich um dem Publikum, den dramatischen Schriftstellern, und den Schauspielern Muster einer strenge bindenden Präcision aufzustellen?

Diesem Zwecke nun entsprechen die Goetheschen Bearbeitungen insofern vollkommen, als ihnen keine von den Fehlern der Schwäche und des leichtsinnigen

Selbstvertrauens nachgewiesen werden können, welche die Bodeschen so unglücklich charakterisiren. Goethe schrieb seine französischen Originale gleichsam Zeile für Zeile deutsch ab, mit eben so fester als treuer, aber mit etwas harter Hand; oft unterscheidet nur das Metrum seine Bearbeitungen von den gewöhnlichen lateinischen Interpretationen griechischer Dichter, und das Metrum allein ersetzt, um etwas dem Totaleindruck der Originale Aehnliches wiederzugeben (welches doch auch der Zweck jeder Uebertragung eines Dichters seyn soll,) bei solcher Wörtlichkeit den Reim bei weitem nicht. Besonders der zarteren Manier und dem romantischeren Gegenstand des Tancreds, den Voltaire durch eine, für die französische Theaterkonvenienz sehr kühne, Neuerung in Wechselreimen schrieb, würde die Einmischung des Reims nach Art der Schillerschen Trauerspiele (denn freilich hat Goethe in seinen eigenen eigentlich so zu nennenden Tragödien den Reim nie eingemischt) gewiß schön entsprochen haben.

Indem wir nun unsre Behauptungen in Betreff des Ganzen der Goethe'schen Bearbeitungen mit einzelnen Stellen derselben zu belegen suchen werden, mag uns ein Vergnügen erwarten, welches die Freude, unsre Sätze zu erweisen, weit überwiegen wird; wir

sehen nämlich voraus, daß wir hie und da auf irgend einen unwillkührlichen Zug stossen werden, der in dem wörtlichen Uebersetzer den Originaldichter, wo nicht zur vollen Befriedigung der Ansprüche, die man an eine deutsche Uebertragung eines französischen Trauerspiels machen darf, doch als eine sehr interessante und belehrende Erscheinung für jeden Freund der Poesie im schnellsten Vorübergehen durchblicken läßt. Wir bitten dann unsre Leser nur die nämliche Mühe, die wir uns selbst geben müssen, um über den Genuß, zu welchem solche Entdeckungen uns einladen, nicht zu vergessen, wovon eigentlich hier die Rede ist, sich auch nicht verdrießen zu lassen.

Die folgenden Stellen werden alles, was wir bisher sagten, ohne Zweifel bezeugen.

Mahomet. A. 1. Sc. 2.

O superstition! tes rigueurs inflexibles
Privent d'humanité les coeurs les plus sensibles!
Que je vous plains Palmire et que sur vos erreurs,
Ma pitié malgré moi me fait verser de pleurs!

„Ach, in des Aberglaubens festen Banden
„Verliert dein schönes Herz die Menschlichkeit!
„Wie jede Knechtschaft raubt auch diese dir,

„Den freien Blick, das Würdige zu
schätzen.
„Du jammerst mich, Palmire. Deinen Irrthum,
„Der dich umstrickt, bewein' ich wider Willen.
A. 1. Sc. 4.

„*Je te connais Omar, en vain la politique*
„*Vient m'étaler ici ce tableau fanatique,*
„*En vain tu peux ailleurs eblouir les esprits;*
„*Ce que ton peuple adore, excite mes mepris.*
„*Bannis toute imposture et d'un coup d'oeil plus sage*
„*Regarde ce prophete à qui tu rends hommage;*
„*Vois l'homme en Mahomet, conçois par quel degrés*
„*Tu fais monter aux cieux ton fantome adoré,*
„*Enthousiaste ou fourbe, il faut cesser de l'être*
„*Sers toi de ta raison, juge avec moi ton maitre.*"

„Omar, ich kenne dich, du scheinest hier
„Als Schwärmer dieses Wunderbild zu zeichnen,
„Doch seh' ich nur den klugen Redner durch;
„Du glaubst umsonst wie andre mich zu täuschen.
„Ihr betet an, wo ich verachten muß.
„Verbanne jeden Trug, mit weisem Blick
„Sieh den Propheten an, den du verehrst,
„Den Menschen sieh im Mahomet! Es hob
„Nur nach und nach dieß Scheinbild sich zum Himmel,

„Und

„Und Schwärmer oder Schelm, er wird entlarvt.

„Laß mit Vernunft uns deinen Meister richten.

Zu diesem untragischen Schelm konnte nur die Uebersetzungsmethode verleiten, die hier zugleich ein Mißverständniß veranlaßte; denn augenscheinlich bezog Goethe das französische *il faut cesser de l'être*, welches Omarn gilt, mit dem Zopire spricht, auf Mahomet, von dem gesprochen wird.

Weglassungen hat Goethe nur selten rathsam gefunden, und meistens versetzte sich daher der Uebersetzer in die eigene Ansicht seines Originals; so z. B. im Mahomet, A. 2. Sc. 6. (des Orig.) bei dem allzuplumpen

Non, mais il faut m'aider tromper l'univers.

das im Verhältniß Mahomets zu Zopiren unnatürlich deutliche Bekenntniß wollte dem einsichtsvollen Uebersetzer nicht aus der Feder fließen.

Einmal im Tancred A. 2. Sc. 1. (des Orig.) würde Goethe Amenaidens hartes und verkennendes Urtheil über Arbastan:

D'un brave chevalier sa conduite est indigne.
Interessé, cruel il pretend à l'honneur!
Il croit d'un peuple libre être le protecteur!

wohl kaum weggelassen haben, wenn er nicht übersehen hätte, daß diese parteiische Ungerechtigkeit in der nachherigen schönen Situation, da der rauhe Mann sich zu Amenaidens Ritter im Gottesgericht anbietet, ihr Gefühl schärfen mußte.

Eben so sparsam sind die Zusätze, und ohne fremd anzustoßen in dem Gewande, das Goethe Voltaire umgab, doch fast alle von eigenem charakteristischem Werthe: so z. B. im Mahomet A. 4. Sc. 5. in dem Gemählde von Zopirs Ermordung:

„Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
„Und düster floß das Blut aus seiner Wunde."

So ebendaselbst:

„Das Blut versöhnt die Gottheit, sagen sie:
„Gewiß versöhnt das Blut der Menschen Grimm."

So im Tancred A. 3. Sc. 7. die schöne und besser motivirende Ausmahlung der Situation:

„Ich will so stumm wie du,
„Auch unerkannt wie du dem Grab mich weihen.

— — — — — — — — — — — —

„Wer darf in mein so sehr verkanntes Herz
„Und seine liebevollen Tiefen blicken?
„Wer darf ihn kennen? Mache doch sein Arm
„Den wunderbar verborgenen bekannt!
„Auch Raum verschaff' er mir u. s. w."

So und ganz besonders belehrend in Hinsicht auf wahren poetischen Styl ebenfalls im Tancred, in der Verwünschung am Schluß, die übrigens wörtlich übersetzt seyn würde, nur daß der größere, der gebohrne Dichter den Umsturz von Syracus nicht ohne den Aetna übersetzen konnte, mit welchem Voltaires Phantasie blos hie und da sein Stück zu costümiren bedacht gewesen war.

„O reisset euch gewaltsam aus einander,
„Des Berges ungeheure Feuerschlünde,
„Die ihr das reiche Feld Siciliens
„Im Finstern unterwühlet, reißt euch auf!
„Erschüttert Syracus, daß die Palläste,
„Die Mauern stürzen, sendet Feuerquellen
„Aus euern Schluchten, überschwemmt das Land,
„Und schlingt den Rest des Volkes, die Ruinen
„Der großen Stadt zur Hölle mit hinab!“

Im Original

Que l'enfer engloutisse et vous et ma patrie
Et ce senat barbare et ces horribles droits
D'egorger l'innocence avec le fer des lois!
Que ne puis je expirer dans Syracuse en poudre,
Sur vos corps tout sanglants, ecrasés par la
foudre.

Nicht freygebiger war Goethe mit eigentlichen Veränderungen; er dachte, daß wenn die Verpflanzung französischer Trauerspiele diesen etwas nützen sollte, eben nicht der Schlendrian unsrer Bühne hinein gemischt werden müßte. Von seinen wenigen Veränderungen sind einige so beschaffen, daß Voltaire selbst sie genehmigt haben würde, welches, wenn auch nicht zu Goethes Ehre, doch in Voltaires Namen, sehr viel gesagt ist. So hätte Voltaire ohne Zweifel gefühlt, daß im Tancred A. 4. S. 6. seinem ohnehin gar zu altersschwachen Argire das Bischen Kraft wohl angestanden hätte, womit ihn Goethe durch den selbst gefaßten, nicht, wie im Original, durch seine Tochter ihm aufgedrungenen, Entschluß ausstattet, Tancreden in der Schlacht aufzusuchen, um ihm Amenaidens Unschuld zu bezeugen. So würde er sich auch leicht haben einreden lassen, daß im letzten Act statt eines Briefs (ohnehin der zweite in diesem Trauerspiel) durch Aldamon die Worte Tancreds überbracht würden. Hergegen würde er sich nicht so geduldig darein ergeben haben, daß die heroische Amenaide, A. 2. Sc. 1., anstatt das Gesetz darum übertreten zu wollen, weil sie es verabscheut:

„*Elle attaque Tancrede, elle me fait horreur etc.*“

sich durch die etwas weit hergeholte Betrachtung

— „Keine Strafe trifft ein hohes Haupt"

zur Uebertretung hätte rüsten sollen.

Im Mahomet hat Voltaire die ausserhalb der Bühne vorgehende Handlung mit dem alten Vertrauten die Herkunft Palmirens und ihres Bruders nicht bestimmt und deutlich genug mit der Handlung verknüpft, die unter den Augen des Zuschauers dargestellt wird. Dieß scheint Goethe sehr richtig eingesehen zu haben, da er A. 4. S. 1. durch Omarn dem Mahomet den Augenblick genau angeben läßt, wo Seide jenen Alten sah. Ob aber der Augenblick selbst

„Vorher, eh du zuletzt
„Mit Feuerworten seinen Muth beseelt" — —

recht motivirt sey, dünkt uns zweifelhaft. — Denn ehe Seide den Mahomet sprach, wußte er nicht, was dieser von ihm verlangte, und glaubte so zuversichtlich an die Rechtlichkeit jedes von ihm ausgehenden Gebots, daß er keinen Grund hatte, sich erst mit einem Dritten darüber zu besprechen. —

Noch eine Rettung der Wahrscheinlichkeit, die Voltaire nicht verläugnet haben würde, findet sich in Mahomet, A. 1. Sc. 10. wo Omar den Seide so

gebieterisch von Zopirs Seite weggerufen hat, und dieser sagt:

„Befiehlt als Herr
„Schon Mahomet in unsern Mauern?
„Ist dieser Jüngling nicht als Geissel hier?“

Eine Kleinigkeit, die aber doch einigen Anstoß giebt, ist die Beibehaltung des durch den letzten Vokalen französirten morgenländischen Namens Seide. —

Unseres Erachtens müßte eine möglichst würdige Nachbildung französischer Tragödien, und sie verdienen entweder keine Nachbildung, oder eine solche, von den Originalen nicht mehr, und aus keinen andern Motiven abweichen, als die Göthesche; es müßten aber die, dem Bau und Ton der deutschen Sprache angemessensten, Mittel versucht werden, um — anders als in den gereimten Alexandrinern doch auch das vom ganzen Geiste der französischen Tragödie Unzertrennliche wiederzugeben, was in ihrer Versification liegt. Hiezu aber müßte man, was Goethe nicht gethan hat, und er vielleicht am wenigsten thun konnte, sich bis zur vollen Begeisterung des poetischen Uebersetzers, mit dem eigenthümlichen Schönen der Gattung durchdringen, das sich z. B. in solchen Versen ausspricht, wie diese Racinischen:

Quoi! des plus cheres mains craignent les trahisons.
J'ai pris soin de m'armer contre tous les puissans.
J'ai su par une longue et penible industrie,
Des plus mortels vaines prévenir la furie,
Ah qu'il eut mieux valu, plus sage et plus heureux,
En repoussant les traits d'un amour dangereux,
Ne pas laisser remplir, d'ardeurs empoissonnées
Un coeur deja glacé, par le froid des années!

Oder in diesen, auf der französischen Bühne eben so berühmten, von demselben Dichter:

C'est faire à vos beautés un triste sacrifice
Que de vous présenter, Madame, avec ma foi
Tout l'age et le malheur que je traine avec moi.
Jusqu'ici la fortune et la victoire mêmes
Cachoient mes cheveux blancs sous trente Diademes,
Mais ce tems là n'est plus. Je regnois, et je fuis
Mes ans se sont accrus, mes horreurs sont detruits;
Et mon front depouillé d'un si noble avantage,
Du tems qui l'a flétri, laissent voir tout l'outrage. —

4.

Recensionen

aus

dem Freimüthigen, der Klio und der Leipziger Literaturzeitung.

Warnungstafel.

Unsre schöne Literatur ist reichlich genug mit Produkten gesegnet, die in einem solchen Grade und einer solchen Art schlecht sind, daß man es für unnöthig halten sollte, vor einem gebildeten Publikum ihrer zu erwähnen. Indessen finden sie sich in angesehenen Buchläden und Leihbibliotheken, einige von ihnen empfehlen sich auf den ersten Blick durch guten Druck, durch artige Kupfer; und so mag es ihnen denn oft gelingen, in Hände zu gerathen, von denen sie zwar schnell genug weggeworfen werden, die aber gar nicht Gefahr laufen sollten, sich mit ihnen zu besudeln. In dieser Rücksicht dürfte es wohl gethan seyn, von Zeit zu Zeit Warnungstafeln aufzuhängen, die ganz ausdrücklich für solches Zeug bestimmt wären, womit sonst einer rechtlichen Kritik nicht zugemuthet werden könnte, sich zu befassen. Für heute wird ein kleines Pröbchen hinreichen. Wenn diese Rubrik öfter vorkommen sollte,

so weiß man aus der gegenwärtigen Einleitung, was man unter derselben zu suchen hat.

Den Neuen Karrikaturen und Anekdoten zur Erholung und zum Naserümpfen, von Anselmus Rabiosus dem jüngern, muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich durch Druck und Papier als das, was sie sind, als eine Bierbanks-Lectüre für Handwerksbursche, ankündigen. Dagegen giebt es aber

Ehestands- und Emigranten-Scenen zu Wasser und zu Lande

die den unglücklichen Leser durch ein recht artiges Kupfer und andre Aeußerlichkeiten anlocken, um ihn mit dem langweiligsten aller Phänomene, mit einem Scribenten, der ein plattes und schales Produkt eines Mannes von Genie aufs platteste, schalste und einfältigste nachahmt, bekannt zu machen: denn es ist nicht zu läugnen, daß die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, in den Horen seliger, das Vorbild dieses höchst betrübten Machwerks waren.

Damit die heutige Warnungstafel mit einem Kleeblatt prange, mögen noch die

Bruchstücke aus der Brieftasche eines reisenden Schriftstellers

angeführt werden. Hier findet man Besorgniß (von

Angelegenheiten) statt Besorgung, Vorsicht statt Vorsehung, Rudel von Liebesgöttern; hier wird, um die Gegend des Schlosses Wesenstein nicht etwa zu schildern, sondern zu beschreiben, der Pinsel Raphaels gewünscht, den der Verfasser vielleicht als einen geschickten Landschaftsmahler kennt; hier giebt es Selbstgespräche und sonstige Ejakulationen, die zum Erbarmen moralisch sind, neben der scandalösen Ehestandsgeschichte eines Professors im unanständigsten Burschentone. Auf dem Titel heißt es: erstes Bändchen — Möchte der Verfasser, statt daß er ein zweites Bändchen an das Licht föderte, seine Reisen lieber in einem andern Berufe fortsetzen, bei dem er keine Brieftasche führen, sondern mit dem Ranzen auf dem Rücken wohlgemuth durch die Welt wandern würde! —

Ueber Goethens Uebersetzung von Mahomet und Tancred.

Schiller hat in einer Epistel an Goethe *) schön erklärt, was dieser große Dichter, als er Voltaire's

*) Schillers Gedichte erster Theil, S. 270.

Mahomet und Tancred für unsre Bühne bearbeitete, dabei dachte — oder doch denken konnte. Der unsterbliche Verfasser des Götz von Berlichingen, des Egmont, der Iphigenia, wollte seine Nation nicht zur conventionellen Beschränktheit der französischen Tragödie zurückführen; er wollte nicht, undankbar gegen die Schule Lessings, ohne welche er selbst seinen hohen Schwung nicht genommen haben würde, die todte Nachahmung, die geistlose Regelmäßigkeit wieder aufbringen, welche einst die Wiege unsrer dramatischen Kunst schwer drückte. Doch, wenn über unsre tragischen Meisterstücke eine freiere Muse waltet, als über die französischen, wenn in jenen ein reicheres, innigeres Leben wohnt, als in diesen, so droht dafür unsrer theatralischen Kunst das entgegengesetzte Extrem der Formlosigkeit, durch welches sie endlich um den Namen einer Kunst zu kommen Gefahr laufen könnte; und damit das: anch'io son pittore, nicht gar zu vielstimmig bei uns erschallen möchte, konnte ein Eingeweihter, wie Goethe, es gerathen finden, solche Theaterstücke wieder hervorzusuchen, die wenigstens dazu gemacht sind, die Schwierigkeiten der Kunst zu bewähren.

Dieß wäre ungefähr in Prosa übersetzt, was uns

Schiller in schönen Versen von Goethens Absicht gesagt hatte, ehe noch seine Bearbeitung Voltairescher Stücke im Publikum erschienen waren. Nun sind sie da — vergebens aber sucht man darin die zum Lied sich erhebende Sprache, das Reich des Wohllauts und der Schöne, das festliche Gebiet, aus welchem der Natur nachläßig rohe Töne verbannt sind; vergebens sucht man alles das, wovon Schiller uns gesagt hatte, daß darum Goethe uns die Kunst des Franken wieder vor Augen brächte. Unpoetischer wurde wohl nie ein Poet übersetzt, als Voltaire von Goethe, und, statt aller andern Absichten, die diesem zugeschrieben worden sind, geräth man in Versuchung, ihm den göttlich erhabnen Zweck zuzutrauen, daß er durch die hölzernste und farbeloseste Sprache, deren er nur immer mächtig war, Voltaire'n heimgeben wollte, was dieser einst mit seinen sogenannten wörtlichen Uebersetzungen an Shakespear verbrochen hatte.

Ein Kunstrichter unsrer Zeit, der in Uebersetzungssachen wirklich competent seyn könnte, wenn er bei seinem Leisten bleiben wollte, äußerte neulich, bei Gelegenheit der Darstellung von Corneille's Rodogüne, auf dem Berliner Theater, daß eigentlich jedes poetische Werk in der Versart des Originals, und also

auch eine französische Tragödie in ihren gereimten Alexandrinern, übersetzt werden müßte. Zur rechten Zeit besann er sich indeß, daß Goethe zwei Voltairesche Trauerspiele in Jamben übersetzt hat, und er modificirte seinen Ausspruch, so gut es ihm gelingen wollte, der in Modificationen von Aussprüchen keine sonderliche Uebung, in Aussprüchen aber eine desto bewunderungswürdigere besitzt. Er fügte nämlich hinzu, daß Goethe seine Uebersetzungen für eine Uebung der Schauspieler bestimmt habe. Wer nun das Weimarsche Theater kennt, mag entscheiden, ob es auf demselben Schauspieler von so schwerer Zunge giebt, daß ihnen solche Jamben etwa die nämliche Dienste thun könnten, welche dem Demosthenes die Steinchen leisteten, die er in seiner Jugend bei dem Probieren seiner Reden in den Mund nahm.

Auch von Gotter sind ehemals Voltairesche Trauerspiele metrisch übersetzt worden, und diese Uebersetzungen konnten zu einer solchen Uebung für die Schauspieler allerdings nicht gebraucht werden. — Sollte es vielleicht gar ein Hofmannsstückchen seyn, daß von Gotter in diesen letzten Zeiten mit absprechender Verachtung gelegentlich Meldung gethan wurde?

Das Schlimmste an dem deutschen Mahomet und

Tan=

Tankred ist freilich wohl dieses, daß Goethens Name davor steht, und daß man durch jene Schillersche Epistel darauf vorbereitet wurde. Wäre es blos das Werk eines Impressario in anguste, hätte sich etwa eine Theaterdirektion, die mit allerlei sonderbaren, kurz- und langweiligen Einfällen den Beifall ihrer Vorgesetzten zu verscherzen, in Gefahr gestanden hätte, damit helfen, und auf diese Weise dem Hofgeschmack schmeicheln wollen, der, wie man aus einer der vortrefflichen Stellen im Wilhelm Meister weiß, sich gern zur französischen Tragödie neigt: so würde man diese Uebersetzungen für das, was sie seyn sollten, gelten lassen, und sich wenig darum bekümmern.

Ausser der Anpreisung des Vortrefflichen, und der Rüge des anmaßungsvollen Schlechten, giebt es für diese Blätter noch einen dritten Beruf, der ihre Bestimmung, falschen Richtungen unserer Literatur entgegen zu arbeiten, vollenden muß. Wo bildungsfähiges Talent hervortritt, das sich einer von jenen Richtungen überläßt, da mag ein freundliches Wort, nicht der grämlichen, streitfertigen Kritik, sondern begleitet von der Erinnerung, daß von unsern besten Schriftstellern nur sehr wenige bei ihren ersten Schritten auf der literarischen Laufbahn sich von allem schlimmen

Einfluß vorübergehender Moden frei zu erhalten wußten — ein solches gutes Wort, sage ich, mag in solch einem Falle leicht eine gute Stätte finden. Die

Phantasieen von Siegfried Schmid. Erlangen bei Schubart 1803.

haben so viel Leichtigkeit und frische Lebendigkeit des Ausdrucks, daß es ihrem Verfasser sicherlich gelingen müßte, etwas weit Besseres zu liefern, wenn er sich theils an bessere Muster hielte, theils diejenigen von seinen Mustern, welche diese zu seyn wirklich verdienen, anders benutzen lernte. Die erste Nummer der kleinen Sammlung ist eine Erzählung in Briefen: Lothar oder Liebe lös't den Widerstreit. Sie hat ganz besonders die oben erwähnten Eigenschaften, aber der Verfasser befolgt darinn die Praxis einer bekannten Schule, die, wenn sie ihn ganz in Beschlag nähme, — und sein Talent läßt besorgen, daß sie darnach trachten werde — seine Anlage zum Dichter zu Grunde richten würde. In jugendlichen Versuchen dieser Art pflegte sonst ein allzu sichtbares Bestreben nach Bedeutung in Charakteren und Situationen der gewöhnlichste Fehler zu seyn. Diesen Fehler nun rottet die neue Schule so mit der Wurzel aus, daß ihre Zög-

linge vielmehr alles Bedeutende und Besondere scheuen wie das Feuer, und ein kaltes, flaches, wesenloses Ideal von allgemeinem Roman vor Augen haben, das weder Plan noch Handlung, weder Situationen noch Charaktere gestattet. Eine allgemeine Tragödie besitzen wir nun, Gott Lob! für alle kommende Zeiten zu einer schaudervollen Warnung und Belehrung, deren Symbol sie auch im gräßlichen Schlangenhaupt an ihrer Spitze trägt *); aber der Genius ihres Verfassers bedurfte zu ihrer Hervorbringung keiner Selbstverläugnung, da hingegen Hr. Schmid sich zuverläßig Gewalt hat anthun müssen, um bei dem Leben und der Wärme, die er im Busen trug, seinen kleinen Roman so leer und unbedeutend zu machen, wie er wirklich ist.

Abgesehen von den schreienden Thorheiten der Schule, muß man allerdings zugeben, daß es sehr ehrenwerthe Muster giebt, welche durch Mißverständniß jene Manier zu rechtfertigen scheinen können. Würde aber an einem großen Mahler die Einfachheit, Leichtigkeit und Reinheit der Umrisse, verbunden mit einem Colorit, das sich mit diesem Charakter schön vermählt,

*) Alarcos.

mit Recht vorzüglich gerühmt, so hätte doch der Schüler, welcher einzelne Linien der Umrisse, und einzelne Farbenflecke der Gemählde von jenem Meister in's Unendliche nachzubilden suchte, eben nicht den besten Weg eingeschlagen, ihm gleich zu werden. Und wenn der Meister selbst einem solchen verkehrten Studium seiner Werke Vorschub thäte; so könnte man auf den Verdacht gerathen, daß er erreicht, oder gar übertroffen zu werden fürchte.

In den Mährchen: der kleine Antonio, schadete die Schule dem Verfasser insofern weniger, als sie wirklich Muster in dieser Gattung des Erzählens aufzuweisen hat. Aber der blonde Eckbart und der getreue Eckart haben einen phantastischen Charakter, der die ernsthaft gedehnte, altfränkisch steife Manier ganz anders hält, als das karge Bischen launiger Tendenz im Knaben Antonio.

An einer Reihe von Gedichten, welche das Bändchen schließt, hat die Schule ihr Schlimmstes gethan. Da streift man höchstens nur an Sinn, Schwung oder Wohllaut, da paart sich Dunkelheit mit Flachheit und Weitschweifigkeit. Aber für alles das kann Hr. Schmid nicht: die Schule allein hat es zu verantworten; und möge er je eher je lieber ihr entwachsen! —

Claudine Lahn, oder Bescheidenheit und Schönheit behält (behalten) den Preis. Von der Verf. von Clara von Wallburg.

Es ist nicht zu läugnen, daß in diesem Roman manches vorkommt, was dem steifen und pedantischen Titel entspricht; so giebt sich ein Pflegvater der Heldin in seinen ersten, an sie gerichteten, Briefen mit Lehren ab, die sehr wenige junge Mädchen, sobald sie schon konfirmirt wären, sich noch zu Gemüthe wurden ziehen mögen. Auch ist es nicht die Sache der Verfasserin, Gefühle zu behandeln; eine Frau von Brunau schreibt ihrer Freundin, daß sie in der Aufwallung einer zärtlichen Liebe vor sich ausgerufen habe: lieber, lieber Firner! und eben so treuherzig berichtet die Heldin ihrem Pflegvater eine ähnliche, in gleichem Falle von ihr gethane, Ausrufung: lieber, liebenswürdiger Köhler! Der Sprache fehlt es an Fluß und Biegsamkeit, zuweilen auch an Richtigkeit; so z. B. konstruirt die Verfasserin: ihr gelernt, für Zerstreuungen gewarnt, und dergl. mehr. Sehr vergebens würde man hier die Eigenschaften suchen, die man sonst einem weiblichen Schriftsteller besonders gern zutraut: Zartheit, Feinheit, Innigkeit. Gleichwohl

aber ist die Claudine Lahn keineswegs ohne Verdienst: in der Verfasserin ist wirklich das Talent mehrerer englischen Romanenschreiberinnen, gewöhnliche Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft in Conversationsscenen lehrreich zu schildern, recht gut verdeutscht, und dem Gedanken, welcher der Erzählung des alten Pflegevaters der Heldin zum Grunde liegt, fehlt es weder an Werth, noch der Ausführung an treffenden, kräftigen Partieen.

Der Titel und die Schlußseite kündigen keinen ersten Band an; die Geschichte ist aber in diesem nicht geendigt.

Vademekum, aus der neuesten Literatur.

Hätten die Leser des Freimüthigen etwas dawider, wenn unter der obigen Rubrik aus der ungeheuern Masse von Albernheit und Unsinn, welche ein paarmal des Jahres die deutsche Lesewelt überschwemmt, zuweilen solche Dinge ausgehoben würden, die den unnachahmlichen Stempel der sublimen Dummheit recht evident an sich tragen? Schon die Pflicht der Dankbarkeit möchte es von ihnen fordern, daß sie demjenigen, der sich für seinen Beruf aufopfert, und diese traurige Provinz unserer Literatur um ihretwillen zu-

weilen in Augenschein nimmt, die kleine Befriedigung gönnten. Sollte aber ohnehin folgendes Pröbchen aus

Euridane, oder das Kind der Hölle,

einem, unter der fatalen Firma des Herrn Gottfried Vollmer erschienenen, Roman in drei Bänden, ihnen nicht nach Mehrerem schmecken?

Eine junge Gräfinn von gar feurigem Temperament, die an einen alten Mann verheirathet ist, und durch einen Verführer recht methodisch — wenigstens nach der Meinung des Verfassers — zum Verbrechen hingerissen wird, hat das Unglück, ihren Gemahl mit einer Serviete, „die nach dem Nachtessen überm Stuhle hing," zu erdrosseln. Die arme Person, die es im Grunde so böse nicht meinte, hat natürlicher Weise die schrecklichsten Gewissensbisse, und sieht öfters ihren ermordeten Gemahl. Durch eine dieser Erscheinungen nun belehrt der scharfsinnige Verfasser gelegenheitlich den klugen Leser, was bei jenem Souper, welches so schlimm ablief, von dem gräflichen Paare gespeist worden war. „Er kömmt auf mich zu mit der blutigen Serviete," sagt nämlich die rappelnde Gräfin zu einem jungen Herrn, der in ihrem Hause im Bette liegt; „siehst du nicht, er trägt die ewige Milchsuppe in der

Hand, die er mir über den Kopf gießen will, laß mich eilig zu dir unter's Bett schlüpfen.“ —

Wannem Ymanta, eine lettische Sage, von Merkel.

Der Verfasser, der es einst zuerst gewagt, die Sclaverei der Letten in ihrer scheußlichen Gestalt darzustellen, und der schon dadurch, wenn auch sein warmes Blut ihn hier und da zu weit führte, Achtung verdient hat, vertauscht in dem vorliegenden Werke die Feder des Geschichtschreibers gegen den Pinsel des Dichters; oder vielmehr, er colorirt nur eine historische Zeichnung mit poetischen Farben. Das Gemählde ist aus dem dreizehnten Jahrhundert, wo die raubsüchtigen deutschen Wölfe, im Schafspelz der Religion, das Joch über den Nacken warfen. Die beiden Hauptfiguren sind zwei Jugendfreunde, Ymanta und Caupo. Der letztere hat dem neuen Gott gehuldigt; der erstere ist den Göttern seiner Väter treu geblieben, wie der Freundschaft für den Verirrten. Zwischen beiden Völkern, dem fremden und einheimischen, soll ein Zweikampf das Schicksal künftiger Jahrhunderte entscheiden; Ymanta, der edle alte Fürst, stellt sich zu diesem Zwecke, und die deutsche Arglist sendet ihm

Caupo, seinen Jugendfreund, entgegen, der jetzt ein Schwärmer für die neue Religion ist. Sie fechten: Ymanta schont; Caupo dringt heftiger auf ihn ein, verwundet ihn, würde ihn tödten — Ymanta muß, eingedenk der Pflicht, die schonende Vertheidigung in tapfern Angriff verwandeln. Caupo fällt — seines edlen Gegners Wunden sind gering; aber der Pfaffen Tücke hat Caupo's Schwert vergiftet. — Der Freund sinkt neben dem irrenden Freunde ins Grab, und — der Letten Freiheit ist dahin! — Diese höchst rührende Begebenheit war allerdings geeignet, den poetischen Schmuck zu tragen, den der Verfasser ihr geliehen hat, ob sie gleich vielleicht in dem einfach schönen Style vorgetragen, den wir jüngst an ihm lieben, keinen Reiz verloren haben würde.

Herr Merkel hat dem Büchlein noch eine Erklärung angehängt, in welcher er wiederholt, und leider wiederholen muß, was er schon oft gesagt: daß er weit entfernt sey, den Liefländischen Adelstand zu verunglimpfen, sondern daß er nur die Verfassung angreife, die Ausgeburt finsterer Jahrhunderte, welche dem Edelmanne das (wenn auch größtentheils, Gott sey Dank, unbenutzte) Recht giebt, seine Bauern zu mißhandeln. Welcher Biedermann, wäre er auch selbst

ein Liefländischer Gutsbesitzer — könnte den Verfasser hier des Irrthums zeihen? — Mag der Edelmann immer, im Gefühle seines Bewußtseyns, ausrufen: „ich mißbrauche mein Recht nicht!" — Kann er auch für seinen Sohn, für seinen Enkel haften? — Doch seit Alexanders wohlthätiger Erscheinung ist schon manches Gute auch an den Ufern der Ostsee geschehen, und eifrig tragen die wackern Edlen jener Länder die Grundsteine herbei, auf welchen ihre glücklichere Nachkommen den Tempel des väterlichen Ruhmes erbauen werden.

Unsere Literatur ist gegenwärtig mit so vieler und so mancherlei schlechter Waare gesegnet, daß ein jeder, der sie zu besichtigen berufen ist, wo er nur halbweges könnte, Toleranz üben sollte. Leider aber kann ein literarisches Produkt so beschaffen seyn, daß es weder an einer von den heutigen Hauptgattungen der Schlechtigkeit leidet, und dennoch für etwas herzlich Schlechtes gelten muß. In diesem Falle befindet sich

Das Muttergottesbild oder die Himmelsstadt.

Weitläufig und ungeschickt ausgesponnene Mysterien, hinter denen gar nichts steckt, oder, die nicht mehr werth sind, als der schaalste Traum; Wiederholungen in's Unendliche, die von einer totalen Dürftig-

keit der Erfindung zeugen; die alltäglichsten Details zur Verzierung einer seynsollenden abentheuerlichen Geschichte; ein Styl, dem man hin und wieder etwas Fließendes und Schlichtes nicht absprechen kann, der aber im Ganzen sich bald von den Robinsonaden der ersten Hälfte des jüngst verflossenen Jahrhunderts herzuschreiben, bald dieser und jener neueren Manier nachgeahmt oder nachgeschrieben scheint. Es kommt zu Anfang des ersten Bandes darauf an, daß der Held der Geschichte aus einem Kloster, in welchem er sich befindet, nach den Pyrenäen gelange; und am Ende des letzten Bandes erreicht er wirklich sein Ziel. Wo nun jenes Kloster, und in welcher Entfernung von den Pyrenäen es gelegen sey, erfährt der Leser nicht; aber es wird wohl keinen geben, der den Weg nicht sehr lang fände. Zu dessen Verkürzung durch die Erwartung mögen vielleicht das Muttergottesbild und die Himmelsstadt auf dem Titel dienen sollen; es ist aber Christenpflicht, das Publikum zu benachrichtigen, daß jenes eine sehr geringe Rolle spielt, und von dieser in den drei Bänden gar nicht die Rede ist.

Mit Vergnügen wende ich mich von diesem — um das Gelindeste zu sagen — höchst mittelmäßigen Roman, zu zwei Lustspielen des Herrn von Steigentesch:

Das Landleben, und der Reukauf.

Vermuthlich hat es irgend ein zufälliger Grund verschuldet, wenn der Verfasser bei der letztern Kleinigkeit unterlassen hat, anzukündigen, daß sie nach einem französischen Original ist; sie ist sehr angenehm übergetragen, und wer die wirkliche Immoralität, die auf so manche Weise in unserer Literatur einreißt, zu empfinden vermag, wird am wenigsten den Rigorismus haben, diesem Kinde einer lustigen Laune Unschicklichkeit vorzuwerfen. Was das größere Stück, das Landleben, betrifft, so weiß ich nicht, ob mich dunkele Reminiscenzen von einem fremden dramatischen Produkt, das demselben zum Vorbilde gedient haben könne, trügen oder nicht; aber auch im letztern Falle wäre noch sehr vieles darinn, was Hr. v. Steigentesch unverkennbar, mit vollem Rechte, und sehr zu seiner Ehre, sein eigen nennen könnte. Ein äusserst natürlicher und leichter Dialog, und viele wahrhaft komische Züge von der einfachen Art, die sonst auf deutschem Boden zu wenig gedeihet, flößen den Wunsch ein, daß der Verfasser recht fleissig fortfahren möchte, dieses Fach zu bearbeiten. Ohne Zweifel würde sich dann auch eine Unsicherheit zwischen dem Hu=

moristischen, dem blos Lustigen, und dem Sentimentalischen, die seiner Manier noch anhängt, je mehr und mehr bei ihm verlieren.

Die neue Vesta, von Bouterweck.

Es gewährt in unsern Tagen eine eigene, fast wehmüthige, Empfindung, wenn man einmal eine literarische Neuigkeit ohne Ueberdruß oder Unwillen aus der Hand legen kann, wenn man nach einer Lektüre aus dem Buchladen einmal wieder das Bewußtseyn hat, in guter Gesellschaft gewesen zu seyn, und einen vernünftigen Umgang genossen zu haben.

Die meisten von den Aufsätzen, welche in dem ersten Bande der von Bouterweck herausgegebenen neuen Vesta erscheinen, verbinden Originalität mit gesunder Vernunft; nirgends vermißt man hier die bescheidene feste Ruhe, die äußere Anspruchslosigkeit, den gesitteten Anstand, womit ein selbstdenkender und kultivirter Geist sich ausdrücken muß, um in der That, nicht durch Worte (die ein solcher Geist ohnehin sich am wenigsten erlauben wird) zu bewähren, daß er mit seinen Bestrebungen in der Kunst und Wissenschaft, auf einem Gebiete sich befinde, wo Erbärmlichkeiten

für ihn nicht vorhanden sind *). Von wahren und energischen Bestrebungen zeugt es, daß Herr Bouterweck sich einen Ton zu eigen gemacht hat, der nicht immer der seinige war, und er befindet sich wirklich auf einem Gebiete, wo es ihn nicht verdrießen kann, wenn man nicht in Rücksicht auf ihn, sondern, um an Andern nicht ganz verzweifeln zu müssen, sich früherer Epochen seiner Bildung erinnert. Zwar wird man, eben in dieser Rücksicht, schmerzlich gemahnt, daß Andere da, wo er aufhört, einst anfangen zu wollen schienen, und ungleich schlimmer aufhören, als er ehmals anfing; indessen mag sein Beispiel, wenn es auch für die Meister nicht mehr gelten kann, doch für den einen oder den andern von den Schülern noch Hoffnungen übrig lassen. Die drei Beiträge zu dem ersten Bande der neuen Vesta, bei denen sich Herr Bouterweck als Verfasser genannt hat, sind, nebst einem angenommenen Aufsatz, der den Titel führt: weibliche Portraits, bei weitem die besten; sie sind es, welche diesem neuen Institut den vorzüglichen Gehalt geben, um dessentwillen zu wünschen ist, daß mit der Zeit die fremden Beiträge den eigenen des Heraus-

---

*) A. W. Schlegels Rüge ꝛc. S. 15.

gebers besser die Wage halten, als es mit den zweien, die in diesem ersten Bande den meisten Raum einnehmen, der Fall ist. Der Aufsatz: über den Genuß und die Verwendung der Zeit im Frühling des Lebens, hat eine deklamatorische Unreifheit, die gröstentheils auch der Charakter des historischen Tableau's von der Größe und dem Fall des Burgundischen Hauses ist. Beiden ist ihr Nutzen in einer solchen Sammlung an sich nicht abzusprechen; aber beide stehen durch Manier und Form dem Geiste, den diese Sammlung dem Herausgeber verdankt, etwas zu weit nach. Insbesondere wird der hohe Ernst des Gegenstandes, den der historische Aufsatz behandelt, allzuoft durch preciös schaale Zieraten entstellt, wie in der Stelle S. 254.

„Keine Rache, glaubte der junge Herzog (Philipp von Burgund) könne auffallend genug seyn, um ihn für den Tod eines Vaters, oder, was er eben so tief fühlte, eines Herzogs von Burgund, im Angesicht von Europa zu befriedigen."

Welche Gemeinschaft hat die Profanation der Jungfrau von Orleans durch den unedelsten Gebrauch der Dichtkunst, (S. 259.) mit dem historischen Geiste? woher hat dieser, wenn er Jeanne d'Arc aus der Weltgeschichte hervorruft, irgend Kunde von der schön-

sten Begeisterung, die in edlen Seelen lebt? Der poetische Unwille des großen Dichters, der die Jungfrau wieder zu Ehren brachte, mußte hier ignorirt werden, und eben so schicklich hätte der Verfasser von den wüthenden Ausfällen des weiland Philosophen und jetzigen Zeloten Laharpe gegen Voltaires Pücelle, bei dieser Gelegenheit Notiz nehmen können. Am besten würde er die historische Muse versöhnen, wenn er in einem folgenden Stücke von den pathetischen Betrachtungen, die der alte ehrliche Memoirenschreiber Comines als Augenzeuge über den Sturz des Burgundischen Hauses anstellt, eine treue Uebersetzung lieferte.

Dem aufrichtigen Wunsche, daß die neue Vesta den gründlich guten Fortgang gewinnen möge, den sie in so mancher Rücksicht verdient, erlaube der Herausgeber noch eine Erinnerung. Ist ein so unvollständiger Anfang, wie die 26 Seiten von Mahlmanns Erzählung in einer Sammlung, die nicht wenigstens wöchentlich fortgesetzt wird, nicht ein wahrer Uebelstand?

In einer Sammlung, die den Titel führt:

Ver-

Verbrechen der Liebe, eine Reihe heroisch-tragischer Gemählde, aus dem Englischen,

findet sich eine Erzählung, deren Sujet einen Platz in diesem Vademekum wohl verdient. Eine Demoiselle de Florville bekommt darinn von ihrem Bruder, unbekannter Weise, ein Kind, ersticht ihren Sohn (eben dieses Kind), der sie, unbekannter Weise, entehren will, bringt ihre Mutter, unbekannter Weise, durch ihr Zeugniß, auf das Blutgerüst, heirathet, unbekannter Weise, ihren Vater; wie sie von diesem guter Hoffnung ist, wird sie von allen den kleinen Unannehmlichkeiten und Mißverständnissen haarklein unterrichtet, und schießt sich eine Kugel vor den Kopf. — Was ist der Oedipus des Alterthums gegen dieses höchst moderne Fräulein von Florville! Und sollte sie, wie jener die tragischen Dichter Griechenlands, nicht den trefflichen Jüngling zu begeistern würdig seyn, dem wir bereits eine so unnachahmliche Travestirung des Fatums der griechischen Tragödie verdanken?

Erscheinung eines neuen Dichters.

Eine gute Kunde hat der Freimüthige heute einem jeden zu geben, der die jetzigen Konjunkturen der

deutschen Literatur beherzigt — die Erscheinung eines neuen Dichters hat er zu melden, eines unbekannten und ungenannten, aber wirklich eines Dichters!

Ich nahm die Familie Schroffenstein, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit allen den traurigen Erwartungen in die Hand, zu denen man bei einem Ritterschauspiel — als ein solches kündigt es das Verzeichnis der Personen gleich an — in der Regel berechtigt seyn mag. Ich las einen Bogen, den zweiten, den dritten, ohne recht zu wissen, woran ich war. Hatten Shakespear, Goethe, Schiller, hier wieder einmal Unheil angerichtet? war es eine unberufene Nachahmung, mit etwas eigener Verkehrtheit, und mit den Schellen der neuen ästhetischen Schule ausgestattet? — Nun, man muß doch sehen, dachte ich, und las weiter. Und siehe es entfaltete sich, zu meinem immer steigenden Erstaunen, aus einer harten, ungleichen Sprache, aus unbestimmten, dunkeln Andeutungen, aus manchen Elementen zu einem grundschlechten Stück, eine stattliche poetische Welt vor mir, die mir die begeisterte Hoffnung zurückließ, daß endlich doch wieder ein rüstiger Kämpfer um den poetischen Lorbeer aufstehe, wie ihn unser Parnaß gerade jetzt so sehr braucht.

In dieser kurzen und treuen Erzählung ist das Meiste begriffen, was an diesem Orte, und innerhalb der Grenzen dieses Blattes, von der Familie Schroffenstein gesagt werden kann. Zuverläßig wird kein Freund der Kunst unvorbereitet auf dieses merkwürdige Produkt stossen, ohne die nämlichen Empfindungen zu erfahren, die ich eben beschrieben habe. Das Treffliche Goethens und Schillers hat wirklich dieses Genie genährt; ja so wenig der seltsame Stoff, den der Verfasser hier gewählt hat, und die vielen Lücken der Bearbeitung, eine Vergleichung dieses Drama's mit den Meisterstücken jener Dichter zulassen, so ist es doch sehr die Frage, ob die Details in Goethe's und Schillers dramatischen Werken von eben dem wahrhaft Shakespear'schen Geiste zeugen, wie manche Details des Ausdrucks und der Darstellung in dieser Familie Schroffenstein. In den Liebesscenen besonders ist es nicht Nachahmung, sondern eigenthümliche, naiv-erhabene Grazie, was an die erotischen Partieen im Sturm und in Romeo und Julie erinnert. Der Gedanke der letzten Scene zwischen Ottokar und Agnes ist von einer genialischen Kühnheit, die das ganze Stück allerdings von der Bühne ausschließt, und die allen den Kunstrichtern, welche ein dreifaches, mora-

lisch-kritisches Erz gegen den Zauber der Poesie waffnet, einen scharfen Tadel sehr leicht machen kann; aber welche Wärme, welche Zartheit in der Ausführung, welche tragische Poesie in der wohllüstig-schauderhaften Situation!

Dieses Stück ist eine Wiege des Genies, über der ich mit Zuversicht der schönen Literatur unsers Vaterlandes einen sehr bedeutenden Zuwachs weissage. Der Verfasser mag vielleicht zu den ausserordentlichen Geistern gehören, deren Entwicklung bis zu der Reife selten ohne einige Bizarrerieen und Unarten abläuft. Doch eben, weil er zu diesen gehört, ist unmöglich zu besorgen, daß es der leidigen Sekte, die durch ihre Proselitenmacherei die Blüthe unsrer Jugend zu vergiften droht, je gelingen werde, ihn an sich zu ziehen. Er muß, um seine Bestimmung zu erfüllen, einst etwas viel Besseres machen, als seine Familie Schroffenstein; unmöglich aber hätte er auch diese hervorbringen können, wenn ein gerechtes Selbstgefühl ihn nicht jetzt schon vor der Schule schützte, in welcher ein Alarcos ausgebrütet wurde.

Bei manchen Dunkelheiten der Manier des Dichters ist der höchst inkorrekte Druck doppelt unangenehm.

Da dieses Stück in keiner deutschen Buchhandlung herausgekommen ist, so könnte es vielleicht erst spät, und überhaupt weniger, als zu wünschen wäre, in Cirkulation kommen; überdem hat die Erscheinung einen solchen Werth, daß der Freimüthige es nicht darauf wagen soll, ob das Publikum sie sich auf sein bloses Wort empfohlen seyn lasse. Es mögen also ein Paar Proben den Kennern sein Urtheil bewähren:

1.

„Freilich mag
Wohl mancher sinken, weil er stark ist. Denn
Die kranke abgestorbene Eiche steht
Dem Sturm; doch die gesunde stürzt er nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.
— Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken —
Auch seufzen! denn der Gleichmuth ist die Tugend
Nur der Athleten. Wir, wir Menschen fallen
Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau — doch sollen
Wir stets des Anschauens würdig aufstehn!" —

2.

(Gegend im Gebirge. Im Vordergrunde eine Höhle. Agnes sitzt an der Erde und knüpft Kränze. Ottokar tritt auf, und betrachtet sie mit Wehmuth. Dann wendet er sich mit einer

schmerzvollen Bewegung, während welcher Agnes ihn wahrnimmt, welche indeß zu knüpfen fortfährt, als hätte sie ihn nicht gesehen.)

Agnes.

’s ist doch ein häßliches Geschäft, belauschen;
Und weil ein rein Gemüth es stets verschmäht,
So wird nun dieses grade stets belauscht.
Dann ist das Schlimmste noch, daß es den Lauscher,
Statt ihn zu strafen, lohnt. Denn statt des Bösen,
Das er verdiente, zu entdecken, findet
Er wohl sogar ein still Bemühen noch
Für sein Bedürfniß oder seine Laune.
Da ist zum Beispiel heimlich jetzt ein Jüngling —
Wie heißt er doch? Ich kenn’ ihn wohl. Sein Antlitz
Gleicht einem milden Morgen-Ungewitter,
Sein Aug’ den Wetterleuchten auf den Höh’n,
Sein Haar den Wolken, welche Blitze bergen,
Und sein Umarmen — Aber still! Was wollt
Ich schon? — Ja, dieser Jüngling, wollt’ ich sagen,
Ist heimlich nun herangeschlichen, plötzlich,
Unangekündet, wie die Sommersonne,
Will sie ein nächtlich Liebesfest belauschen.
Nun wär mir’s recht, er hätte, was er sucht,
Bei mir gefunden, und die Eifersucht,

Der Liebe Jugendstachel, hätte, selbst
Sich stumpfend, ihn hinausgejagt in's Feld,
Gleich einem jungen Rosse, das zuletzt
Doch heimkehrt in den Stall, der es ernährt.
Statt dessen ist kein andrer Nebenbuhler
Jetzt gerade um mich, als sein Geist. Und der
Singt mir sein Lied zur Zitter vor, wofür
Ich diesen Kranz ihm winde. — (Sie sieht sich um.) Fehlt
dir was?

Ottokar.

Jetzt nichts.

Agnes.

So setz' dich nieder, daß ich sehe,
Wie dir der Kranz steht. Ist er hübsch?

Ottokar.

Recht hübsch.

Agnes.

Wahrhaftig? Sieh einmal die Finger an.

Ottokar.

Sie bluten.

Agnes.

Das bekam ich, als ich aus den Dornen
Die Blumen pflückte.

Ottokar.

Armes Kind!

Agnes.

Ein Weib
Scheut keine Mühe. Stundenlang hab' ich
Gesonnen, wie ein jedes einzeln Blümchen
Zu stellen, wie das unscheinbarste selbst
Zu nutzen sey, damit Gestalt und Farbe
Des Ganzen eine Wirkung thue. — Nun,
Der Kranz ist ein vollendet Weib. Da, nimm
Ihn hin. Sprich: er gefällt mir — so ist er
Bezahlt, u. s. w.

Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur (von Klinger).

Unbeschadet der Freimüthigkeit, ist es vielleicht wohlgethan, wenn der Freimüthige von einem sehr freimüthigen Werke, das vor Kurzem erschienen ist, nicht gar zu laut Erwähnung that. Das Werk ist zwar aller Ehren werth; allein die Freimüthigkeit eines Zeitungsblattes, und die Freimüthigkeit der Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur, sind nothwendiger Weise zwei sehr verschiedene Dinge. Unser Blatt führt nicht, wie jene

Betrachtungen, die Firma: Cölln, bei Peter Hammer. — Montaigne und Chamfort und der Verfasser jener Betrachtungen, haben keine Zeitung zum Vehikel ihrer originellen und kräftigen Expektorationen ausersehen. Hier also wird von der Freimüthigkeit des wackern Betrachters nur eine solche Probe an ihrer Stelle seyn, die wirklich mit unserer Freimüthigkeit für seine Ansichten des elenden Unwesens in unserer Literatur um Autoritäten verlegen zu seyn brauchte; auch nicht, daß er irgend eine Sache der Vernunft und des Geschmacks durch Autoritäten, welche es auch seyn möchten, in letzter Instanz entschieden glaubte. Aber es ist eine wirklich interessante Erfahrung, wie jenes Unwesen einem Manne erscheint, der in einer großen Entfernung, und ohne alle persönliche Berührung, seine Augen darauf wirft; einem Manne, der auf dem Wege seiner eigenen Bildung lernen mußte, gegen Unarten und Excesse des Genie's tolerant seyn; einem Manne, der noch jetzt, als reifer Mann, eine entschiedene Vorliebe für kecke Originalität behält, — der aber freilich bei der schaalen Extravaganz, der platten Unverschämtheit, dem grimassirten Cynismus, dem erzwungenen Wahnsinn, der pedantischen Libertinage eines Haufens von dünkelhaften Schöngeistern, die sich, der Natur zum

Trotz, zu Genies und Originalien aufwerfen, nichts als Eckel empfindet.

Betrachtungen über verschiedene Gegenstände ꝛc. S. 12. „Man streute wohl ehmals Goethen Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Wilhelm Meister, und Herrmann und Dorothea nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen seyn? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sey etwas blässer dadurch geworden. Uebrigens gehört den Deutschen der Ruhm dieser neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk sie ihnen streitig machen wollen.“

S. 78. „Der deutsche gedruckte Unsinn unterscheidet sich durch seine Originalität von allem ausländischen Unsinn; denn er grenzt durch eine krampfhafte, oder, wie seine reichen Schöpfer es lieber hören, poetische Verzerrung mehr noch an Wahnsinn als an Dummheit, ob er gleich mit letzterer reichlich ausgeschmückt

ist. Ich kenne wohl auch englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer von einer viel bescheidenern, viel prosaischeren Stimmung, und läßt sich meistens mit der Dummheit genügen. Das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts hat besonders viele dieser originellen Verzuckungen hervorgebracht, und, nach der blühenden Jugenkraft und der Fülle des Reichthums ihrer Schöpfer zu urtheilen, werden sie uns auch hoffentlich im neu angetretenen daran nicht Mangel leiden lassen. Allein die Herren müssen auch bedenken, daß sie davon leben wollen, daß das Publikum es bezahlen soll, und daß man im Eifer für eine nützliche Sache zu viel thun kann."

Dem Verfasser mag es in seinem fernen Norden verborgen geblieben seyn, daß die Leute, über welche er so unbefangen urtheilt, eine Art von großen Männern, daß sie, wie Junker Ackerland in einer Komödie, Eisenfresser in ihrem Lande sind. Und doch kann ihm diese Ignoranz, wie invincibel sie auch seyn mochte, das Unglück zuziehen, mit Euripides, Fielding, Newton, Wieland, Garve, in die Kategorie der Erbärmlichkeit zu kommen!

Ueber ein merkwürdiges Buch.

Justine, ou les malheurs de la vertu: das ist der Titel eines Buches, dessen Existenz, so viel wir wissen, in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt ist, und das durch seinen Innhalt, durch den Succeß, den es in Frankreich gehabt hat, durch den Zeitpunkt, in welchem es herauskam, zu den merkwürdigsten Erscheinungen unsers Jahrhunderts gehört.

Die erste von den zahlreichen Auflagen dieses Buches ist vom Jahr 1791. Es enthält unter dem Gewande der Fiktion einen vollständigen theoretischen und Experimentalkursus des Atheismus, der Immoralität, und des Verbrechens. Aber die trockne Anzeige, die wir mit diesen wenigen Worten von dem Gegenstand dieser Schrift machen, ist noch sehr entfernt, einen Begrif von deren Geiste zu geben. Wir sind überzeugt, daß Justinens Existenz eine von den Thatsachen ist, ohne deren Kenntniß die philosophische Beurtheilung der Revolutionsgeschichte nicht anders als unvollständig ausfallen kann; und diese Ueberzeugung bewegt uns, bei einem Gegenstand zu verweilen, der, indem er Imagination, Gefühl und Sinnlichkeit auf die grausamste Folter spannt, zugleich die Vernunft

betäubt, und — wir wagen es zu behaupten — den stärksten Denker auf einen Augenblick verwirren kann.

Die Fiktion ist äußerst locker gehalten; auf Wahrscheinlichkeit ist darinn gänzlich Verzicht gethan, und die Wahrscheinlichkeit würde auch in dieser Schrift, wenn Unwillen und Eckel die Möglichkeit zuliessen, sie als Kunstwerk zu betrachten, eben so wenig zu vermissen seyn, als etwa im Candide, weil die Handlung blos dazu dient, eine Menge Züge und Ideen, die alle einerlei Tendenz haben, an einander reihen zu können. Ein zäheres Leben und unverwüstlichere Reize als Justine, die unglückliche Tugendhafte, hat nie eine Romanenheldin gehabt: daher ist sie aber auch zum fürchterlichen Beweis des durchgängigen Sieges bestimmt, welchen des Verfassers System, nach metaphysischen, moralischen und physischen Gründen, dem Rechte des Stärkern, in seiner weitesten und gräßlichsten Bedeutung, in dem ganzen Umfang, den es durch die rasendsten und grausamsten Lüste bekommen kann, verheißt.

Der leidenschaftliche, dogmatische Atheismus und Antichristianismus, welcher das mehr oder weniger geheime Bundswort der encyklopädischen Sekte in Frankreich war, macht die Grundlage dieses Werkes; zugleich

führt es mit satanischer Kühnheit die äußersten moralischen Konsequenzen jenes Systems zur Rechtfertigung aller Laster und Verbrechen aus, und schildert diese mit solchen Details, welche nicht der Unschuld allein, sondern selbst im alltäglichen Lauf gemeiner Verderbniß, so unmöglich als gräßlich scheinen müssen. Wir glauben, wir hoffen, daß schwerlich ein einziger deutscher Leser im Stande ist, sich einen deutlichen Begrif von den sogenannten grausamen Vergnügungen (plaisirs cruels) zu machen, deren tausendfache Veränderungen in diesem Buch beschrieben sind. Man kennt den traurigen Ueberfluß der französischen Literatur an obscönen Schriften; nun denke man sich den ganzen Unflath, den die Muse der Bordelle ihren Geweihten je inspiriren mochte, in Verbindung mit allen Raffinements der blutdürstigsten Grausamkeit, die jemals in einer Folterkammer erfunden und ausgeübt werden konnten: und man wird ein schwaches Bild von Justine haben.

In Justine sind alle plump schmutzigen Ausdrücke sorgfältig vermieden und umschrieben; eine kurze Vorrede, eine Zueignung à ma bonne amie, krönt das namenlose Verbrechen, dieß Buch geschrieben zu haben, durch die ironische Aufstellung eines sentimentalisch-

moralischen Zweckes. Doch ist seitdem eine andre Schrift, unter dem Titel: *la philosophie dans le boudoir* herausgegeben, und als ein nachgelassenes Werk vom Verfasser der Justine angekündigt worden, welche ganz in demselben Geiste verfaßt, den dünnen Schleier der Umschreibungen abgeworfen, und in einer Zueignung aux libertins jene freche Ironie gegen eine nicht minder schauderhafte Einladung zur Ausübung aller Verbrechen vertauscht hat. Ob diese beiden Schriften würklich von einem und demselben Verfasser sind, kann bei ihrer vollkommnen innern Uebereinstimmung sehr gleichgültig seyn; wir wollen sie daher in dieser Anzeige weiter nicht trennen, und zur Ehre der Menschheit diese Geburten der scheußlichsten Verderbniß wenigstens nur einem Vater zutrauen.

Wie weit Verkehrtheit und Bosheit einzelne Menschen führen können, davon geben uns Tollhäuser, Kriminalakten, und mehrere Stellen der Weltgeschichte, nur zu sichere Beweise. In so fern also wäre das dürre Faktum, daß Justine geschrieben worden ist, blos zu so manchen andern Monstruositäten der Menschengattung zu rechnen. Allein Justine ist in Frankreich verschlungen worden, Justine ist eine Mode-

lektüre in Paris gewesen, und hat als eine solche den entschiedensten, durch viele Auflagen erwiesenen, litterarischen Succeß gehabt. Diese Umstände zwingen den Gedanken wieder auf, den man sich gern selbst verhehlen wollte, den trostlosen Gedanken, daß der Stoff zu den abscheulichen Ideen und Gemählden dieser Bücher mehr noch in der Nation und im Zeitalter, als in der beklagenswürdigen Phantasie ihres Verfassers vorhanden war. Diese Umstände bewähren die schwere unnachläßliche Schuld der alten französischen Verfassung, aber indem sie zugleich an der Revolution, welche aus der Auflösung jener Maschine entsprang, verzweifeln machen.

Ja! Wie schon so manches Buch, nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Feinde sowohl als der Freunde der Aufklärung, in verschiednen Zeitpunkten der Geschichte von dem wichtigsten politischen Einfluß gewesen ist; wie die Satyre Ménipée der Ligue den Garaus gemacht, wie Hippolitus a Lapide die österreichische Universalmonarchie aufgehalten hat, wie in der großen Gährung unserer Zeiten Burke und Payne einander entgegen, Sieyes und Kant ohne wechselseitige Abrede zusammen gewürkt haben: eben so möchte dem Verfasser der Justine wohl der un=

unsterbliche Ruhm gebühren, bei dem Chaos von Schlamm und Blut, welches die Aufklärung, die Freiheit, das Glück, nicht Frankreichs allein, sondern des ganzen Menschengeschlechts, zu verschlingen drohte, einen nicht unbeträchtlichen Antheil gehabt zu haben.

Eckel und Abscheu haben dieses Produkt nicht der Hölle, der es angehörte, zurückgegeben; das lesende Publikum in Frankreich hat es vielmehr begierig aufgenommen — dieß ist eine unzweifelhafte Thatsache, und es fragt sich blos, welches der Grund derselben war, welche Würkung sie haben mußte?

Man nehme die äußerste Verderbniß der Sitten, die letzte Entartung der Sinnlichkeit, die mit höchster Verkehrtheit des Kopfes verbunden, das Kühne, Fürchterliche, Unerhörte, in der moralischen und physischen Welt zugleich, als willkommnen Reiz empfängt; man nehme eine große politische Revolution, die großentheils durch die Allgemeinheit jenes Zustandes entstanden, die Bande der Furcht, des Strebens nach Sicherheit, welche die Gesellschaft zusammenhalten, zerreißt, und den Eigennutz, den Egoismus vereinzelt, aus den konventionellen Schranken, in die er sich selbst gebannt hatte, herauswirft, und wild und gränzenlos umherzuschweifen nöthigt; man nehme die Grausamkeit im

Gefolge des politischen Fanatismus mehrerer streitender Parteien; man nehme in den höhern Ständen die ausschweifende Wuth der im gewöhnlichen Kreis der Wollust erschöpften Sinnlichkeit, die ebenfalls unaufhaltsame Thätigkeit eines kultivirten Verstandes bei einem verderbten Herzen, die Nothwendigkeit des Mordes, des Blutdurstes, zur Wiederherstellung ihres gestürzten Ansehens; man nehme in den untern Klassen, bei brutalen Kräften, die aufgeregte Sehnsucht nach eben solchen Genüssen, eben solchen Lastern und Verbrechen, zu denen vorher nur Rang und Geburt berechtigten: dann ist die Erscheinung, die Aufnahme, und der Einfluß solcher Bücher in dem revolutionairen Frankreich, gewiß kein unerklärliches Phänomen mehr.

Diese Bücher machen demnach wesentlich Ein Ganzes mit allen Greueln der Revolution und Gegenrevotion, mit den Septemberthaten, mit den Märschen der revolutionairen Armee, mit den Guillotinenfurien, mit den Priestern, Seigneurs und vornehmen Damen, welche in der Vendee sich an den langsamen Todesmarter republikanischer Gefangenen weideten, mit ihren würdigen Nebenbuhlern, den Schergen Carriers und seiner Gesellen.

Ohne Zweifel bestand indessen der gröste Theil der

Leser dieser Bücher nicht aus solchen Menschen, welche die erforderlichen Anlagen hatten, zur thätlichen Anwendung der darinn enthaltenen Lehren zu schreiten, sondern vielmehr aus dem müßigen, bequemen, nicht guten und nicht bösen Mittelschlag, für welchen eigentlich Modelektüren existiren. Diese Leute konnten nicht für den Antrieb, der Justinen zur Modelektüre gemacht hatte, aber sie folgten ihm. Ehrlichkeit, oder feine Lebensart, oder Liebe zur Ruhe, oder Anhänglichkeit für hergebrachte Einrichtungen, nahm sie gegen die furchtbaren Begebenheiten ein, welche zu gleicher Zeit vorfielen, und in deren Strudel sie sich wider Willen geworfen fanden. In jenen Schriften fanden sie zum Theil Ideen wieder, die bei der guten Gesellschaft, bei dem aufgeklärten Theil der Nation, zu welchem auch sie gehörten, gäng und gäbe gewesen waren, und in anerkanntem Zusammenhang mit dem Ausbruch der Revolution gestanden hatten. Aber sie fanden sie mit allen Konsequenzen wieder, welche dem dogmatisirenden Unglauben zu Gebot stehen, wenn es ihm beliebt, das baufällige Gerüst der gewöhnlichen Moralsysteme zusammenzubrechen; und zugleich sahen sie diese Konsequenzen durch den Fortgang der Revolution verwürklicht. Bald wurden sie zu Tausenden

von einem oder dem andern Praktiker jener Lehre beherrscht, verfolgt, eingekerkert, guillotinirt. Wie endlich das Schreckensreich, ohne ihr Zuthun, in sich selbst zusammenfiel, blieb bei ihnen Abscheu gegen die Neuerungen und Bewegungen, die es herbeigebracht hatten, und Gleichgültigkeit gegen die Verstandesideen, die jenen vorausgegangen waren, zurück: man konnte sich nicht mehr an Vorurtheile fesseln, von denen man einmal befreit gewesen war, aber man hatte die Freude an der Entfesselung, den Genuß der Freiheit verloren; und so entstand im französischen Publikum, in dem nämlichen Publikum, das sich der Begeisterung des Jahres 1789 hingegeben hatte, eine Stimmung, in welcher es, ohne den Altar und den Thron zu lieben noch zu ehren, Alles was an deren Stelle gekommen war, und noch kommen konnte, mit Verachtung, Kälte, oder Haß ansah, eine Stimmung, in welcher die Gegenrevolution gemacht wäre, wenn die materiellen und allzu augenscheinlichen Nachtheile der Gegenrevolution ihre natürliche Unthätigkeit nicht unterhielten, wenn sich die Gegenrevolution von selbst machen könnte, und nicht vielmehr eine neue ungeheure Revolution seyn müßte. Diese Stimmung ist jetzt di herrschende in Frankreich; sie bildete die öffentliche

Meinung, welche, fast ohne es zu wissen noch zu wollen, die feinen Komplotte des letzten Vendemiaire begünstigte; sie thut nichts für die Republik, sie scheint aber, klug behandelt, leicht abgehalten zu werden, daß sie etwas gegen sie thue, leicht dahin gebracht zu werden, daß sie Vieles für sie thun lasse; sie ist bei einer geistreichen, lebhaften Nation nicht schwer zu beschäfftigen, und vielleicht durch freie Beschäfftigung vollends zu entwaffnen.

Die Revolution hatte also würklich, durch die abscheulichen Episoden, welche die große Handlung der Aufklärung und der Freiheit unterbrachen oder verwickelten, einen Weg genommen, der sie fast unfehlbar zurück an das Ziel der Gegenrevolution zu führen schien. Wir wollen das Princip, durch welches sie in ihrer eigenen Bahn erhalten wird, und alle Abwege, auf die sie geräth, endlich doch in diese Bahn schließt, hier nicht zergliedern. Man ist nichts desto weniger versucht, in dem Gang der wüthenden Faktionen während der Revolution, und in der Richtung, die ihre Ausschweifungen der Stimmung des Publikums gegeben haben, kluge Berechnungen, tief angelegte und weit umfassende Plane zu ahnen. Der Zufall, das heißt die natürliche, von keinem menschlichen Verstand

zu bestimmende, Folgenreihe menschlicher Handlungen, hat freilich das Meiste dabei gethan; allein es möchte keine allzugewagte Hypothese seyn, daß alles, was in dieser Folgenreihe einem vermeinten politischen Interesse zuschlagen konnte, auch in Beziehung auf dieses Interesse ergriffen, benutzt, verfolgt wurde. Wenn demnach die Frage entstünde, ob Justine für eine Ausgeburt des revolutionairen oder des gegenrevolutionairen Geistes anzusehen wäre, und wofern irgend eine Propaganda dabei die Hände im Spiel gehabt hätte, welcher Propaganda es am ersten zugetraut werden könnte: so möchte die Regel, is fecit cui prodest, in ihrer Masse die richtigste Beantwortung angeben. Es mußte unter den Menschen, welche die Revolution zu fürchten, oder zu feindseligen Absichten zu benutzen, oder sich an ihr zu rächen hatten, ein herrschender Gedanke seyn, daß sie nicht besser rückgängig gemacht werden konnte, als wenn ihr einzig vernünftiges Ziel, gesetzliche Freiheit, unmöglich würde. Dieß schien bewürkt zu werden, wenn Freiheit und Gleichheit im Reich des Uebels eingeführt wurden; und dazu trugen Schriften von Justinens Inhalt nicht wenig bei. Aber die Versunkenheit des Zeitalters, welches solche Schriften gebähren und auf-

nehmen konnte, war freilich das Werk keines Menschen, keines Kabinetts, keiner politischen Partei. Menschen, Kabinette, Parteien schaffen die verderblichen Leidenschaften und Triebe nicht, welche die Elemente zu ihren Kombinationen abgeben; sie sind selbst deren Spiel, indem ein gefährlicher Dünkel sie überredet, daß sie damit spielen können.

Der Verfasser Justinens ist zur Zeit noch unbekannt. Wir haben einen Mann von Stand als ſ[illegible] chen nennen gehört, aber ohne allen Beweis, als bloße Tradition, die wir daher nicht wiederholen wollen. Indessen fehlt es nicht an inneren Beweisen, die sich auf den Styl und auf die Manier gründen, und die literarische Kritik zu der Muthmassung berechtigen, daß Justine die Arbeit eines Mannes von Stand aus der alten Verfassung, und keines Schriftstellers von Profession ist.

In der Philosophie dans le boudoir ist ein Aufsatz eingerückt, der unter dem Titel: Françals encore un effort si vous voulez être Républicains! das System allgemeiner Zerstörung durch Loslassung aller Verbrechen predigt. Der scheinbar gründliche Ernst, mit welchem diese fürchterliche Ironie ausgeführt ist, macht sie für Menschen, deren Verstand und Empfin-

dung so beschaffen sind, daß sie sich in dem ungeheuern Gewebe von Sophismen verirren können, zu einem wahren zweischneidigen Schwerdt: so daß, indem der Royalismus gegen die Stiftung einer Republik in Frankreich nichts Bitteres vorbringen konnte *), doch

*) Um eine schwache Probe von dem Geiste dieser Schriften zu geben, wollen wir uns überwinden, eine Stelle aus dem oben erwähnten Aufsatz mitzutheilen. Nachdem der Verfasser, nicht ohne Beredsamkeit und Schwung, eine Apologie des Mordes auf allgemeine Naturgesetze zu gründen gesucht, und sich vorzüglich bestrebt hat, dem Begrif der Zerstörung alle sittliche Geltung zu benehmen, geht er zu der speciellern Frage über: wie in einem kriegerischen und republikanischen Staat der Mord anzusehen sey? — „Es würde," sagt er, „äußerst gefährlich seyn, eine „Misgunst auf diese Handlung zu werfen, oder sie zu be„strafen; der Stolz des Republikaners fordert etwas Wild„heit; wenn er weich wird, verliert er seine Kraft, und „wird bald unterjocht. Eine sehr sonderbare Bemerkung „bietet sich hier dar; sie ist eben so wahr als kühn, und „ich will sie nicht verschweigen. Eine Nation, die mit re„publikanischer Verfassung anfängt, wird sich nur durch „Tugenden erhalten, weil man nur vom Geringeren zum „Höheren fortschreitet. Aber eine schon veraltete, verdor„bene Nation, welche das Joch ihrer monarchischen Regie„rung muthig abschüttelt, um eine republikanische anzuneh„men, wird sich nur durch viele Verbrechen aufrecht halten,

zugleich die politischen Grundsätze einiger Republiken= stifter, die treuesten Ueberzeugungen der berühmtesten Häupter des **Berges**, mit kraftvoller Wärme hier niedergezeichnet stehen. Wir glauben sogar, in den Ideen und der Manier von Saint=Justs Reden eine materielle Analogie mit **Justinens** Schule bemerkt zu haben, und wir sind darum nicht genöthigt, unsre Zuflucht zu der Hypothese zu nehmen, nach welcher die französischen Decemvirs, großentheils mit ihrem eignen Bewußtseyn, würkliche Agenten des Royalis= mus gewesen seyn sollen: vielmehr finden wir in der Geschichte schon ein ähnliches Beispiel, das uns eine natürlichere Erklärung dieser Sonderbarkeit an die Hand giebt. Dieß Beispiel ist Machiavels Buch vom Für= sten: es ertheilte in eben dem ironischen Sinn Lehren

---

„denn sie ist schon ein Verbrechen, und wenn sie vom Ver= „brechen zur Tugend übergehen wollte, das heißt so viel „als von einem gewaltsamen Zustand zu einem sanften, so „würde sie in eine Trägheit verfallen, deren Resultat bald „ihr unfehlbarer Untergang seyn würde. Was würde aus „einem Baum, den Ihr von einem kräftigen Boden auf „eine sandige, trockne Ebene verpflanztet? Alle Verstandes= „begriffe sind der physischen Welt so untergeordnet, daß die „Vergleichungen, die wir vom Ackerbau hernehmen, uns „selten in der Moral irre führen werden.“

fürstlicher Politik, wie unser französischer Schriftsteller Grundsätze des Republikanismus predigt; und doch war es das Handbuch der Fürsten und der Höfe eines ganzen Jahrhunderts, doch war die machiavelische Politik zur Zeit Katharinens von Medicis, und ihrer Zöglinge, die den französischen Thron besetzten, kein bloßer Name, den man anspielungsweise gewissen Ränken und Freveln beilegte, sondern sie war ausdrücklich an ihrer Quelle, der Schrift Machiavels, geschöpft, und von ihren erhabenen Proselyten so offenbar bekannt, daß sie die Worte dieses Mannes gern im Munde führten.

Nähere historische Aufschlüsse über diese Bücher, über ihre Verfasser, über die Mittel, durch welche sie etwa verbreitet wurden, sind erst von der Zukunft zu erwarten. Es wäre kein Wunder, wenn diese Aufschlüsse alsdann mit auf eine Partei hindeuteten, die überhaupt mit der gegenrevolutionairen wetteiferte, das böse Princip der Revolution zu nähren, wenn es sich fände, daß Justine dem geheimen Kabinet des Herzogs von Orleans nicht fremd gewesen wäre.

H.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Goethe, als Taschenbuch auf das Jahr 1804. Tübingen, bei Cotta. 224 S.

Wenn man in Kleists Briefen an Gleim die würklich komische Aengstlichkeit, mit der er bei einem Trauerspiel, welches zu schreiben Lessing ihn veranlaßt hatte, sich einzig und allein darum bekümmerte, ob es auch recht rührend wäre, und den Geist eines dramatischen Werkes, wie die natürliche Tochter, zusammen vergleicht, so hat man Mühe, alle die Revolutionen auf einmal zu übersehen, welche den Zwischenraum ausgefüllt haben, der diese beiden, doch nicht so sehr von einander entfernten, Epochen unsrer Literatur trennt. Bei andern Nationen sind es nicht theoretische Sätze gewesen, welche den Charakter solcher Epochen bestimmten, sondern dergleichen Sätze kamen bei ihnen erst als Resultate dieser Epochen auf. Uns haben, in unserer Zerstückelung als Nation, andre Bestimmungen gefehlt, Bestimmungen, die zugleich Bestandtheile unsers Nationalzustandes gewesen wären — und unsre Poesie hat in schneller Aufeinanderfolge noch mehr verschiedne Constitutionen erhalten, als selbst die französische Republik.

Freilich ist es dabei der deutschen Poesie auch übrigens ziemlich ergangen, wie der französischen Republik. So wie eine neue Constitution zum Vorschein kam, gieng es auf der einen Seite unbarmherzig über die Mängel der nächst vorhergegangenen her, während auf der andern diejenigen Bürger des Parnasses, die zu dieser, oder auch wohl zu einer noch älteren, geschworen hatten, sich hartnäckig gegen das Beste der neuen stemmten, und endlich eine kleine moderate Minorität der einen wie der andern ihr Recht wiederfahren zu lassen suchte.

In einem Stücke hinkt jedoch die Vergleichung, und zwar sehr zum Vortheil der deutschen Poesie. Keine andre Nation hat so viel Köpfe gehabt, die den poetischen und den Speculationstrieb in einem so ausgezeichneten Grade verbunden hätten. Mehr als einmal besassen wir in einem und demselben Schriftsteller unsern Aristoteles und Sophokles, unsern Home und Shakespeare. Mehrere unsrer Dichter, die als solche Epoche machten, waren zugleich auch Gesetzgeber in der Theorie der Dichtkunst, und wir befanden uns in unserm literarischen Zustande besser dabei, als sich unsre Nachbarn, die Franzosen, in ihrem politischen befinden konnten, wenn bei ihnen Leute, denen der Staat fremd war, den Staat einrichteten.

Das letzte, und ein sehr achtungswürdiges Beispiel dieser Art hatten wir an Schillern. Seitdem gaben sich Leute von großen Talenten, aber von noch größeren Ansprüchen und von sehr geringem poetischen Genie, sehr lebhaft mit der Konstitutionsmacherei ab. Ihnen gebührt das Lob, daß ihre Werke ihren Grundsätzen nicht weniger treu sind, als es ehemals Gottscheds Gedichte seinen Begriffen von Poesie waren. Allein zu läugnen ist es nicht, daß unsre literarische Republik gerade unter dieser Legislatur die treffendsten Vergleichungspunkte mit dem französischen Freistaate, in seinen schlimmsten Zeiten, dargeboten hat.

Und mit desto erfreulicheren Erwartungen mußte man einen Dichter wieder erscheinen sehen, dessen reinen und hellen Glanz selbst der Weihrauch von Assa fötida — (um den Ausdruck der bekannten Betrachtungen über verschiedene Gegenstände u. s. w. zu gebrauchen) — der ihm seit einiger Zeit gestreut wurde, nicht verdunkeln mochte, der keine Theorien geschrieben, aber in vielen seiner Werke ewige Canon's der Poesie aufgestellt hat. Man konnte, wofern man nur wußte, daß es Goethe'n hoher und heiliger Ernst gewesen war mit seinem neuen Gedicht, einen achtzehnten Brumaire der deutschen Literatur ahnen.

Ob nun die natürliche Tochter eine solche Ahnung würklich erfüllt hat: das möchte fast die einzige Erörterung seyn, zu welcher es bei diesem Gedicht, da dessen Erscheinung keine der allerneuesten mehr ist, nicht schon zu spät, oder, da es nur als das erste in einer noch zu erwartenden Reihe von dramatischen Gedichten, die zusammen ein Ganzes ausmachen werden, anzusehen ist, nicht noch zu früh wäre.

Wir unterschreiben jedes Lob, das dem Genius gezollt worden ist, der sich hier wieder in seiner eigenthümlichen Klarheit und Ruhe offenbaret hat. Stolz darf die Nation auf dieses Denkmal blicken, das den von ihr erreichten Grad poetischer Bildung auf das Vollendetste darstellt. Stellt es aber, in aller seiner Schönheit, dennoch nicht auch die Erschöpfung und Erkaltung dar, die seit einiger Zeit selbst an dem höchsten Schwung des deutschen Genius zu spüren ist, und nicht ohne Grund besorgen läßt, daß der Kreislauf unsers poetischen Vermögens zu schnell beschrieben worden sey, und sich nun, für den Augenblick wenigstens, geschlossen finde? Auf diesen Zustand unserer Literatur gründet sich die Existenz unsrer heutigen Hyperpoeten und Hyperkritiker, und die Anziehungskraft, die ihr Unwesen für unsre angehenden guten Köpfe hat. Von diesem Zustand hat jedes neuere Beginnen unsrer wah-

ren Meister gezeugt, und die natürliche Tochter macht keine Ausnahme.

Ein Recensent der natürlichen Tochter hat jede Rücksicht auf den Ursprung dieses Gedichts für überflüssig erklärt, ausser insofern sich daraus erwiese, was aus dem prosaischen Stoffe werden könnte, wenn ein poetisches Genie sich ihn aneignete. Diese Betrachtung hat allerdings in der Beschaffenheit des französischen Romans, der Goethe'n auf seine Dichtung führte, ihren guten Grund, und sie hat ein unläugbares Interesse. Indessen können wir nicht umhin, es mit als ein Zeichen der Zeit anzusehen, daß ein so unbeschreiblich elendes Machwerk, wie jener Roman, für Goethe'n eine erste Quelle von Begeisterung werden konnte. Es ist wahrlich nicht mehr, wie es seyn sollte, mit der deutschen Poesie, es ist nicht mehr, wie es war, mit ihrem Liebling, da seine Phantasie, die nämliche Phantasie, in welcher Götzens Weib und Schwester, Iphigenie, Marianne, Klärchen, Gretchen, Leonore von Este und Leonore Sanvitale, Mignon, Therese, Natalie, sich aus der reinsten und schönsten Natur abgespiegelt hatten, nun die erbärmliche, platte Abentheurerin jenes Romans auffaßte. Bewundernswürdig ist es in der That, welch ein Bild dennoch

Goethe's Phantasie zurückwarf; aber mit jenen Bildern darf es sich ewig nie messen.

Wir mögen es nicht bergen: wir empfanden mitunter die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs oder Königs in diesem Drama dachten; es mischte sich ein geheimer Schmerz in unsre Bewunderung des zierlich edeln Prunks der Rede, welcher den unnachahmlich gehaltenen Ton des Gedichts ausmacht, und dieser Schmerz ist es, den wir hier uns selbst, und wohl auch andern Lesern der natürlichen Tochter, zu deuten versuchen.

In einer neuen Schrift, die mehr originelle Gedanken enthält, heißt es einmal: „Genau genommen, hören wir nicht eher auf, poetisch zu seyn, als bis wir das zu begreifen suchen, was uns zu Poeten macht." — Die Worte stehen dort nicht gerade in dem Sinne, in welchem wir sie hier entlehnen; sie dünken uns aber sehr dienlich, den Zustand der deutschen Poesie zu bezeichnen, wie er auch in der natürlichen Tochter, und in dieser sogar um so mehr sich ausspricht, je höheren poetischen Werth sie hat.

Als dem guten Kleist so viel darauf ankam, durch sein Trauerspiel zu rühren, hatte sich in der deut-

deutschen Poesie ein höherer Geist noch nicht geregt, der freilich mit der Zeit dieses, und so manches andere beschränkende Ziel der Kunst bei allen bessern Köpfen weit hinter sich zurücklassen mußte. Welche mächtige Rührung übte aber dieser Geist nicht aus! Oder weiß man das überfließende Gefühl anders zu nennen, mit welchem Götz und Iphigenie jedes für Poesie empfängliche Herz durchdrangen? In diesen und andern Meisterwerken unsrer dramatischen Poesie fesselte der Geist die Empfindung unwiderstehlich an sich, und das war der große Vorschritt, den diese Poesie seit jenen auf Rührung bedachten Zeiten gemacht hatte. Wie aber nennt man die widerstrebende, unbehagliche Bewunderung, die unsre Meister, seitdem sie die Rührung zum Gespött machten, durch ihre neuern Werke in Anspruch nehmen?

Ein deutscher Philosoph hat der Betrachtung von Dante's Gedicht, insofern er in diesem den Ursprung und den Typus der modernen Poesie findet, einen eigenen Aufsatz gewidmet. Es fehlt würklich nicht an einer Analogie zwischen der Poesie in dem Zeitalter, wo sie aus dem Schooß der Barbarei erst wieder erblühte, und der an der Ueberbildung unsrer Tage augenblicklich erkrankten Poesie. Wir dürfen uns aber nicht irre machen lassen durch die Künsteleien oder Quaksalbereien, die mit der

Patientin getrieben werden; wir haben sie in ihren gesunden Tagen gekannt, und diese Bekanntschaft bürgt uns für ihre Genesung.

Als Kranke erscheint sie in Goethe's neuestem Gedicht, aber als eine holde, schöne Kranke. So erschien sie auch schon in Schillers grund- und bodenlosen Versuchen, die Chöre und das Fatum der alten Tragödie zu modernisiren. Alle diese Werke zeugen von dem ernsten und kräftigen Streben des deutschen Genius. Darum darf uns auch nicht bang seyn. Sie lebt noch, die Poesie, sie ist die lächerlich zusammengeflickte Mumie nicht, die von einigen anmassenden Thoren zur Schau getragen wird. Diese möchten es ihr in's Gesicht läugnen, daß sie lebe; sie fürchten den Augenblick, wo ihre volle gesunde Kraft des todten Undings spotten wird. Wir aber hoffen, daß er nicht fern mehr sey. Die Wirklichkeit macht nun einmal den modernen Dichter nicht; aber sich über die Wirklichkeit erheben, indem er sich in sie findet, das muß und wird er wieder lernen; er wird die Reflexion, die ihn einmal von den Dichtern des Alterthums unterscheidet, nicht mehr auf das vergebliche Geschäft, Umgebungen aus dem Nichts zu erschaffen, richten; er wird die Zeit, der er in das Nichts zu entfliehen suchte, wenn es nicht anders seyn kann, zurückstellen auf den rechten Punct.

5.

Dramatische Fragmente

noch ungedruckt.

5.

Dramatische Fragmente

noch ungedruckt.

Daß nachstehende Fragmente dem Publikum nicht als unterhaltende Lektüre vorgelegt werden können, sieht der Herausgeber sehr klar ein. Aber andere Rücksichten forderten ihn dazu auf. Sie gehören zu der Geschichte von Hubers Geistesbildung. In seinen Briefen hat man an der Entstehung und dem Fortgang seines heimlichen Gerichts gesehen, wie planlos, und nur aus einzelnen Raisonnementssätzen hervorgehend, der Bau seines Stückes war. Seine Personen und ihre Thaten wurden als Einkleidung seines Ideenganges erfunden. Er fühlte diese mangelhafte Verfahrungsart, ohne sie ändern zu können. In seiner Juliane war mehr Plan; dennoch erinnert sich der Herausgeber dieser Blätter, daß er während des Componirens Julianens Charakter ganz umschuf, obschon ihre Denkungsart dieselbe blieb. In diesen Fragmenten sehen wir, daß er sich einen ausführlichen Plan und Anlage, bis auf einzelne Auftritte gebildet hatte. Die Unvollkommenheit der Andeutung kann keinem Le-

ser als Einwurf dienen, da einzelne Züge hinreichend waren, seinem Gedächtniß nachzuhelfen. — Schon im Jahre 1802 hatte Iflands Anwesenheit in Stuttgart seine alte Vorliebe für theatralische Dichtkunst in ihm erweckt, aber dieser seltene Mann, dem er mit stetem, weichem Interesse herzlich anhieng, und als Künstler schwärmerisch verehrte, hatte eine Art von Unruhe in ihm hervorgebracht, die ihm in der Wahl und der Behandlung eines Sujets verlegen machte. Ifland, als deutscher Hausvater, würkte mit einem solchen Zauber auf ihn, daß er, zu dem Drama hingerissen, den Plan eines zweiten Theils des Hausvaters entwarf. — So roh wie er ist, findet er hier seinen Platz. Huber hätte für Ifland gedichtet, und je mehr ihn Iflands Spiel zur Bewunderung hinriß, je strenger richtete er Gemmingens Schauspiel. Scherzend ärgerte er sich, daß ihn die Rührung ergriff, und unwillkührlich lag in seinem Plan einer Fortsetzung des Hausvaters, eine Kritik jenes Stückes, dessen Werth er dennoch anerkennen mußte. — Gerade während Iflands Anwesenheit las er die alten Tragödien-Dichter, und beschäfftigte sich mit dem Wunsche, einige griechische Stücke der deutschen Bühne geschenkt zu sehen. Schlegels Jon machte ihm damals viel Freude,

er äußerte oft: wenn dieser junge Mann die Gährung der Parteisucht überlebte, so hoffe er von ihm die Erfüllung seines liebsten Wunsches, die alten Tragiker so viel möglich treu auf unsern Bühnen aufführen zu sehen. Das ihm eigene Mistrauen in sich selbst verhinderte ihn, selbst ein solches Stück für die deutsche Bühne zuzurichten. Er beschäfftigte sich dennoch ein Jahr lang viel mit diesen Ideen. Darauf kam die liebenswürdige Unzelmann nach Stuttgart. Unter ihren vielen Triumphen empfängt sie gewiß mit einem wehmüthigen, den Todten ehrenden, Gefühl den, daß ihr herrliches Spiel Hubern ganz von der griechischen Bühne ab-, wieder zur Comödie und zwar zu seiner Lieblingsgattung, den Conversationsstücken, zog. Er hätte alle feinen, geistvollen Rollen der Franzosen gern auf die deutsche Bühne versetzt, um sie von seiner Künstlerin spielen zu sehen. Er wäre gern der erste Comödiendichter dieser Gattung geworden, um seine Stücke durch sie erst recht lieb zu gewinnen. Das Spiel, der gesellschaftliche Umgang dieser liebenswürdigen Frau, gab Hubers nächsten Freunden Gelegenheit zu der erfreulichen Bemerkung, daß die Liebe zur Kunst und zum Schönen das Gemüth in ewiger Jugend erhält. — Sie verfolg

ten ihn damals oft mit fröhlichem Spott über seine Begeisterung für die Kunst, die mit der für die Künstlerin so nah verwebt war. — Dieser Zeitpunkt führte ihn zu dem Plan, und der angefangnen Ausarbeitung der drei Familien. Er schrieb ihn im Herbste 1803, wenig Wochen vor der Begebenheit, die ihn aus seinem geliebten Stuttgart forttrieb. Seitdem ward er durch den Drang der Geschäfte und Umstände verhindert, ihn wieder vorzunehmen. Nach seiner Rückkehr von seiner Reise nach Leipzig und Berlin äusserte er einmal: daß er fast jede Scene ausgebildet im Gedächtniß habe, und die einzelnen Papiere, aus welchem das Fragment dieses Stückes zusammengesetzt ist, lagen bei seinem Tode in dem Fache seiner laufenden Arbeiten. Wahrscheinlich hatte er sich dieses Schauspiel für den nächsten Winter zur Ausarbeitung vorgesetzt.

Die Fragmente von dem Trauerspiel Jaffier sind aus einer frühern Epoche, er nahm dieses Süjet aber oft wieder vor. Der Plan wäre in der Ausführung höchst schwierig geworden, weil der Hauptvorwurf des Stückes ganz auf politischer Intrigue beruhte. Jaffier, mit so viel Liebe er ihn im Busen trug, hieng von Seiten seines Gefühls zu wenig mit

dem Hauptinteresse des Stückes zusammen, und Theodora durch das Heroische ihres Charakters schloß sich der politischen Intrigue wieder zu sehr an. Huber fühlte die Gefahr des Leeren und Eintönigen, und das hielt ihn von der Ausarbeitung ab. Aber eben dieser Fehler gab ihm einen besondern Reiz. Er hatte die merkwürdige Begebenheit, welche dem Stücke zum Grunde lag, in Beziehung neuerer Vorfälle betrachtet. Revolution, Verschwörung, und ihre Werkzeuge waren seit mehreren Jahren in so mancher Gestalt aufgetreten, daß er von ihrer Würkung auf das Individuum, und von dem Würken desselben in ihnen, eine äusserst lebendige, vielseitige und dennoch milde Ansicht hatte. Der Herausgeber äusserte oft seinen Zweifel, ob Jaffier ein gutes Trauerspiel seyn würde — aber zweifelte nie, daß Huber einen Schatz von Geist, Gefühl und Erfahrung hinein legen würde.

Der Rausch ist nicht mehr und weniger, als ein gesellschaftlicher Scherz, der vom Schreibtisch auf das Theater überzugehen bestimmt war. Ein heiterer Abend hätte die kleine Posse vollendet, wie ein solcher sie veranlaßte. —

Die eben gegebene Erörterung entschuldigt und motivirt den Platz, den diese Fragmente hier einneh-

men. Vielleicht geht auch irgend ein befreundeter Geist des lieben Todten so lebhaft in seine hingeworfenen Gedanken ein, daß er ihren Ausdruck vollendet. Hubers freundlicher Schatten stünd ihm dann dankbar zur Seite, denn nach seiner irrdischen Wallfahrt hätte er gefunden, was er für das dramatische Fach im Leben so oft als eine höchst angenehme Geistesvereinigung ansah — ein Bündniß, wie er sich das dachte, welches Beaumonts und Fletschers Dichtungen hervorbrachte.

Plan zu einer Fortsetzung des deutschen Hausvaters von Gemmingen.

Der Mahler ist todt. Seit dem Schluß von Gemmingens deutschem Hausvater sind etwa sechs Jahre verflossen. Lottens Kind ist ein Mädchen. Ihr Mann lebt noch mit ihr auf dem Lande, so wie es sein Vater wünschte. Im Anfang gieng alles ganz herrlich, Karl trieb es arkadisch. Mit der Zeit stellte sich Langweile ein. Er stellt sich das Bedürfniß größerer Thätigkeit, eines größeren Würkungskreises vor. Lotte fühlt es schmerzlich. Ihre verwundbarste Empfindung ist das Bewußtseyn, daß sie sich ihren Mann erfleht hat. Sie that es um ihres Kindes willen, und sie freut sich, daß dieses Kind ein Mädchen ist. Ein Knabe hätte ihren Stolz mehr gekränkt, beleidigt, hätte mehr unnatürliche Rechenschaft von ihr zu fordern gehabt. —

Ferdinand bekleidet einen vorzüglichen Rang in der

Armee, ist Held im Kriege, übrigens leichtsinniger Weiberfreund, auch in Verbindung mit seinem Beruf zum ehelosen Stand. — Er lebt auf einem durch gemeinschaftliches Vergnügen vertrauten Fuß mit dem Erbprinzen. Diesem sticht Lotte in die Augen. Carln entgeht das nicht. Er geräth darüber auf alberne Träume von patriotischer Würksamkeit, von Einfluß edler Weiblichkeit auf den jungen Prinzen, wobei seine Ehre durch Lottens Tugend geschützt bleiben würde. Ferdinand weiß besser, wohin die Galanterie des Erbprinzen führt.

Der Vater (der deutsche Hausvater) ist zum Besuch bei seinen Kindern auf dem Lande, aber im Begrif abzureisen. Seine Abreise ist der Zeitpunkt, auf welchen der Erbprinz wartet. Seine Plane auf Lotte werden klar, und der Vater bleibt, voll Schmerz und Schrecken, da er glaubt, daß Ferdinand dem Prinzen seine Schwägerin hat kuppeln wollen. Lotte ist Ferdinands Freundin, und durch sie lernt er seinen Sohn besser kennen. Karl muß nicht verächtlich werden. Derselbe Karl, der Lotte genoß, Lotte heirathete, ist Lottens Gatte, und in dem angegebenen Verhältniß — vor Mitleiden ist er nicht zu retten, das ist aber auch alles. Er kann sich irren, bis zuletzt. Dann geht ihm aber ein helles Licht über sein eigenes selbst auf.

Entwurf zu einem Schauspiele:

Die drei Familien.

Anlage der Charaktere.

Frau von Walborn. Eine der schädlichen und beklagenswürdigen Weiber, bei denen ihre Wirksamkeit, durch Mangel an Moralität, und durch das Loos ihres Standes im Mißverhältniß mit ihrer Thätigkeit steht. Bedürfniß nach Beschäftigung und Einfluß macht sie intriguant, ungeübtes, moralisches Gefühl macht sie das Gute übersehen, dunkles Gefühl ihrer eigenen Unwürdigkeit flößt ihr endlich Rachsucht gegen das Bessere ein.

Sie hat in frühen Jahren einen faux pas gemacht, dessen Vertrauter der Kammerherr war, und zu diesem Geheimniß ward — auf irgend eine Art, Thomas Kind zugezogen, ohne Frau von Walborn persönlich noch unter dem Namen ihres Mannes zu kennen. Ihr damaliger Geliebter war Officier, er sorgte für das Kind, das nach seinem Tode verlassen blieb. Hierauf gründet sich des Thomas Kind Bestürzung, wie er Frau von Walborns Fräuleins Na-

men hört, und die Anordnung eines Auftritts im dritten Akt, wo der Kammerherr ein wahnsinniges Mädchen gesehen hat. Die Kenntniß dieses Geheimnisses macht Thomas Kind auch so kühn, Frau von Walborn ihre Intriguensucht, ihr Einmischen in fremde Händel, ihr Zerstören aller herzlichen Verbindungen vorzuwerfen. Aber alles dieses muß so behutsam berührt werden, wie es in den Verhältnissen von Weltleuten schicklich ist. Keine Tugendpredigten. Der alte Kind muß sich seines Geheimnisses nur als ein Mittel bedienen, das der Frau von Walborn den Muth benimmt, weitern Zwietracht zu stiften. Das Uebrige geht von selbst, da die Menschen, den Kammerherrn ausgenommen, sehr gute Menschen sind.

Frau von Walborn besucht nach einer langen Zeit ihren Bruder, und nach wenig Tagen treibt sie ihr unruhiger Geist, sich der Angelegenheiten des ganzen Hauses anzunehmen. Natürliche Abneigung gegen eine edlere Menschheit, gegen wahres Gefühl bewegt sie, gegen Karls Geliebte, gegen Mariens Liebe, gegen Mariannen, Partie zu nehmen. Im ersten Akt sammeln sich die Interessen um Frau von Walborn. Zu Anfang klatscht (comérer) sie, schreibend mit der Frau Kind. Der Kammerherr kommt zu ihr, wird

erschreckt durch die Nachricht, daß der Fürst seinem Bruder kalt begegnet ist, möchte fort, wird durch die Erklärung, daß der Fürst eine Heirath seines Neffen (des Präsidenten Sohn) gern sähe, gehalten. Vorher noch andre Entwicklungen vom Karakter des Kammerherrn, der kalter, egoistischer Hofmann ist, der sich nur vor fürstlicher Ungnade und dem Teufel fürchtet, aber ohne alle Karrikatur. In der folgenden Scene mit dem Kammerdiener des Prinzen, von dem er einen Schurkenstreich weiß, entwickelt sich sein Charakter.

Karl, des Präsidenten Sohn, ist ein gebildeter, gefühlvoller Jüngling. Er wankt noch in der Erkenntniß des Bessern, nicht in Willen, aber Kraft, es zu vollbringen. Er liebt, aber seine Geliebte ist nicht im gleichen Orte. Er soll jetzt wählen zwischen einer glänzenden Hofexistenz und einer Heirath, die der Fürst machen will, oder den arbeitsamen Geschäftsgang, der ihm die Hand seiner Geliebten erringen läßt.

In dem zweiten Akt lernt man die Familie des Raths kennen. Marianne war die Freundin der verstorbenen Räthin im edelsten Sinn weiblicher Freundschaft, ohne Empfindelei. Der Rath ist in der Lage, wieder heirathen zu müssen, um seiner häuslichen Lage willen. Marianne ist ihm am nächsten, aber sie

ist arm, und steht in seinem Lohn. Mariannens Empfindung für ihn ist von dem Andenken an ihre Freundin, Liebe zu den Kindern, und der Furcht, er möchte ihnen eine böse Stiefmutter geben, zusammengesetzt. In diesem Akt will Frau von Walborn Mariannen stimmen, den Rath zu einer Heirath, die sie ihm vorgeschlagen hat, zu bewegen. Marianne, die ihren Charakter übersieht, wird empfindlich, und benimmt sich weniger klug, als sie sollte, um diese Frau nicht aufzubringen. Mariane muß zwischen Karls schwärmender, und doch am Conventionellen beinahe scheiternder Liebe, und Mariens einfachen aber starken Gefühl mitten inne stehend, die zusammengesetzte Feinheit der Kultur und die Kraft der Seele haben, welche Einfachheit giebt. Ihr Ausdruck ist immer mehr Mutterliebe als Neigung zum Rath.

Thomas Kind hat Soldatenehre, gesunden Verstand, Weltkenntniß. Er erfährt im vierten Akt zufällig den Fräuleinsnamen der Frau von Walborg, der ihn an das Vermächtniß eines sterbenden Officiers erinnert. Er ist sich nun bewußt, diese Unruhestifter in Ruhestand setzen zu können; Rücksichten, die allein in seinen Verhältnissen liegen, halten ihn unentschlossen.

Ma-

Marie liebt den Bedienten eines guten Handelshauses, ihre Empfindungen sind nicht über ihren Stand gebildet, aber rein, fest, mit dem Charakter ihres Standes.

Im dritten Akt glaubt Frau von Walborn die Menschen alle nach ihrem Sinne geleitet zu haben. Der Rath ist ziemlich zur reichen Heirath entschlossen. Der Präsident besteht auf Karls Entsagung seiner ersten Liebe, Frau Kind will Marien zu der Verbindung mit dem Kammerdiener zwingen. Karl, von Ehrgeiz versucht, fängt an zu wanken. Marie allein baut fest auf ihres Vaters Willen.

Im fünften Akt bricht der alte Kind endlich, durch eine angedrohte Mißhandlung oder irgend einen Angriff seiner Ehre aufs äußerste gebracht, los, und stellt Frau von Walborns Einwirkung ins Licht. Alle Theile fühlen, daß sie geleitet wurden, und kehren zu ihrer Freiheit im Handeln zurück. Alles ohne Härte, ohne Bekehrung, und ohne giftigen Bruch mit Frau von Walborn. —

Personen.

Präsident von Krinald.

Karl, sein Sohn.

Kammerherr von Krinald, des Präsidenten Bruder.

Baronin von Walborn, Schwester des Präsidenten und des Kammerherrn von mütterlicher Seite, 40 Jahre alt.

Rath Berger, Witwer, 40 Jahr alt.

Sophie, seine Tochter, 13 Jahr alt.

Marianne Brand, Gouvernante der Kinder des Rathes, 28 Jahr alt.

Thomas Kind, Portier im Hause des Präsidenten.

Frau Kind, seine Frau.

Maria, deren Tochter.

Renner, Kammerdiener.

Die Scene ist im Hause des Präsidenten, abwechselnd bei diesem, bei dem Rath Berger, und bei dem Portier.

Erster Aufzug.

Zimmer der Baronin bei ihrem Bruder, dem Präsidenten.

Erster Auftritt.

Die Baronin, an ihrem Schreibtische beschäftigt,

Frau Kind, hereintretend.

Frau Kind.

Die gnädige Frau haben befohlen —

Baronin. (schreibend)

Ist Sie es, Frau Kind? — (Indem sie einen Brief zusiegelt, und dann wieder anfängt zu schreiben.) Setze sie sich — Sie hat doch einen Augenblick Zeit zum Plaudern?

Frau Kind. (in einiger Entfernung stehen bleibend)

So lange Ihro Gnaden befehlen — Maria besorgt unten die Wirthschaft, und auf die kann ich mich schon verlassen, daß sie alles wohl besorgt.

Baronin.

(Fortschreibend; wie sie überhaupt durch die ganze Scene meistens mit Schreiben oder Zusiegeln von Briefen beschäftigt ist, aber immer dazwischen spricht, zuweilen ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.) Es scheint ein flinkes, kluges Mädchen, Ihre Marie — So setze Sie sich doch, Frau Kind!

Frau Kind.

Bewahre, Ihro Gnaden — ich werde doch nicht —

Baronin. (ungeduldig)

Es incommodirt mich, Sie stehen zu sehen, sage ich Ihr —

Frau Kind.

(sich in der nämlichen Entfernung hinter der Baronin setzend.)

Nun — wenn ich so frei seyn soll —

Baronin.

Wie alt ist Ihre Marie? -- Ei, stelle Sie doch Ihren Sessel, daß ich Sie auch sehen kann — So! Noch weiter vor — ich muß mir ja den Hals ausrecken — Ich schätze das Mädchen gegen siebzehn Jahre?

Frau Kind.

Ihro Gnaden haben es getroffen. Vorige Woche ist sie in ihr achtzehntes Jahr getreten. Es war gerade an dem Tage, wo Ihro Gnaden hier ankamen. Da gab es dann ein doppeltes Fest im Hause, bei dem Herrn Präsidenten, über den Besuch von seiner Frau Schwester, und bei uns, wegen des Geburtstags unserer Marie.

Baronin.

Ja, der achtzente Geburtstag eines Mädchens ist

ein feierlicher Tag — oft auch ein bedenklicher! Marie sieht mir aus, als ob sie dem Vater und der Mutter bald über den Kopf wachsen könnte —

Frau Kind.

Dem Vater nicht! von dem hat sie ihr Trotzköpfchen, und doch kommen sie immer gut mit einander aus — Aber —

Baronin.

Sie seufzt, Frau Kind?

Frau Kind.

Die gnädige Frau sind gar zu gütig — Ach, es ließe sich viel davon sagen!

Baronin.

Nun Sie soll mir auch erzählen — doch erst sag' Sie mir — wie lange ist es, daß der Oberforstmeister bei meinem Bruder zum Besuch war?

Frau Kind.

Es wird ein halbes Jahr seyn, Ihro Gnaden.

Baronin.

Wenn mir recht ist, schrieb mir mein Bruder auch von der Tochter des Oberforstmeisters — die war also mit hier?

Frau Kind.

Das will ich glauben. Fräulein Luise machte das

Haus so lebhaft, wie es seit dem Tode der Frau Präsidentin nicht gewesen war.

Baronin.

(etwas angelegentlich, und indem sie ihr Geschäft liegen läßt.)

So? Ist sie von dem Charakter? — Etwas leichtsinnig vielleicht?

Frau Kind.

Ei bewahre — Nämlich — Ihro Gnaden verzeihen — Wenn es wahr ist, daß der junge Herr Baron — so würde es sich nicht schicken —

Baronin.

Ja so, wegen meines Neffen, meint Sie — Nun, Sie hat das vielleicht beurtheilen können. Ein Gerede entsteht leicht, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen, die beide noch unversagt sind, in den Fall kommen, daß man sie viel bei einander sieht — Was hält sie davon, Frau Kind?

Frau Kind.

Je nun — Der Herr Baron schien Fräulein Luisen, und Fräulein Luise dem Herrn Baron wohl zu gefallen. Der Herr Präsident sahen nicht aus, als ob sie an dem Wohlgefallen etwas auszusetzen hätten — und dem Herrn Oberforstmeister konnte es freilich am ersten recht seyn. Denn Fräulein Luisen in Ehren —

mein Mann hätte sie auf den Händen tragen mögen; das Herz im Leibe lachte ihm, wenn er sie nur von weitem sah. Die liebe, reine Natur! sagte er — Aber da sitzt es eben! Wenn so ein Landfräulein unsern jungen Herrn bekäme, der hier unter den ersten Partien die Wahl hat — Nun, so durchaus richtig ist es zwischen ihnen auch nicht geworden; zum Exempel von Ringen hat man nichts zu sehen bekommen — Kurz, sie mögen einander eben gut gewesen seyn, wie das geht, wenn —

Baronin. (abbrechend.)

Ganz recht.

Frau Kind.

Und ich möchte wohl wetten —

Baronin. (schreibend.)

Die verstorbene Räthin hat Sie noch gekannt, nicht wahr?

Frau Kind.

Das sollte ich nicht? Der Herr Rath ist erst seit anderthalb Jahren Witwer.

Baronin.

Ich höre, sie haben besonders glücklich mit einander gelebt.

Frau Kind.

Freilich — Sie waren auch so recht als Liebesleute zusammen gekommen —

Baronin.

Das Eine folgt nicht gerade aus dem Andern.

Frau Kind.

Wie befehlen Ihro Gnaden?

Baronin.

Es war also eine eigentliche Liebesheirath?

Frau Kind.

Ach, ich weiß mich noch zu erinnern, wie alle Welt erstaunte, als es hieß: Der junge Berger nimmt des Amtmanns Tochter zur Frau — Er war damals erst Secretair; Sie hatte nichts, oder so viel wie nichts. Nun, es gieng auch knapp genug zu, bis er herauf rückte. Und nachher — — Kinder waren da; so ganz standesmäßig, wie er im Grunde doch wohl gerne gemocht hätte, konnte er immer nicht leben. Ich will eben nicht sagen, daß es ihn gereut haben sollte, keine reiche Frau genommen zu haben. —

Baronin.

Dazu könnte ja nun noch Rath werden — oder meint sie nicht?

Frau Kind.

Allerdings — der Herr Rath ist noch in seinen besten Jahren — Nur möchte —

Baronin.

Was? daß er Kinder hat etwa?

Frau Kind.

Nun, er wäre nicht der erste Witwer mit Kindern, der darum doch eine Frau gefunden hätte — Aber Mamsell Marianne kommt mir vor, als ob sie — —

Baronin.

Ach ohne Zweifel die Gouvernante? — Gilt die so viel bei ihm?

Frau Kind.

Lieber Gott, er wollte auf die Frau Räthin, wie sie noch lebte, nicht mehr gehalten wissen, als jetzt auf Mamsell Mariannen. Und das schreibt sich noch von der Frau Räthin selbst her, die auch mit ihr umgieng, wie mit ihres Gleichen. Nun, Mamsell Marianne ist hübscher Leute Kind, das muß wahr seyn, die aber so herunter gekommen waren, daß sie froh seyn mußte, in einem bürgerlichen Hause Dienst zu finden. —

Baronin.

Ich habe sie nur einmal im Vorbeigehen gesehen —— Sie scheint noch ziemlich jung, und von einer angenehmen Gestalt? —

Frau Kind.

Ach ja! Eben darum!

Baronin.

So? — Ei ei, Frau Kind!

Frau Kind.

Nein, nein — So etwas will ich nicht gesagt haben — bewahre mich der Himmel! Ich wäre ja des Todes, wenn mein Alter glauben könnte, daß ich mich unterfienge — Der hält auch so große Stücke auf Mamsell Mariannen! hat er doch mehr als einmal gemeint, ich gäbe ihr nicht den rechten Respekt! Gesagt hat er das zwar nicht, aber ich merkte es ihm doch an, und eine spitze Rede fiel dabei wohl vor, so nach seiner Art —

Baronin.

Es scheint fast, als ob Sie zuweilen Ihre Noth hätte mit dem Manne —

Frau Kind.

Ach es ist die beste Seele von der Welt — aber so eigen, Ihro Gnaden stellen sich's nicht vor — Wenn

man so über die Dinge eine noblere Denkungsart hat, davon will er gar nichts hören. Als wie eben mit der Marie — —

Baronin.

Nun?

Frau Kind.

Ja, die hat seit einem Jahre Bekanntschaft gemacht mit einem Menschen — Nun, es ist ein treuer, rechtlicher Mensch, ich kann nicht anders sagen, und vortrefflich angeschrieben bei seiner Herrschaft, und das sind auch ordentliche Leute, die die beste Geschäfte machen — Aber ein Bedienter in einem Kaufmannshause, der nicht einmal Liverei trägt, und ein Kammerdiener von seiner Durchlaucht!

Baronin.

Was ist mit dem?

Frau Kind.

Ganz gewiß, Ihro Gnaden! Der Herr Kammerdiener von Seiner Durchlaucht dem Prinzen Viktor hat offenbar ein Auge auf unsere Marie geworfen; aber der Vater will nichts davon wissen, er lacht mich nur aus, oder wird gar — wie soll ich sagen? — Wenn er nur böse würde, ich ließe mir's gern gefallen — aber so scharf wird er, daß es nicht zum Aus=

halten ist. Und der Herr Kammerdiener soll doch gleichsam die rechte Hand seyn von Seiner Durchlaucht — Freilich sind Seine Durchlaucht etwas galant, oder dergleichen —

Baronin.

Aha! Und Mariens Vater wird sich einbilden — Possen! Ich kenne das. Schick Sie mir einmal Ihre Tochter herauf, Frau Kind — wenn Sie will — diesen Vormittag noch — — ich will mit dem Mädchen sprechen. Am Ende kommt es nur darauf an, daß man ihr richtige Begriffe beibringt. Und bei Ihrem Alten will ich das Meinige auch thun. —

Frau Kind.

Ach Ihro Gnaden sind allzu — Ich weiß ja nicht, wie ich zu der Gnade komme, daß —

Baronin.

Ganz natürlich, liebe Frau! Ich kann es nicht leiden, die Menschen einen Weg einschlagen zu sehen, auf dem sie über kurz oder lang umkehren möchten, wenn es zu spät ist. Es bleibt also dabei —

Zweiter Auftritt.

Die vorigen, der Kammerherr.

Kammerherr.

Störe ich, Frau Schwester?

Baronin.

Ah guten Morgen, lieber Bruder — Im Gegentheil du kömmst wie gerufen — Wie gesagt, Frau Kind, Sie schickt mir Ihre Kleine —

Frau Kind.

Nun, wenn ich so frei seyn darf — wenn Ihro Gnaden würklich —

Baronin.

Adieu denn, Frau Kind — (während sie, gegen ihren Bruder gewendet, mit diesem zu sprechen scheint, entfernt sich Frau Kind allmählig mit vielen Reverenzen).

Jaffier

nach der Verschwörung von Venedig des St. Real entworfen.

Personen.

Don Alphonso de la Cueva, Marquis von Bedemar, spanischer Gesandter in Venedig.

Pierre, Schifskapitain in venetianischen Diensten.

Renault.

Jaffier.

Pietro Polano, Nobile.

Laurette, dessen Tochter.

Marco Polano, dessen Bruder, vom Rathe der Zehn.

Dominico Polano, Pietros Sohn.

Theodora, eine Griechin.

Zablonich, ein Uskoken Anführer.

Alexander Spinosa, ein Genueser.

Vanina Spinosa, dessen Frau.

Erster Aufzug. — Charakteristische Züge auf dem Markusplatz — von Lustigkeit, von satirischem Scherz, von Mistrauen, von Aufsicht der Regierung durch Spione, von Verständnis zwischen den Verschwornen; Bedemar erscheint, alles geht ihm aus dem Wege; ausser einigen gens perdus de reputation, oder solchen, die über den Verdacht erhaben sind. Pierre und Renault, Theodora und Dominico Polano, als Libertins. Pierre erhält Nachricht von Jaffier's Ankunft. — Er sucht ihn mit Renault auf. Jaffier frägt nach Polano. Renaults Urtheil über Jaffier, gegen Pierre.

Zweiter Aufzug. — Renault und Bedemar. Zusammenkunft eines Ausschusses, worinn Spinosa's Schicksal entschieden wird. Pierre ist gegen diese heftige Maasregeln, und warnt Renault. Möglichkeit, daß der Angeber bekannt sey, ist folgende: was Spinosa sagt, ist den übrigen Venetianern ein Spott, aber Marco Polano vergißt es nicht, und läßt Vanina aufhetzen. Im zweiten Akt ist auch Jaffier bei Pietro Polano. Scene zwischen ihm, dem Vater und der Tochter, Ergießung und Zärtlichkeit. Scene bei Theodora, zwischen Pierre, Jaffier und ihr, dann Jaffier und sie allein.

Dritter Aufzug. — Laurettes Oheim. Seine Entfernung von Jaffier, seine Warnung. Vanina's Anschläge und Anstalten. In diesem Akt Renaults Politik.

Vierter Aufzug. — Bedemar schlafend, schnell erwachend, indem Vanina verschwindet. Verschließen des Pallastes, das Vanina's Flucht verhindert. Jaffiers Entschluß. Schluß des Stückes — Jaffier und Theodora werden arretirt, wie sie nach Brescia wollen.

Bedemar ganz das, wie ihn St. Real schildert, nicht mehr und nicht weniger. Er dirigirt, als eine Gottheit, für alle Verschwornen, ausser Renault und Pierre unsichtbar, die ganze Begebenheit bis zur Fehlschlagung leitend. Ich möchte gerne des Menschen Unmacht bei dem ungewöhnlichsten Reichthum aller Kräfte darstellen. Daher ist das Mittel, durch welches er endlich fällt, so losgerissen von den Vorgängen der Verschwörung, so trivial — aber es ist sehr schwer zu behandeln, es muß pikant und doch einfach, anständig und doch deutlich seyn. Vanina könnte Bedemar schon im ersten Auftritt auf dem Markusplatz erblickt haben. Ein Mann, wie er, muß vermeiden,

meiden, mit Weibern umzugehen, die Rechte an ihn gewinnen können; er muß die Eigenheit seiner Gewohnheiten bei seinem Umgang mit Weibern berechnet haben.

Renault ist ein glühender Demokrat, philosophischer Kopf. Bedemar und er wollen sich gegenseitig benutzen. Er übersieht Bedemar mehr als Bedemar ihn. Er verliert sich für Bedemar unter den übrigen ungleichartigen Werkzeugen, und ist ihm endlich doch nur immer ein Werkzeug, das unnütz wird, sobald das Werk vollendet ist. Renaults Zweck ist Volksregierung, verbreitet über Italien, Wiederherstellung der alten Republiken. Bedemar und er verstehen sich sehr oft nicht, sind aber doch einig, jeder ist in der Zuversicht: wenn der Hauptpunkt, der Sturz der Regierung, gelungen ist, so wird er, als der Klügere, das Spiel in die Hand nehmen.

Pierre, leichtsinniger Abentheuerer, voll Kraft, Muth, Redlichkeit, ohne Grundsätze. Er diente in früher Jugend mit Jaffier in Venedig, beide führte ihr Schicksal seitdem anders wohin. Jetzt ruft Pierre Jaffier herbei, um Theil an seinem glänzenden Unternehmen zu haben, daher ist auch seine Freundschaft für ihn, mehr Kameradschaft als Seelenbündniß, und

sein festes Vertrauen mehr Unvermögen, sich Jaffiers Charakter zu denken, als Berechnung desselben. Jaffier ist ein sanfter Charakter. Weniger raisonnirend, als durch Vernunft geleitet. Ihn trieb frühes Unglück mit seinem Vater aus Frankreich, er diente in Venedig, ein Zufall verschaffte ihm als Fremdling den Zutritt in das Haus des Nobile Pietro Polano. Jaffier liebte sein Weib, innig entsagend, entgieng aber nicht Pietros Eifersucht: das geliebte Weib ward um seinetwillen von ihrem Gatten gequält, Jaffiers Liebe vermochte ihn, um ihrer Ruhe willen, Venedig zu verlassen. Auf Pierres Ruf kehrt er zurück; er findet Pietro Polano als Witwer den frühen Tod seiner Gattin bereuend, weil seine Eifersucht ihr Leben untergrub. Laurette ist ihr Kind, ihr Nachlaß, ihr Ebenbild. Jaffier umfaßt das Kind seiner Geliebten mit aller Innigkeit seines Herzens, Pietro empfängt ihn mit zu später Anerkennung seiner Unschuld. Jaffier wird über den ganzen Zusammenhang der Verschwörung in Unwissenheit gelassen, wie alle Verschworne, wenige ausgenommen, jedem ließ man in ihr sehen, was er wünschte, oder brauchte sie als bloßes Werkzeug. Habsucht, zerrüttetes Vermögen, Eigennutz der Nobilis gegen einander, Parteisucht gegen die Anhänger der

päpstlichen Partei. — Wie Jaffier am Abend vor der Ausführung den Umfang, die Ausführung der Verschwörung erfährt, verliert er die Fassung. Er schwor, er ehrt seine Bundsgenossen, er liebt seinen alten Waffenbruder — Hier ist die Geschichte der beste Wegweiser.

Theodora, aus einem edeln Geschlechte aus einer der griechischen Inseln. Ein Nobili verführte sie unter glänzenden Versprechen von Ehre und Treue, tödete ihren Vater, der ihre Ehre vertheidigen wollte. Sie gieng nach Venedig, um ihre Rechte geltend zu machen, sie fand kein Gehör, Jugend, Noth, Hülflosigkeit führte sie zu der Lebensart einer Courtisane. Ihre Schönheit führte ihr Anbeter zu, ihr Geist, ihr Charakter machte aus ihnen ihre Bewunderer und Freunde. Aber Rache belebte sie. Pierre kannte ihren männlichen Geist, ohne sie zur Vertrauten der Verschwörung zu machen, ward sie doch die Beschützerin ihrer Versammlungen. Sie drang in das Geheimniß, und nahm brennend-lebhaft Antheil an einem Plan, der ihre Feinde stürzte. Jaffiers Weichheit wird von dem großen Geist dieses Weibes angezogen, die Nebeneinanderstellung dieses Charakters mit Laurettens Kindlichkeit zeigt, was das Weib ist, wozu Men-

chen und Schicksal es machen. — Diese Gefühle müssen alle zu Jaffiers Verrath hinführen. Spinosa kommt wahrscheinlich gar nicht selbst vor. Er war Werkzeug des Herzogs von Osonna. Seine Intriguen drohten Bedemars Verschwörung Gefahr. Sein Mord ward beschlossen und vollführt. Sein schönes junges Weib durch ihn halb unterrichtet hält Bedemar für seinen persönlichen Feind, erräth aber einen Theil der Verschwörung, Dominico Polano verschafft ihr seines Vaters Schutz, dieser bestärkt sie in ihrem Verdacht gegen Bedemar, von ihm gereitzt nimmt sie Bedemars gallante Aufforderung an, und hofft für ihre Gunst sein Geheimniß zu entreissen. Jaffier erfährt dieses alles bei Pietro und Laurette, wohin er mit bebendem Herzen nach der letzten Zusammenkunft der Verschwornen kommt, wo Renault jene fürchterliche Rede hielt. Er sieht den Augenblick, wo Vanina's List seine Freunde, seine Gefährten ins Verderben stürzt, er beschließt, ihr zuvorzukommen, und das Geheimniß unter dem Vorbehalt ihres Lebens zu verrathen. Vanina stellte sich indeß zu einer gallanten Zusammenkunft bei Bedemar ein. Ihre List scheiterte. Sie unterlag seiner Liebenswürdigkeit, er genoß, lachte. — Aber nur bis zu einem gewissen Punkt gehorchen die Kräfte den Men-

schen — die Unruhe des Augenblicks, Vorbereitungen, Spannung — er erliegt einen Augenblick dem Schlummer, und seine lebhafte Phantasie, die ihn auch im Schlaf treibt, drückt sich in Worten aus. Vanina horcht auf, verbindet die wenigen Worte, und stürzt triumphirend aus dem Nebenzimmer, hat ihre Feinde in ihrer Gewalt — Aber Jaffiers Verrath hatte schon Folgen, der Pallast war umringt, Renault schon ergriffen, der Senat hatte sein Wort schon gebrochen.

Jaffier erfährt diese Gräuel bei Theodora, sein Schmerz, Theodora's Rachegeist läßt ihn nun nur die Mörder seiner Freunde erblicken. In Brescia war noch ein Theil der Verschwörung versammelt, dort eilen sie hin, aber auch dort empfieng sie Verrath, und beide fallen im gesuchten Tod.

Vaninas Unternehmen ist noch nicht in der mindesten Verbindung mit den Uebrigen. Der Vorgang mit Bedemar, den ich so gerne habe, ist unanständig und trivial; er muß mehr Band haben, mehr Verein, das Ineinandergreifen der Begebenheiten im letzten Akt fehlt ganz. Jaffiers Tod muß nur erzählt werden — wer erzählt? — wer hört es? Laurette? Wo tritt Bedemar ab?

Dominico Polano ist Verschworner? ist er Theo-

dora's Dupe, die sich in ihm an seinen Standesbrüder rächt?

Verbesserung im Plan.

Jaffiers Verrath viel früher. Zweite Entdeckung der Verschwörung, auf welche der Rath der Zehne seine Wortbrüchigkeit gegen Jaffier gründet. Sie geschieht durch Bedemars Reden im Schlaf. Dominico Polano wird dadurch als Verschwörer verurtheilt.

Jaffiers Zärtlichkeit für Laurette muß sehr ausgebildet werden; er will sie bilden, sie vor ihrer Mutter Unglück bewahren.

Im ersten Akt Renault Konsequenz in Absicht auf Jaffiers Charakter im Streit mit Pierre's Edelmuth; Pierre wendet ihm weissagend ein, was seine Konsequenz selbst für Folgen haben kann — dieses gehört in den ersten Akt.

Im zweiten, Zusammenkunft eines Ausschusses, worin Spinosas Schicksal entschieden wird. — Man erkennt die Nothwendigkeit, früh auszubrechen.

Im dritten Akt muß Vanina Bedemar überlisten, sie muß nach der Entdeckung entwischen. Bedemar, der sogleich erwacht, das Vorgefallne ahnet, ruft die Verschwornen zusammen. Uebereilung in der Wahl, Heftigkeit in der Darstellung. Renault fühlt sie. Jaf-

fiers unnöthige Gegenwart dabei, sein Erschrecken bei der ganzen Uebersicht des abscheulichen Plans — seine Vorwürfe gegen Pierre.

Vierter Akt. Doppelte Entdeckung bei dem Rath der Zehn, zuerst Jaffiers seine, der seine Freunde zu retten glaubt. Dann Vanina, Marcus Potano, der durch sie seinen Sohn unter den Verräthern nennen hört. Renault wird von Pierre an die Folgen seiner Konsequenz durch Spinosa's Tod erinnert. Jaffiers Verzweiflung. Theodora, von Liebe, Verzweiflung, Rache beseelt, führt ihn nach Brescia, wo noch Verschworne sich halten.

Fünfter Aufzug. Verschworne in Brescia. Jaffier an der Spitze. Sein Tod endet das Stück. Auch Theodora's Tod? —

Fehler.

Zu stürmisch, letzter Akt zu leer an Handlung — — —

Der ausgeschlafene Rausch. — Der Rausch von gestern. — Der gestrige Rausch. — —

Man macht einem weiß, daß er im gestrigen Rausch Händel gehabt, und sich heute schlagen müßte. — Er ist kein Poltron; dieser abgedroschene Charakter bietet nichts Ergötzliches mehr dar. — Er hat Familie: der Umstand kann das Komische rührend machen, und legt Sittlichkeit in den Scherz. Ein Adlicher soll er nicht seyn. — Sein Point d'honneur schreibt sich von der Universität her. Ein Künstler wäre das beste. Er hat mit einem jungen Manne gestritten, über Kunstideen, beide sind lebhaft geworden. —

Ein Schüler des Alten, dem bekannt ist, daß der junge Mann seine Tochter liebt, legt den Scherz an, um der Sache ein Ende zu machen. Wie führt es aber zum Ende?

Ist der junge Mann Vertrauter des Scherzes? — Oder weiß er nichts, wie er mit dem Alten zusammen kommt? Letzteres giebt zu komischem Mißverständniß Anlaß. — —

Hat der Schüler des Alten nur im Allgemeinen Scherz vor, schelmisch, gutmüthig, mit der Ueberzeugung, daß es gut ablaufen wird? — — Es machte vielleicht die Handlung natürlicher. — — —

Personen.

Herr Denner, Maler.

Seine Frau.

Lorchen, ihre Tochter.

Herrmann Denners Schüler und Hausgenoß.

Albert, ein junger Bildhauer.

Ein alter Freund Denners.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Bühne stellt eine Mahlerwerkstatt vor.

Herrmann, der an einem Tische sitzt und zeichnet; — Albert. —

Albert. (den Kopf zur Thüre hereinsteckend)

Pst! Pst! —

Herrmann. (sich umsehend)

Was giebt es?

Albert.

Bist Du allein, lieber Freund? Ist Herr Denner noch nicht aufgestanden? —

Herrmann.

Weder Herr Denner, noch irgend wer von seinen Angehörigen. Es ist ja kaum fünf Uhr — was treibt Euch denn so früh am Tage umher?

Albert.

Ich mußte Dich sprechen, allein sprechen — — Schläft wirklich noch alles? kann ich sicher rechnen, daß uns niemand unterbrechen werde?

Herrmann.

Ei Du machst ja Vorbereitungen, wie ein Ver-

schworner! — — Sollte denn gar niemand im Hause seyn, von dem du Dich gerne unterbrechen ließest? —

Albert.

Um des Himmels willen, daß nur Lorchen oder ihr Vater nicht herkommen, so lange ich bei Dir bin! —

Herrmann.

Nicht einmal Lorchen? Du machst mir ordentlich Angst — — Aber sobald wird keines von der Familie erscheinen. Herr Denner war bei Caselli, und kam sehr spät, oder wenn Du willst sehr früh, nach Hause —

Albert.

Ich weiß, ich weiß — Ich war auch dort — Hast Du nicht gemerkt, wer aufgeblieben seyn mag, um ihn zu erwarten?

Herrmann.

Die Frau ist aufgeblieben —

Albert.

Gewiß? — Das ist gut! das freut mich! — wie er nach Hause kam, hat er also Lorchen nicht gesehen? — Ich kann mich darauf verlassen?

Herrmann.

Hör, Albert, Du magst Caselli's Wein noch nicht

ausgeschlafen haben, oder der verzweifelte Italiener hat seinen Kunden etwas hineingemischt — — wie Du aussiehst! — so übernächtig!

Albert.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan — Denk nur — wie ich heimkomme, finde ich einen Brief — ein Paket —

Herrmann.

Nun?

Albert.

Ich hatte mich vor einigen Wochen zu der vakanten Stelle bei unserer Kunstakademie gemeldet. In meinen Jahren, bei den vielen Mitwerbern, von denen ich einige protegirt wußte, hatte ich nicht die mindeste Hoffnung, die Stelle zu erhalten. Aber der Graf Falkenhain redete mir zu — Geben Sie nur ein Memorial ein, sagte er; ist es diese nicht, so kann es die nächste seyn; dann erinnert man sich, daß Sie schon einmal Anspruch machten; warten Sie aber auf die nächste, nur um sich zu melden, so müssen Sie wahrscheinlich, um ihr Ziel zu erlangen, auch auf die dritte warten — Ich that es, aber ich sprach mit niemanden davon; selbst Lorchen habe ich nichts gesagt — Lorchen am allerwenigsten, denn bei ihr hätte ich mich

nicht erwehren können, eine Möglichkeit zu träumen, die keine Möglichkeit war. Ich suchte sogar auf alle Weise mir die Sache aus dem Kopf zu schlagen — Nun stelle Dir meine Ueberraschung vor, wie ich das Paket erbreche — das Dekret zu meiner Anstellung zu finden, das mir der Graf überschickt!

Herrmann.

In der That? — Bravo! das sieht dem Grafen ähnlich: nichts versprechen, und thun, was möglich ist. Ich wünsche Dir von Herzen Glück — und habe die Ehre, unter Abstattung meiner Gratulation, mich dem Herrn Professor zu fernerer Gewogenheit zu recommandiren.

Albert.

Ach, mein Freund! Du wirst glauben, das Entzücken allein habe mich nicht schlafen lassen —

Herrmann.

Nein, nein! Ich weiß wohl, daß Du es nicht erwarten kannst, Künstlers Erdewallen zu probieren. Eine Stelle und Lorchen — So werden freilich die Haus- und Vatersorgen Dich im voraus wach erhalten haben.

Albert.

Sorgen! — O hätte ich nur die Freuden jener

Aussicht genießen können! — heute noch, diesen Morgen noch könnte ich um Lorchens Hand bei ihrem Vater anhalten, wenn, — wenn ich — Ich Thor! Ich elender Thor!

Herrmann.

Wie? was ist geschehen? — Hast Du etwa gespielt?

Albert.

Gott bewahre!

Herrmann.

Nun so begreife ich in der That nicht —

Albert.

Ist es doch als hätte der schadenfroheste Teufel in der ganzen Hölle es darauf angelegt, mir den seligsten Augenblick meines Lebens zu verderben! — Frag mich nur nicht, wie es sich zutrug — ich könnte es um meine Seligkeit nicht sagen! —

Herrmann.

Aber doch was sich zugetragen hat? — denn ich bitte Dich, zu bemerken, daß ich davon noch kein Wort weiß, und es auch schwerlich erfahren werde, wenn Du nicht für gut findest, Dich anders als in Ausrufungen zu erklären.

Albert.

Nun, so wisse denn — wir waren bei Caselli, der gewöhnliche Klub — der alte Denner war sehr lustig, und trieb sein originelles Wesen, das du kennst, es wurde viel von Kunst gesprochen, ich gebrauchte einige von den Ausdrücken, die unter uns jungen Leuten kursiren . . . .

Herrmann.

Von denen, die er Mäntelchen der Faulheit und Talentlosigkeit zu nennen pflegt — — —

Albert.

Du weißt, daß ich nicht viel anders davon denke, wie er. Er hätte mich auch immerhin aufziehen können, aber es verdroß mich, daß ein paar steife Philister dabei saßen und lachten.

Herrmann.

Nun, es wird ja nicht so gar ernsthaft gewesen seyn?

Albert. (zögernd).

Ja . . . ich glaube es war sehr ernsthaft . . . . . .

Herrmann. (lacht)

Bei den Köpfen habt ihr euch doch aber nicht genommen?

Albert.

Pfui doch — aber ich fürchte, ich war sehr hitzig, denn er polterte sehr, und so viel ich mich erinnere, antwortete ich . . . . . kurz ich zittre, daß meine Thorheit mir hier das Glück meines Lebens versperrt.

Herrmann. (der indeß nachgesonnen hat)

Du antwortetest? — doch nicht mit einer Herausforderung? — das wäre ja hochtragisch.

Albert.

Herrmann, Dein Scherz ist heute nicht freundschaftlich, ich hoffe Rath von Dir.

Herrmann.

Rath und Hülfe. Laß mich den Alten nur erst sprechen, erst sondiren — vergeben darfst Du Dir nichts, Dein Zartgefühl und Lorchens Liebe fordern das. Aber Nachgiebigkeit, ja Nachsicht die verdient sein Alter, Deine Absicht — Still (seine Thüre wird geöffnet) — geh, laß mich machen, komm um neun Uhr unter die Linden. (treibt Albert fort.)

Zweiter Auftritt.

Herr Denner, Herrmann.

Denner.

War nicht Albert bei Ihnen?

Herr-

Herrmann.

Er geht so eben fort.

Denner.

Hören Sie, ich wollte, Sie machten den Mittelsmann zwischen uns. —

Herrmann (verbeugt sich verlegen).

Denner.

Es ist Schade um den jungen Menschen, er hat Talent, er hat Fleiß, aber sein Hochmuth, sein Sektengeist, sein Wortgepränge —

Herrmann.

Er ist jung, die Mode reißt ihn hin — —

Denner.

Zum Teufel, Herr, die Mode soll ihn nie hinreissen, einen alten Mann vor den Philistern da hinzustellen und zu verspotten . . . .

Herrmann.

Wahrlich, Herr Denner, das meinte er nicht zu thun, sahen Sie es aber so an, so war Ihre Hitze natürlich.

Denner.

Seinen Kunstgenossen, seinen Gastfreund — Böotier, gemeine Naturen, todte Massen — er mag sich nur vor todten Massen in Acht nehmen, mit sei-

nem Eigendünkel kann er leicht an den todten Massen scheitern — doch das ist jetzt eins, wir sind geschiedene Leute — um meines Mädels willen thuts mir leid, aber Künstlerehre und Männerehre müssen hier die Vaterschwäche unterjochen — Er ist Ihr Freund, das weiß ich, aber Sie fühlen, was Sie mir als Hausgenosse schuldig sind — übernehmen Sie die Mühe....

Herrmann.

Verzeihen Sie mir, Herr Denner, das kann ich nicht.

Denner.

Herr..... daß es unangenehm ist, weiß ich, aber Sie werden Ihren Freund doch nicht in Fremder Hände liefern wollen? —

Herrmann.

Herr Denner, er ist Ihnen zuvorgekommen. Das war die Ursache seines frühen Besuchs; er läßt Sie zugleich fragen, ob es Ihnen gelegen sey, heut Abend um sechs Uhr — diese Bestimmung hängt freilich von ihm, dem Herausforderer, ab, aber er wünscht so sehr als möglich, Ihre Bequemlichkeit zu Rathe zu ziehen.

Denner.

(Ist aufgefahren, und hat sich horchend, erschrocken, er-

staunt vor Herrmann hingestellt, der er lange ansieht, ohne zu sprechen.)

Herrmann.

Ich fühle es, Herr Denner, daß ich hier mit meinen Pflichten gegen meinen Freund und meinen Lehrer ins Gedränge komme — allein Albert ist fremd, wenn ein Unglück geschähe, ist's für ihn und für Sie besser, ich bin Zeuge, als ein Anderer — Sie haben alte Freunde, Männer von Ehre, die Ihnen nicht abschlagen werden . . . . .

Denner.

Herr . . . . . Seyd Ihr toll, oder ich?

Herrmann.

Die Sache thut mir leid — noch mehr, in den eben erst eingetretenen Umständen. Albert hat diese Nacht seine Anstellung als Professor an der Künstlerakademie in seiner Vaterstadt erhalten, er hoffte nun den Hauptgrund Ihres Widerwillens gegen seine Verbindung mit Mademoiselle Lorchen aus dem Wege geräumt zu sehen, und diese Nachricht findet ihn in dem Augenblicke, wo er als Feind ihnen gegenüber steht — Er fühlt das tief, aber auch eben so tief die Wunde, die Ihre strenge öffentliche Rüge seiner kleinen Uebereilung seiner Ehre schlug . . . . .

Denner.

(der indeß von seiner ersten Ueberraschung in tiefes Nachdenken sank, so daß er Herrmann nur halb hat hören können, halb bei sich.) —

Das ist unbegreiflich! arme Lore! — armes Weib — aber ist es, so muß es seyn ...... (laut) Also Sie sollen Albert sekundiren?

Herrmann.

Darum bat er mich.

Denner.

Und wo sollen wir uns schlagen?

Herrmann.

Wenn es Ihnen gelegen ist, heut Abend um sechs Uhr auf dem alten Damme.

Denner.

Meinetwegen. Wenn der Geck glaubt, daß ein alter Mann, wie ich, ein Ehmann, ein Vater, seiner Thorheit Rede stehen muß, so komme der Erfolg über ihn.

Herrmann.

O Herr Denner, er fühlt das wohl — Wäre das unglückliche Anstellungsdekret um vier und zwanzig Stunden früher gekommen! — Von dem Schwiegervater hätte er alles ertragen, aber so — fremd, un-

bekannt — er muß sich seinen Ruf als Mann von Ehre, so wie den als Künstler erst machen. Sie verspotteten diesen, und hätte er es ertragen, so wäre jener auch ins Gedränge gekommen. —

Denner.

So? that ich das? dann hat er recht. (Pause, in welcher er sich besinnt, dann herausplatzt.) Aber Herr, sagen Sie mir nur, war Albert denn bei nüchternem Muthe, wie er mich herausforderte?

Herrmann.

Sie thun Alberten doch sehr unrecht! Blieb ihm ein Zweifel über die Nothwendigkeit, seine gestrige Ansprüche zu behaupten, so würde er gerne jede andere Genugthuung annehmen — doch Sie müssen ihn ja selbst beobachtet haben. —

Denner (in die Zähne)

Ja es hat sich was zu beobachten ..... (Pause, in der Denner verdrießlich und lebhaft umhergeht.)

Herrmann.

Darf ich Sie bitten, mir Ihre Antwort aufzutragen?

Denner.

Herr, ich bin ein Mann von Ehre, der Geck soll seinen Willen haben, ich glaube sogar, er muß ihn

haben, aber ich bin Ehmann und Vater, und fordere Zeit, meine Pflichten gegen die Meinen zu erfüllen, eh ich die gegen ihn vornehme.

Herrmann.

Wenn es aber möglich wäre, eine Vermittlung .....

Denner.

Still ..... Die Weiber kommen — Indessen bleibt es bei der Abrede, heute Abend um sechs Uhr auf dem alten Damme.

Dritter Auftritt.

Lorchen. Herr Denner. Herrmann.

Lorchen. (hängt sich an des Vaters Hals)

O Väterchen! wissen Sie es schon? —

Denner. (macht sich los)

Gemach, gemach! was für ein Wind bläst denn so früh in die Segel?

Lorchen.

Der junge Hauburg holte eben seinen Farbekasten, er war bei Albert gewesen ......

Denner. (der sich bei dem Nahmen umgewendet. Rauh)

Was ist mit dem?

Lorchen. (schmeichelnd an den Vater gelehnt)

Lieber Vater, er ist zum Professor bei der Kunstakademie in Berlin ernannt.

Denner. (wehrt sie ab)

Das kann uns gleichgültig seyn.

Lorchen. (erschrocken)

Väterchen ....! Was fehlt dem Vater, lieber Herrmann?

Denner. (immer rauh)

Sey so gut und laß uns allein.

Lorchen. (ganz betreten)

Ich sollte Sie zum Frühstück rufen.

Denner.

Ich will nicht frühstücken.

Herrmann (bittend)

Mir däucht, Sie sollten die Sache nicht so behandeln. Mademoiselle Denner wird .....

Denner.

Sie haben recht. — Kommt dann. — Herrmann, ich denke ich habe in Ihnen mit einem Manne zu thun. (er winkt auf Lorchen.) —

Herrmann.

Verlassen Sie sich auf mich.

Lorchen.

(sieht sie beide ängstlich an, und geht langsam hinter ihnen zur Thüre hinaus.)

Vierter Auftritt.

Wie die Andern abgehen, tritt **Albert** furchtsam ein.

Albert.

Herrmann geht auch — verzweifelt! — ich muß ihn sprechen, ich kann nicht bis neun Uhr warten — (er geht leise wartend eine gute Weile auf und ab. —

Herrmann. (kömmt zurück und erschrickt bei Alberts Anblick)

Was machst Du hier? Unvorsichtiger! ich habe Dich ja unter die Linden bestellt.

Albert.

Ich kann nicht so lange warten! Sag mir, wie ist Herr Denner gestimmt?

Herrmann.

Wüthend ist er. Was habt ihr getrieben? da ist ja an keine Heirath zu denken! Du mußt ungeheueres Zeug geschwatzt haben.

Albert.

Ich unseliger Mensch! hätte ich das Dekret gestern gehabt! von meinem Schwiegervater hätte es mich nicht verdrossen, und die Perückenköpfe hätten seinen künftigen Schwiegersohn auch nicht ausgelacht! — — Ich bitte Dich, Herrmann, leite es so ein, daß ich ihn am dritten Orte finde — besuchen kann

ich ihn nicht, bei Caselli möchte ich ihn nicht finden — ich bitte Dich, hilf mir, ihn wo zu treffen.

Herrmann.

Hör, lieber Freund, da könnte es zu einer Rauferei kommen.

Albert.

Sey nicht kindisch! Sieh, mit ihm allein kann ich mich ihm zeigen, wie ich bin. Ich brauche mich nicht zu schämen, wenn ich mehr nachgebe, als dem unabhängigen Mann zukömmt, wenn ich in ihm nur Lorchens Vater sehe.

Herrmann.

Das ist ja recht rührend! wenn ich es nur zu vermittlen wüßte.

Albert.

Könnte ich ihn draußen treffen in der freien Natur......

Herrmann.

Ei was! mir däucht, vor solchen Comödien schämt man sich in der freien Luft!

Albert.

Würklich, Herrmann, Du mißbrauchst meine schwierige Lage. Seit wann ist mein Gefühl eine Comödie?

Nun, nun, fange mit mir nicht auch Händel an. Wir wollen's überlegen — jetzt geh, ich hole Dich heut Abend zu einem Spaziergang auf den alten Damm ab — mir däucht, Denner sagte seiner Frau, er wollte heut Abend dort mit dem alten Renaud spazieren gehen.

Albert.

Das wär erwünscht! Hätte ich gestern Renaud gehört, so wär die ganze Narrheit nicht geschehen. Er hielt Denner zurück, und sagte mir so edelmüthig ernst, daß ich nachgeben sollte ....

Herrmann.

So geh doch, du ewiger Schwätzer. Die Weiber können jeden Augenblick kommen — hätte ich nicht hier schnell die Sonne abwehren müssen, so hättest Du's drauf gewagt, die ganze Familie hier zu finden.

Albert.

Nicht doch! ich stand auf dem Sprunge ......

Herrmann.

Gehe, man kommt .....

Albert. (im Fortlaufen)

Also um sechs Uhr, zuverläßig lieber guter Freund! (er drückt Herrmann die Hand, und dieser schiebt ihn nach der Thür.)

Herrmann.

Hei! da kommt Lorchen mit ihrem schweren Herzchen. (er stellt sich an, als lasse er die Rouleaux herab.)

Fünfter Auftritt.

Lorchen. Herrmann.

Lorchen.

Ach, lieber Herr Herrmann! was hat aber Albert dem Vater gethan?

Herrmann.

Seyn Sie doch ruhig, liebe Freundin! Sie kennen ja den lieben Mann. Er hat Albert geschraubt, und der ist empfindlich geworden. In ein paar Tagen ist alles vorbey.

Lorchen.

Ach nein! wenn er so einen Zorn hat, schimpft er, und klagt seinen Gegner an ...... und heute ist er so weich und so zärtlich mit mir, nur wenn ich von Albert rede, wird er wild.

(Die Mutter ruft von Innen.)

Herr Herrmann!

Herrmann. (geht auf den Hintergrund des Theaters zu)

Madame Denner! —

Madame Denner.

Mein Mann will Sie sprechen.

Herrmann. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Madame Denner. Lorchen.

Mad. Denner.

Was ist dem Vater widerfahren? Seit dein Großvater todt ist, bitte ich ihn umsonst, endlich Ordnung in seine Geschäffte zu bringen; immer verschob er es, bald lachte er mich aus, bald ward er verdrießlich — heute auf einmal nimmt er alle Papiere vor — Herrmann soll ihm rechnen helfen, ich soll von allen Kaufleuten die Zettel einholen ..... Mein Gott, das bedeutet eine große Krankheit!

Lorchen.

War er denn schon gestern Abend so zornig?

Mad. Denner.

Nicht zornig. Du kennst ja des guten Vaters Schwäche. So viel ich verstand, hatte er sich mit Albert herumgestritten, und das machte mich gar nicht unruhig. Und heute früh hörte ich ihn noch nicht seinen Namen nennen.

Lorchen.

Ach, Mutter, sie haben sich gestern entzweit...

Mad. Denner.

Und da wird ihm die Galle in's Blut getreten seyn,

und er hat Ahnungen von seinem Tode. O ich arme unglückliche Frau! (sie weint)

Lorchen.

Und Albert ist Professor geworden, und wir könnten so glücklich seyn, und nun ist der Hitzkopf an unser aller Unglück schuld.

Siebenter Auftritt.

Herrmann. Mad. Denner. Lorchen.

Herrmann. (kömmt an die Thüre)

Madame Denner, Sie sollen Ihrem Mann die Chatullenschlüssel schicken.

Mad. Denner.

O Gott, er will sein Testament machen! (geht ab.)

Achter Auftritt.

Herrmann. Lorchen.

Herrmann.

Mademoiselle Lorchen, Ihr Vater bittet Sie, ihm Alberts Briefe anzuvertrauen.

Lorchen.

O Gott! er will sich mit ihm versöhnen — (läuft ab.)

Herrmann.

Hole der Teufel die Posse! müssen's die Leute auch so rührend nehmen! — (ab.)

Im zweiten Akt sollte Herrmann mit Albert auf dem alten Damm erscheinen, und mit der Voraussetzung, Denners Zorn zu begegnen, den Alten erwarten. Dieser kömmt mit Renaud. Der Alte humoristisch entschlossen, Renaud als alter Franzos mit zartem Gefühl fürs Point d'honneur, das Alberts Benehmen bald zur feinen Herzlichkeit macht.

Hier ist Spielraum für die Quid pro quo. Albert gesteht gegen Denner sein Unrecht, dieser hält sich für verbunden, Genugthuung anzubieten, der junge Mensch schlägt sie mit tiefer Rührung aus. Denner begreift die Sache nicht, und hält Albert für riesenmäßig edel. Renaud sagt etwas Gefühlvolles, das Beyde zum Durchbruch bringt. Albert nennt ihn an seinen Hals fliegend: Vater. — Da eilt Lorchen und die Mutter herbei, die den Vater zu Hause vermißt haben, und sich einbilden, die Abendluft werde die drohende Krankheit entwickeln, ihm also nachlaufen, und glücklich finden. — — Der Schluß ist klar. Herrmann, der halb ängstlich halb lustig der Sache zusah, sagt etwas, das den Zuschauer belehrt, er habe seinen Freunden eine Beichte abzulegen.

6.

Die Neujahrsnacht

aus dem Freimüthigen.

Die Neujahrsnacht.

Eine Scene von L. F. Huber.

Hausmeisterin Werner.

Guten Abend, liebe Schwägerin.

Referendarius Herrmann.

Willkommen Liebe. — Wie hast du so bald abkommen können?

Mad. Werner. Die Tafel ist servirt; ich habe nun nichts zu thun, bis abgetragen wird — Ich sah euch so lange nicht! Und diese Nacht hätte ich nicht verstreichen lassen mögen, ohne jemanden zu sehen, der meinem Herzen nahe ist —

Mad. Herrmann. (sie umarmend) Gute Seele! — ich begreife freilich nicht, wie man in der Neujahrsnacht fremdes Getümmel ertragen kann. Von mir will ich nicht reden. Wer so manchen Tag durch irgend ein trauriges Andenken zu feiern hat, der zieht

am letzten Tag im Jahre den Strich durch die Leidenrechnung. Aber auch glückliche Menschen sollten an dem Abend sich nach Stille sehnen, um sich dankbar zu erweisen, und die Fortdauer ihres Glückes dadurch zu verdienen. — — (Nach einer Pause.) Ich habe nun einen starken Transport auf die Rechnung vom künftigen Jahre zu setzen!

Mad. Werner. Ach, ich scheute mich, davon mit dir zu sprechen. — Es hat mir so weh gethan! — Und ich begreife es nicht; denn so viel ist doch gewiß, der gnädige Herr hält sehr große Stücke auf Saldern.

Mad. Herrm. Eben darum vielleicht. Aus Eigennutz mag er ihm lieber seine Hauskorrespondenz lassen, bei der ihm Salderns Sprachkenntnisse zu Statten kommen. Er muß ihm ja oft französische Briefe schreiben, auch italienische und englische, er muß ihm in diesen Sprachen vorlesen. Zum Amtmann ist ein bloser Jurist, der sonst nichts versteht, auch gut genug. Einen solchen setzt er denn nach Rupertsheim, und Saldern bleibt sein Leibeigner — und mein Julchen verblüht als Braut!

Mad. Wern. Wie nahm das gute Kind die Fehlschlagung?

Mad. Herrm. Ach, sie war klüger als wir ge-

wesen! Sie hatte schon früher keinen rechten Glauben. Wenn Saldern so zuversichtlich auf das nächste Frühjahr rechnete, so sagte sie wohl: lieber Freund, wir dürfen uns keinen Kummer bereiten; wenn nichts daraus würde, so wären wir sehr unglücklich. — Gestern früh zeigte sie ihm ein schönes Stück Leinwand, von ihr selbst gesponnen, das ihr vom Weber gebracht worden war. Das wäre doch ein artiger Jahresschluß, meinte sie. — Ja, sagte er scherzend, und im Frühjahr bleichen wir's auf unserm eignen Grasplatz. — Da sah sie ernsthaft aus, und sagte: es stört mich immer, wenn man so von einer gegenwärtigen Freude hinweg nach einer künftigen sieht — Er betheuerte, daß ihn der Frühling nicht freuen würde, wenn er sie nicht sein Weib nennen könnte. — Das liebe Kind wurde roth, und fragte ihn, ob die drei Frühlinge, seit er sie seine Braut nennte, freudenlos gewesen wären? — Ich weiß wohl, setzte sie hinzu, daß ich als dein Weib noch glücklicher seyn werde; aber eben darum will ich Gott das Glück nicht abtrotzen.

Mad. Wern. Du frommes Herz! — Der alte Kammerdiener sagt, der Herr Graf hatte Saldern dabei angesehen, als er den Regierungsrath Braun um einen Vorschlag zu dem Amte bat. Es ist ein

guter Platz, sagte er; ich kann den Amtmann nur ernennen, und nicht absetzen; er wird also von meinen Erben ganz unabhängig seyn. — Der Kammerdiener versicherte mir, ihm wäre der Präsentierteller fast aus der Hand gefallen; Saldern hatte unterdessen fortgeschrieben, ohne aufzusehen.

Mad. Herrm. O, wenn die Menschen in dem Stande wüßten, was Menschenglück ist! So fühlen sie nicht, was sie thun, indem sie es mit Füßen treten. — Hätte der Graf den armen Saldern gesehen, wie er zu uns kam, blaß, mit Augen voll Thränen, die es nicht wagten, fest auf einen Fleck zu blicken, um nicht überzuströmen! Julchen faßte seine Hände, und fragte erschrocken, was ihm fehlte? Er wollte ruhig sprechen; aber nach den ersten Worten vermochte er nicht mehr, sich zu fassen. Er warf ihr den Verlobungsring auf den Schoos; ich wäre ein Elender, rief er, wenn ich dir deinen schönen Frühling rauben wollte, da ich nicht weiß, wo ich dir in den Wintertagen Dach und Fach geben könnte — Hier! werde du eines Mannes, der ein Weib ernähren kann — ich bin ein Bettler! — — Das sagte er; aber er sagte es noch rührender, noch herzergreifender. Ich saß und zitterte in meinem Jammer. Sie umarmte ihn, sie

beruhigte ihn, durch ihre Liebkosungen, durch ihren Scherz sogar. Sie sprach von ihrem ein und zwanzigsten Geburtstage, der erst im nächsten Mai seyn wird — er solle ihr nichts sagen vom verblühten Frühling, ihr Frühling daure, so lange er sie liebe — Sie ist so liebenswürdig, wenn sie so scherzt! Aber blaß ist sie seitdem doch! Gewiß weint sie, wenn sie allein ist. —

Mad. Wern. Ach, ich glaub's wohl! die drei schönen Jahre nun vergeblich gewartet zu haben! — Vor einigen Monaten war ich von Rupertsheim zurückgekommen, wo ich den Herbst eingelegt hatte — da fragte mich der gnädige Herr, was der Alte mache? Er meinte den seligen Amtmann. Ich sagte: er wäre sehr schwach; wenn er sich aber schonte, so könnte er's doch noch lange treiben. — Nein, nein, sprach er, und klopfte Saldern auf die Schulter; geben Sie Acht, lieber Saldern! der thut sich zu gütlich im süßen Most, und wird sich, ehe wir's uns versehen, zu seinen Vätern getrunken haben. — Saldern antwortete etwas Artiges, von dem Glück, um seine Person zu seyn. Ich weiß es nicht mehr so genau, aber das erinnere ich mich noch, als wenn es heute vorgefallen wäre, daß der Graf lachte, und zu ihm sagte: das

ist sehr verbindlich, mein Freund, aber wohl nur halb wahr. — Nun, gebe der Himmel, daß Ihnen die Ehe so süß schmecke, als der Brautstand, und möge es nie dazu kommen, daß Sie einst seufzen: ach wäre der Alte in Rupertsheim noch am Leben! — — Du glaubst nicht, wie gnädig und artig er seyn kann, mit jedem nach seiner Art, und mit Saldern geht er um wie mit Seinesgleichen —

Mad. Herrm. Ja, ja, so fern ihm Saldern dadurch nützlicher wird — Ich weiß es wohl, man kann nicht verbindlicher, nicht höflicher seyn; ob er Anderer Freude zerstört, das gilt ihm gleich: zerstört er sie doch mit aller Höflichkeit! — — (zu Julchen, die mit einer kleinen Handlaterne hereintritt, und ihre Tante begrüßt) Sieh da, mein Julchen, was hast du vor?

Julchen. Denken Sie, Mutter, wie ich da allein sitze, kommt Schmidts Frau zu mir geschlichen — sie soll drüben im Schlosse beim Gastmahle mithelfen. Ihr kleines Bärbchen ist noch gar nicht recht wohl; dem armen Weibe thut es weh, sie allein zu lassen, und doch schmält der Mann, wenn sie versäumt, die paar Groschen zu verdienen. — Sie erlauben es ja wohl, daß ich mit meinem Strickzeug drüben bei Bärbchen sitze?

Mad. Herrm. Gutes Kind! Du hattest dich auf Einsamkeit gefreuet —

Julchen. Die habe ich ja dort auch — ich habe wohl mehr bei Bärbchen gesessen, wenn sie schlief, und mich so süß einsam gefühlt — Sie weinen, Mutter? Liebe Mutter, ich will gewiß nicht die Heldin spielen; aber unser heutiger Kummer ist doch in der That nur so ein Liebeskummer. Ich bin ja jung, und Saldern hat ein treues Gemüth. Glauben Sie mir, Mutter, wenn es in meinem fünf und zwanzigsten Jahre mit unsern Hoffnungen nicht anders aussieht, wie heute, und Saldern liebt mich, wie heute, so schlage ich ihm vor, mich dennoch zu seinem Weibe zu nehmen. Dann helfe ich ihm Brod verdienen; dann sind wir auch glücklich — anders, eingeschränkter, sorgenvoller vielleicht, und vielleicht doch glücklicher, als wenn der Graf Wort gehalten hätte. — Adieu Tante. Seyn Sie heiter mit meiner Mutter. — (Sie umarmt ihre Mutter, und will gehen; an der Thür kehrt sie zurück) Und wenn es Zwölf schlägt, ehe ich wieder da bin, so . . . so denken Sie, ich bete für Sie und Ihn neben Bärbchens Bettchen . . . und trete in das neue Jahr, wie Bärbchen! (Sie küßt ihre Mutter noch einmal mit ausbrechenden Thränen, und eilt hinweg.)

Mad. Wern. (nach einer langen Pause die Hand ihrer Schwägerin fassend) Liebe Marie!

Mad. Herrm. Ich bin ergeben — ja ich will es seyn! Das fromme Mädchen hat Recht, und sollte auch jugendlicher Leichtsinn mit dazu beitragen, ihr diese Fassung zu geben. — Ach, wenn man anfängt, sich alt zu fühlen, und älter von Kummer, als von Jahren, da fehlt der Muth für die Zukunft auf dieser Erde. Brod verdienen! — dazu erzog ich sie nicht, und ihr Vater nicht. Du weißt es, mein gutes Dorchen, ob ich deinen Bruder liebte — Ich will Dir jetzt sagen, warum mir in der Neujahrsnacht so traurig zu Muthe ist. Ich bat ihn oft, besonders in den ersten Jahren, wo seine Einnahme sich nach und nach immer verbesserte — bald scherzend, bald innig wehmüthig bat ich ihn, für sein Julchen etwas zu sparen. Er verschob es immer auf eine spätere Zeit. Wie das Kind so liebenswürdig wurde, und unser Haus so viel glänzender, als klug und recht war — o, du weißt nicht, wie schwer mich jeder schöne Hausrath, jede unnöthige Mahlzeit drückte! — da dachte ich eine Zeitlang, mit Mißbilligung und Ermahnungen etwas auszurichten. Bitter habe ich es bereut! Er gieng mir aus dem Wege, und hielt nun seine Gesellschaften ausser dem

Hause. Hier war die Gefahr noch größer: ich nahm mir fest vor, alles gehen zu lassen wie es wollte; nur Schulden verhütete ich, so gut ich von meiner Seite konnte. Plötzlich wurde er krank. Auf den ersten Blick hatte ich sein und mein Unglück vor Augen: Tod nach einem langen Krankenlager. Er war noch gut, noch liebevoll gegen uns, wie sonst, und an seinem treuen Herzen sollte nun die Sorge nagen, uns arm zurückzulassen nach seinem Tode! Oft, wenn meine Bemühungen, ihn zur Sparsamkeit zurückzuführen, fruchtlos gewesen waren, hatte ich — flüchtig zwar, denn ich wagte es nicht, den Gedanken auszudenken — aber ich hatte zu Gott gebetet, er möchte ihn, wenn er uns entrissen werden sollte, nur schnell zu sich nehmen — — (Von Schluchzen unterbrochen hält sie einen Augenblick inne; dann fährt sie fort:) Zwei Monate lag er jetzt; er hatte sich immer muthig gestellt, er hatte nie geklagt, nie Sorgen geäußert über seine Angelegenheiten. Aber wenn ich zu ihm trat, so bemerkte ich wohl, daß sein Mund zuckte, um ein Lächeln zu erzwingen; und Julchen — sie war damals vierzehn Jahr alt — erzählte mir mehr als einmal voll Angst: wenn ich nicht da sey: strenge der Vater sich an, um zu rechnen; er schreibe und bekomme Briefe. Ich

wußte, daß er mir ein Witwengehalt verschaffen wollte, und daß ihm nach und nach von allen Seiten die Hoffnung dazu benommen wurde. — O, es ist kein blos bildlicher Ausdruck, wenn man von gebrochnen Herzen spricht! Kummer, den man verbirgt, bricht das Herz wirklich und in der That: ich fühlte damals den äussern Schmerz, wenn ich die Hand auf das meinige legte. — — Es kam die Neujahrsnacht. Ich saß im Nebenzimmer. Die feierliche Stunde hatte mir Thränen gegeben, die ich bei seinem Bette nicht weinen durfte. Er war so still, daß ich glaubte, er schliefe. Da schlug es drei Viertel auf Zwölf. Er klingelte heftig; ich stürzte erschrocken an sein Bett — Er hatte sich aufgerichtet, er streckte mir seine abgezehrten Arme entgegen. — Nein, rief er; nicht als Betrüger will ich das neue Jahr — und die Ewigkeit antreten! Mein Weib, ich bin ein Bettler — Ihr werdet darben, Julchen wird um Brod arbeiten müssen — — Ich umarmte ihn, ich vergoß Thränen an seinem Halse, die mich erleichterten, als wäre ich plötzlich reich geworden. Könnte ich ihn jetzt doch trösten, könnte ich doch wieder wahr mit ihm reden! Ehe die Stunde voll schlug, war sein Gefühl besänftigt; er vertraute auf Gott. — So starb er . . . .

(Es schlägt Zwölf; beide Frauen falten schweigend die Hände, während mehrere Glocken schlagen. Eine lange Pause.)

Mad. Wern. Ich danke dir, Schwägerin, daß du mir das erzähltest. Ich habe keine so gute Erziehung gehabt, als du, und meines Mannes Stand erhielt mich in meiner Beschränktheit. Aber ich fühle doch, daß daß ich dir werth seyn muß, weil du von diesen Dingen mit mir sprichst. O, ich weiß, wie treu du gestrebt hast, meinen Bruder glücklich zu machen; ich weiß, daß, wenn er dich gehört hätte —

Mad. Herrm. Es war gut, wie es war. So wurde mein Julchen, was sie in den vorigen Verbindungen vielleicht nicht geworden wäre. So kamen wir hierher, in dieses Städtchen, wo sie unsern guten Saldern kennen lernte . . . .

Julchen. (stürzt an Salderns Arm in das Zimmer, und an ihrer Mutter Hals, während Saldern, ohne sprechen zu können, dieser ein gefaltetes Papier hinhält.) — Mutter, Mutter! Hatte ich nicht Recht? That ich nicht wohl, zu vertrauen?

(Mad. Herrmann, die das Papier durchlaufen hat, reicht es vor Freude zitternd, ihrer Schwägerin.)

Mad. Wern. (lesend) — Amtmann in Rupertsheim. — Fünfhundert Thaler zur Einrichtung. — O, Schwester! Was Gott thut . . . .

Mad. Herrm. .... das ist wohl gethan. O ich schäme mich, Julchen — ich schäme mich, das nun zu sagen, da Ihr glücklich seyd. — Aber, wie war das? Wo fandet Ihr euch?

Julchen. Da saß ich neben meinem Bärbchen, das ruhig schlief. — Ach Heinrich, indem ich nach Heiterkeit rang, blickte ich auf das lächelnde Gesichtchen, und dachte: wenn ihr nicht werdet, wie dieser eines — und wahrlich, wie es Zwölfe schlug, war nichts als heitere Ruhe in meinem Herzen. — Nach einer kleinen Weile höre ich auf dem Gange, wo Schmidt sein Stübchen hat, eilige Schritte, höre Salderns Stimme. Er spricht mit einem Bedienten, der ihm leuchten will — Ich fliege hinaus, ihm nach — und — erfahre — o Mutter, daß Sie nun glücklich sind — daß deinem Herzen — (sie faßt Salderns Hand) deinem weichen Herzen das Gift fehlgeschlagner Hoffnung nicht mehr droht!

Saldern. Sag es frei heraus, meine holde Braut, daß meine Kraft nicht auf die Probe gestellt wird! Ich möchte, fürchtest du, dem Schicksal nicht gewachsen gewesen seyn. Aber wirklich, ich hätte es bestanden. Wie ich von dir gieng heute Morgens — oder nunmehr gestern Morgens — war ich meiner ganz

wieder mächtig geworden. Ich war so gefaßt, daß ich, als mir die Bestellung unter meiner Serviette in die Hand fiel, zum Grafen trat, um ihm zu danken, daß — höre, was mich sehr beschämt — daß der Graf, nachdem er mich gütig angehört hatte, aufstand, und mich an's Fenster zog, wo er schnell zu mir sagte: Saldern, auf ihrem Gesicht lese ich, daß ich bei meinem Scherz von diesem Morgen das Herz des Bräutigams zu wenig in Anschlag gebracht hatte — ich wünsche, Ihnen jetzt mehr Freude, als heute Morgen Schmerz gemacht zu haben. —

Mad. Herrm. (mit lächelndem Ernst den Kopf schüttelnd) Ach, ich gönne es ihm doch, wenn er in dem Augenblick fühlte, daß man die Weisheit eines Gottes haben müßte, um so mit göttlicher Willkühr handeln zu dürfen!

Julchen. Nein, liebe Mutter — das mag es doch wohl bei ihm nicht gewesen seyn. Ich denke, so einem guten Mann, der zugleich ein vornehmer, ein reicher, ein mächtiger Mann ist, kann es peinlich seyn, daß Menschen, die er lieben, und von denen er geliebt seyn möchte, an seinen Stand, an sein Vermögen, an seinen Einfluß Anspruch zu machen haben, und darum fängt er es vielleicht etwas linkisch an,

wenn er ihnen so recht aus gutem Herzen Gutes thun will —

Saldern. (Julchen umfassend) Nun — um dieser lieben Entschuldigung willen verzeihe ich es ihm, daß er mir zwölf Stunden Seligkeit nahm —

Julchen. (sich losmachend, ernsthaft) Saldern auch für diese zwölf Stunden sind Sie ihm Dank schuldig — sie lehrten mich, daß meine Liebe über Glück und Schicksal zu siegen vermag. — (indem sie von allen zärtlich umgeben wird, tritt sie schnell aus dem Kreis) — Und Bärbchen? sollte die verlassen erwachen, da wir so glücklich sind? Adieu, adieu! — Heinrich, in diesem Jahre gehst du bei Bärbchen und mir in die Schule!

7.

Das einsame Todbett

noch ungedruckt.

Vorerinnerung.

Einer von Hubers Freunden, dessen zarter Sinn in Hubers Erzählungen den eigenen Charakter erkannte, den ihnen Wahrnehmungen in Menschen und Erfahrungen im Leben ertheilen, welche nur an einander gereiht, und mit Schönheitsinn dargestellt sind, forderte den Herausgeber auf, jeder Erzählung eine Erläuterung beizufügen, welche ihre Entstehung beurkundete. Befriedigten wir diesen Wunsch, der dem Schriftsteller wohl der lohnendste Beifall ist, da er beweist, wie gut er es verstand, Ueberzeugung — oder Täuschung zu erregen — befriedigten wir ihn, so würde jede Erzählung ein Fragment aus Hubers innerer Herzensgeschichte herbei ziehen. Nur wenige seiner Erzählungen sind die Kinder des Zufalls. Diese Art der Erklärung kann aber nicht Statt finden, sie führte zu weit. Wo aber der Gesichtspunkt, aus welchem diese einfachen Darstellungen angesehen werden können, durch leichte Hindeutungen gewinnen kann, erfüllen wir mit

dankbarer Bereitwilligkeit des gefühlvollen Freundes Wink.

Den ersten Gedanken zu der Reise nach Neuholland gab Forsters Absicht auf diesem Weg nach Asien zu gehen. Sein Plan war allumfassend, er hätte eine Art Indigenat unter orientalischen Völkern durch jedes Opfer erkauft, und bereitete sich durch das Erlernen des Arabischen und Persischen dazu vor. Seine letzte Lektüre schlug dahin ein. Die Bücher, die auf seinem Sterbebett lagen, waren orientalische Sprachlehren.

Der Gedanke, den unglücklichen, geehrten Mann die fernen unermeßlichen Einöden durchirren zu sehen, war der Gegenstand manches Gesprächs zwischen Huber und seiner Freundin. Sie dachten sich Forstern in jeder Lage, träumten was ihn trösten würde, wer ihn lieben könnte — sahen die hohen Palmen, die ihm Schatten, den klaren Quell, der ihm Labung würde geben, dankten ihm für die Labung ihres Geliebten. Diese Bilder schufen Rudolphs Reise nach Neuholland. Jeder Zug des sanften, ergebenen, und nie überwindenden Dulders war aus Forsters Seele genommen. Wie sich die Freunde im November des Jahres 1793 an der französischen Gränze sahen, war die erste Hälfte der kleinen Erzählung geendigt. Huber las sie

seinem Freunde vor, ohne über ihren Ursprung zu sprechen. Die drei Menschen umschlangen sich, und zerflossen in unaussprechliche Wehmuth über den selbstgeschaffenen Schmerz. Forster erreichte den Haven des Friedens, noch ehe er sich den Stürmen des Oceans wieder anvertraute.

Im Jahre, wo Huber starb, bei einem frölichgeschäftigen Einräumen von alten Papieren, fand er einen Brief von einem Mann, der Forstern nie recht verstanden hatte, der ein Jahr vielleicht vor seinem Tod geschrieben, den sonderbaren Gedanken äußerte: Forster sey wohl nicht würklich gestorben, er sey nur aus Europa verschwunden, und lebe irgendwo in einem fernen Welttheil. Damals verletzte dieser abentheuerliche Einfall die Menschen, welche jeden herzzerreissenden Beweis von Forsters Tode mit gerichtlicher Genauigkeit hatten einsammeln müssen. Die Zeit hatte diesen Eindruck verwischt. Nach zehn Jahren, in einer Lage, in welcher alle Umgebungen zeugten, daß Forsters Geliebte als Menschen und Bürger unter seinem Segen gelebt hatten, las Huber mit seiner Gattin den Brief mit der abentheuerlichen Vermuthung jetzt wieder, und er führte die längst verfloßne Vergangenheit vor ihr Gemüth zurück. Sie

staunten über das, was damals war, und das, was sie nun waren. Aber wenn es anders geworden wär? — Rudolphs Briefe auf seiner Reise nach Neuholland fielen ihnen ein, sie brachten jene Fiktion mit dem sonderbaren Einfall: Forster lebe noch, und reise in Indien, zusammen — die stille Abendstunde, in welcher das trauliche Gespräch gehalten ward, spannte ihre Einbildungskraft, und mit einer Wehmuth, die ein gleichgültiger Dritter mit Recht belächelt hätte, mahlten sie sich die möglichen Wege vor, welche das Schicksal sie hätte führen — nein, welche Schwäche und Leidenschaft sie hätte wählen lassen können. So entstand die folgende Skizze. — —

Das einsame Todbett.

Als Nachtrag und Erklärung der Reise nach Neuholland in dem 1. Theil der gesammelten Erzählungen.

Heinrich Held war seit ein paar Jahren ausübender Arzt in Berg, seiner Vaterstadt. Sein Vater, der dreisig Jahr Stadtphysikus gewesen war, hinterließ ihm das Vertrauen seiner Mitbürger als ein Erbtheil, seine Kenntnisse und seine liebenswürdige Gestalt thaten das Uebrige, um ihm seine Laufbahn zu erleichtern. Er begann sie mit Liebe für seine Wissenschaft, mit Wärme für das Wohl der Menschheit, und sein Charakter war so menschlich schön, daß ihn die Beschränktheit der Menschen, und das Räthselhafte der Wissenschaft nicht niederschlug. Er lebte und arbeitete mit stets erneuertem Muth, weil er den Werth seines Lebens nach seinem Willen, aber nicht

nach seinem Gelingen abzumessen strebte. Seit einem Jahre hatte er die Bekanntschaft einer kleinen Familie gemacht, die, aus der Fremde hergezogen, sehr einsam lebte. Eine Mutter im Herbste der Jahre, eine blühende Tochter an der Seite — beide wußten ihre Einfachheit mit so viel Zierlichkeit zu schmücken, daß man einen Glanz bei ihnen vermißte, aber unwillkührlich den Gedanken faßte, daß sie ihn einst hätten besitzen müssen. Heinrich machte der Tochter Bekanntschaft bei dem Krankenbett einer alten frommen Pfarrerswittwe, die in demselben Hause, das Cäcilie und ihre Mutter bewohnte, ein Hinterstübchen inne hatte. Er ward durch des jungen Mädchens besonnene Pflege der Alten gerührt, er ward von der Art, wie sie der Leidenden erkranktes Gemüth aufrichtete, betroffen. Es war — wenn von einem Weibe die Rede ist, kann man es wohl so nennen — philosophische Exaltation in fromme Volkssprache gekleidet. Die schwache Kranke hörte den Ton vertrauenden Gebetes, hörte die Worte, die von Jugend auf ihren Knien sich zu beugen geboten hatten, schob der kühnen Beterinn ihren zitternden Glauben unter, und starb im Frieden.

Heinrich besuchte die Mutter, um die Tochter zu sehen, und kehrte dann wieder zu der Mutter zurück,

um in ihrem Charakter die Bildung kennen zu lernen, welche ihre Tochter empfieng. Nach einer kurzen Bekanntschaft flößte es ihm keine Neugier mehr ein, daß sie unbekannt waren, daß sie ihrer Verhältnisse nie erwähnten, daß ihr Name nicht einmal ihnen selbst sehr geläufig schien. Inniges Mitleid über die Spuren tiefes Schmerzes im Gesichte der Mutter, über die oft verweinten Augen der Tochter, trat an die Stelle der Neugier, und Liebe gab ihm bald die Ueberzeugung, daß alles nur gut und brav seyn könnte, was ihre Handlungen bestimmte.

Heinrich und Cäcilie sahen sich und liebten sich, sie glaubten, daß ihre Liebe das höchste Glück des Lebens sey, und verlangten dennoch nach einem noch höheren — wofür sie ihre eheliche Verbindung ansahen. Sonderbare Menschen! setzt der höchste Punkt denn nicht an und für sich auf beiden Seiten niedrigere voraus? und blieb je etwas Menschliches unverändert? Mußt du, blinder Liebender, denn nicht vom höchsten Punkt herabsteigen, sobald du ihn errungen hast? — Heinrich wußte das Alles, er wollte aber den Weg jenseits des höchsten Punktes nicht Niedergang, nur Metamorphose nennen, und bat sein Mädchen, ihrer Mutter Segen zum Bund ihrer Herzen erflehen zu

dürfen. Bei dieser Bitte füllte sich Cäciliens Auge mit Thränen, sie zögerte, rief dann: O sie wird dir glauben, wird es wagen, mich glücklich zu sehen! — Nun fiel es Heinrich seit langer Zeit zum erstenmal wieder ein: daß er gar nichts von seiner Geliebten wisse, als daß sie seine Anbetung besäße, und daß ihre Mutter die Achtung der ganzen Welt verdiene. Aber was er weiter wahrgenommen hatte, deutete auf eine Vergangenheit, die vielleicht Schuld und Unglück vereinigte. Es fiel ihm ein, wie die Mutter bei so vielen Veranlassungen plötzlich mit einem sichtbaren Schauder das Gespräch abgebrochen hatte, wie ein Geisterseher den Blick abwendet, wenn er an dem Ort der Bannung vorbei geht. Er erinnerte sich, wie sich Cäcilie oft mit thränenvollem Auge bei den Geschichten der Zeit aufhielt, deren Inhalt weder ihrem Geschlecht noch ihrem Alter angemessen seyn konnte; wie Nachrichten von fernen Welttheilen sie anzogen, als erwarte sie von dorther ihr Glück, oder das Grab ihrer Freude sey dort. Lange schwieg er nachsinnend bei Cäciliens Aufruf: sie wird es wagen, mich glücklich zu sehen! dann sprach er mit Zuversicht: Sie wird mir glauben, Cäcilie. Sie kann nicht an meiner Liebe zweifeln, sie, die die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt. Cäcilie unterbrach ihn.

Mit der Verschwendung des Zutrauens, welches das Geständniß der ersten Liebe in des Weibes Seele erweckt, erzählte sie jetzt ihrem Freund, so weit sie es verstanden hatte, ihrer Eltern Schicksal *).

Beide waren edle, ausgezeichnete Menschen, aber ihre Tugenden und ihre Unvollkommenheiten paßten sich nicht zusammen. Die Mutter schwärmte, aber mit einer Kraft der Seele, die sie über die Schwäche ihres Geschlechtes empor hob. Ihr Gatte schwärmte auch, aber mit sinnlicher Weichheit, die ihm die Unabhängigkeit nahm, welche sein Geschlecht vom Weibe und vom Schicksal behaupten soll. Ohne berechtigende Ueberlegenheit machte er Ansprüche an Liebe gegen ein Weib, die er anbetete, die ihm aber nur mit Achtung und mit der festen Anhänglichkeit zugethan war, welche das Weib für den Gegenstand seiner Sorge zu den heldenmäßigsten Opfern fähig macht. Die Ehe fieng mit Heroismus an, gieng in Irrthümer, und bald in das unaussprechliche Elend über, das gute Menschen empfinden, wenn sie ihr Daseyn verstümmelt sehen.

---

*) Aus dem ersten Bande von Hubers Erzählungen ist Rudolph durch seine Briefe auf einer Reise nach Neuholland, welche an Cäciliens Mutter und ihren Freund gerichtet waren, schon bekannt.

Reinette bedurfte um so mehr des Trostes zu lieben, je mehr es sie quälte, Rudolph nicht lieben zu können, sie bedurfte einen Vertrauten für den Schmerz, ihren Gatten nicht beglücken zu können. Sie fühlte, daß unmächtiges Streben nach dem Unmöglichen den Menschen erniedrigt, und durch ihre Schuld sah sie Rudolph dieser Gefahr zum Raube. Ein Freund aus Reinettens frühern Jahren ward nach langer Trennung mit ihr vereint. Einfach, wahr, muthig, durchblickte er bald den Kampf dieser beiden Wesen, die von allen Verhältnissen, in denen sie beglückend vereint hätten seyn können, vom Schicksal in das einzige geschmiedet waren, wo ihr besseres Selbst untergieng. Ehe Reinette ihn zum Vertrauten machte, zeigte er sich ihr als unterrichtet von jedem Geheimniß ihres Unglücks. Seine erste Bemühung war es, beide Gatten als Freunde zu verbinden, indem er Rudolph vermogte, seine Ansprüche als Gatte und Liebhaber zurück zu nehmen. Vielleicht wär Berthold an Rudolphs Stelle fähig gewesen, seine Empfindungen so zu trennen, und getrennt sie zu beherrschen. Rudolph fand in der Innigkeit, welche dem Freunde von Reinetten wäre zugestanden worden, nicht Ersatz für die Fehlschlagung, die ihn als Gatte und Liebhaber immer un-

glücklich gemacht hatten. Mit unseliger Blindheit verkannte er seinen Freund und sein Weib, und drang ihnen durch Argwohn und Tyrannei die Nothwendigkeit auf, täglich inniger sich zu vereinen, im Vertrauen und gemeinschaftlichem Bemühen ihr Unglück zu mildern. Wie durch einen Zauberspruch zusammen gekettet, mußten diese drei Menschen einer den andern zerstören, und ihre einzige Linderung bestand noch in den Thränen, die sie vereint weinten, einer über des Andern Schmerz. Doch der elendeste war Rudolph, denn er fühlte in sich, daß in ihm die Unmöglichkeit lag, den Zauber zu lösen. Reinette und Berthold waren sich zu opfern bereit, und dieses Bewußtseyn hätte sie erhalten, wenn Rudolph ihre Trennung gewollt hätte.

In diesem Zeitpunkt brach die Revolution aus. Rudolph umfaßte sie mit dem Drange eines Menschen, dem Frost ein Glied tödtete, und der es mit Salpeter reibt, nach Schmerz sich sehnend, weil ihm dieser wird die Empfindung des Lebens wiedergeben in seinen erstorbenen Fuß. Warnend rief ihm sein Freund, weinend streckte Reinette die Arme nach ihm aus, — er stürzte sich in den Strom, der ihn dahin riß.

Ein schreckliches Jahr verfloß. Abgespannt von

zerstörter Täuschung sah Rudolph die Ideale verbleichen, die seinen Irrthum veredelt hatten. Er hatte Freund, Weib, Vaterland verloren, und stand einsam auf den Trümmern einer blutigen Welt. Von Allem, Allen, was er war, was er besaß, blieb ihm nichts als sein zerrißnes Herz. Die Vergangenheit war abgeschnitten für ihn, als sei das Thor des Todes niedergefallen zwischen ihm und allen Banden, die ihn an das Leben knüpften. Er übergab, in einem Briefe, sein Weib und sein einziges Kind Bertholds Händen, und eilte über den Ocean hin, um an dem Ganges, um in dem Lande, das einst die Wiege der Menschheit war, Ruhe zu finden, oder ein Grab.

Betäubt und schaudernd blieb Reinette zurück. Sie liebte den Mann, dessen Schutz Rudolphs letzter Befehl sie übergeben hatte, aber nicht ihr Glück hatte sie gewollt, nicht nach ihrem getrennten Wohl hatte sie und Berthold gestrebt. So lange Rudolph ein blutendes Herz mit sich herum trug auf dem stürmenden Meer, an unbekannten Küsten, in den Ländern, wo kein theilnehmendes Geschöpf seine Wunden kannte, so lange war für sie auch in Bertholds Armen kein Friede. Entschlossen legte sie die Papiere bei Seite, in denen Rudolph seinen Freund aufgefordert hatte,

seine unglückliche Ehe gesetzlich zu trennen. „Sein Frieden war mein Wunsch, nicht mein Glück. Wär ich glücklich, so fühlte ich ja sein Unglück als eine Schuld. Wenn er uns einst schreibt: ich habe Ruhe gefunden — dann, Berthold, dann gebe ich dir diese Papiere zurück.“ Berthold hatte Muth und Kraft, das Schicksal zu tragen, aber gegen das verletzte Gefühl seiner Freundinn hätte er keine gehabt; obschon er ihre Ansicht von ihren Pflichten gegen Rudolph nicht theilte, ehrte er sie, und begnügte sich, ihr zärtlicher Freund, und ihrer Tochter Cäcilie treuer Verpfleger zu seyn.

Die Zeit schlich unter Schmerz und Sehnsucht dahin. Das ehrwürdige Unglück, die heilige Schuld dieses nie beglückten Paares, blieb der Welt ein Räthsel. Cäciliens sprossende Tugenden waren Bertholds Freude, sie gaben Reinetten das Bewußtseyn erreichter Bestimmung, welches sie in dem verworrenen Verhängniß ihrer Ehe verloren hatte. Sie ahnete zuweilen eine Zukunft, in der Rudolphs Freude an seinem Kinde ihr das Recht wieder schenken würde, selbst glücklich zu seyn. Aber wenn trat diese Zukunft ein? Jeder neue Brief des heimlosen Flüchtlings weckte neue Wehmuth in der Freunde Busen. Hoffnungslos, lä-

chelnd im Gefühl unwiederbringlich zerstörten Glückes schien ihnen jede der matten Zeilen das letzte Flimmern einer ersterbenden Flamme, deren Schein nicht mehr Licht, nicht mehr Wärme giebt, nur wie Blitze grauenvoll die Gegenstände, wie fliehende Erscheinungen, bald erhellt, bald mit Nacht deckt. Sein letzter Brief meldete seinen Freunden seine Abreise von Neuholland nach China, und mit der wehmüthigsten Freude fand Reinette in ihm Spuren erneuter Theilnahme an den Menschen um sich her. „Sieh er wird heilen, rief der kindliche Berthold aus, der Anblick der jungen Welt in den Paradiesen der Südsee wird seine Phantasie wieder beleben, die einfachen Menschen am Ganges werden ihn wieder an die Menschheit knüpfen, unter den Trümmern der asiatischen Vorwelt wird seine Seele Kraft gewinnen." Reinette schüttelte weinend den Kopf: „Und was trieb ihn so weit in fremde Zonen zu suchen was er einst so nahe zu finden gehofft." — „Wahrhaftig nicht du. Sein Geist, der nur so konnte reifen, seine Bestimmung, die auf diesem Weg ihn fortriß." Fest und heiter sagte das Berthold, und auf eine kurze Zeit flößte er auch Zuversicht in Reinettens Gemüth.

Das war aber auch der letzte Brief. Jahre ver-

giengen, Reinettens Jugend verblühte, und Bertholds Glück bestand darinn, von ihrem weichen Herzen Muthlosigkeit abgewendet zu haben. Alles ihr Forschen nach Rudolphs Schicksal war vergeblich, täglich ward ihnen das Andenken des Verlornen heiliger, und sie verlernten den Wunsch einer innigern Vereinigung unter sich, und vor den Menschen — sie hätte Rudolph aus der Reihe der Lebendigen ausgestrichen, erkannt.

So hatten diese Menschen manches Jahr seit Rudolphs Entfernung gelebt, Cäcilie trat jetzt in das Alter der Jungfrau über, als der Tod ihr auch den zweiten Vater entriß. Ihm ward der süsseste Uebergang zu dem Reiche des Lichts — ein Blitzstrahl nahm seine Seele auf, und vereinte sie mit dem Meere der Klarheit. Der rollende Donner verhallte, der Todte lag lächelnd, und streckte noch liebend die Arme nach seiner Freundin aus. Nun hatte Reinette alles verloren, aber auf dem Flammenaltar, auf dem Bertholds Leben aufloderte, erlosch auch der Kampf ihres Herzens. Ihr unaussprechlicher Schmerz war nun rein, ohne Zweifel — ihre Liebe war es nie gewesen, und der Freude auf ewig fremd fand sie Ruhe in seinem Grabe. Ihr scheues Gewissen hatte jeden Schimmer von Glück als Sünde empfunden. Sie begann mit

Entschlossenheit ein neues Leben, das sie ganz auf das Wohl ihrer Tochter beschränkte, sie opferte diesem jetzt selbst ihre Trauer auf, und wie einige Rücksichten, die ihr Vermögen angiengen, es forderten, trennte sie sich auch von Bertholds Grabhügel, und zog nach Berg, wo Heinrich sie kennen lernte.

Cäcilie war froher an dem neuen Wohnort, wo nicht alles sie an der Mutter Gram, an den Verlust ihres väterlichen Freundes erinnerte. Reinette war nicht froher, aber sie hatte jede Spur ihrer Vergangenheit von sich entfernt, und äussere Gegenstände riefen in Berg nicht so oft die Ausbrüche ihres tiefen Schmerzes herbei. Sie hatte Cäcilien die Geschichte ihrer Ehe nie anvertraut, aber sie hatte ihr eben so wenig je etwas Unwahres darüber gesagt. Cäcilie kannte nur ihrer Mutter blutendes Herz, und Bertholds unendliche Liebe, und hell hatte ihre Seele den Gedanken gefaßt: daß so ehrwürdiger Menschen Irrthümer heiliger seyn müßten, wie manche geprieсne Tugend der Meisten ihres Geschlechts. Ein Punkt hatte sich zwischen Mutter und Tochter nach und nach als Gewißheit aufgestellt, wenn ihn schon kein Beweis verbürgte. Dieser war Rudolphs Tod. Nach zehn Jahren seines Stillschweigens sahen sie jeden Augenblick, in dem sie sein Andenken

be-

beschäfftigte, als seine Todtenfeier an. Unzählige Male wenn Reinette still im Abendschimmer die Fluren durchirrte, hob sich ihr Auge zu dem unbegränzten Himmel, und fragte: Wo? wo in diesen tausendmal tausend Welten fandest du Ruhe? wo auf dieser weiten, fremden Erde modert dein Staub? Unzählige Male zog es Cäcilie auf die stillen Gefilde der Todtenäcker, dort konnte sie an einem unbekannten Grabstein in Schmerz zerfließen, wenn sie an den unbekannten Boden dachte, wo auf des Vaters Hügel keine liebende Thräne je floß.

Nicht so viele Umstände erfuhr Heinrich aus seiner Geliebten Munde, aber genug um zu verstehen, daß die Mutter alles Glaubens an Glück in der Ehe, an Glück durch Liebe, beraubt, ermattet durch ein Leben voll Gram, zu dem Wunsch gelangt war: Cäcilie möchte einst, wenn sie nicht von den Banden der Ehe frei bleiben könnte, aus bloßer Vernunft eine Wahl treffen, bei der sie nicht in Gefahr wäre, ihr Glück von einer Täuschung des Herzens zu hoffen. So oft hatte sie diesen Wunsch gegen ihre Tochter geäußert, hatte auf diese Ansicht jeden Blick in die Zukunft, jeden Pflichtbegrif des Weibes gebaut, daß Cäcilie selbst ihre Liebe für eine Thorheit, und diese Liebe als Band

zwischen sich und Heinrich, für den Felsen ansah, an dem das Glück ihrer Ehe müßte scheitern. Heinrichs Herz war zu warm, sein Kopf zu hell, um über die einseitige Ansicht eines kranken Gemüthes zu erschrecken. Er legte Reinetten seine Wünsche mit der Zuversicht ab, die das Bewußtseyn der Kraft giebt, das Schicksal zu beherrschen, oder zu ertragen. In Reinettens Herzen war die kalte Ueberspannung, welche den Grundsatz in ihr hervorbrachte, die Liebe bei dem Glück des Lebens auszuschließen, nur ein Nothbehelf für ihr, den Todten geweihtes, Herz gewesen. Sie schauderte bei dem Gedanken: Cäciliens Loos könne dem ihren einst gleichen. Von der Täuschung der Liebe begleitet begann sie jetzt die neue Bahn — sollte sie einst an ihrem Ziele enden mit Verzweiflung an allem Glücke, so wie sie? Heinrich einfaches Gefühl rief sie aber bald zur Natur des Menschen und des Weibes zurück, zu Glauben und Hoffnung. Der Segen, den sie über ihre Kinder sprach, war Dankgebet gegen Gott, und Sühnopfer der abgeschiedenen Geister. Furchtsam gab sich die Arme dem ihr so neuen Wagestück hin: eine Zukunft zu träumen. Seit Heinrich liebend sie Mutter nannte, schien ihr das öde Leben nicht mit dem Kreislauf jedes Tages geschlossen — morgen ward ihr wieder ein

Wort, an das sie Ahnung von Glück band. Wie der arme Pflüger erst dann wieder hoffend den Niedergang der Sonne, ahnend das Morgenroth sieht, wenn er die vom Hagel zerschlagene Felder aufs neue gepflügt hat, wie er erst dann wieder Glauben an eine Ernte gewinnt, wenn der Keim zart aus der neuen Furche empor sproßt — so blickte jetzt Reinette auf ihre künftigen Tage. In manchem Bruchstück erzählte sie nun ihrem Sohn ihre traurige Geschichte. „O erspare deiner Geliebten, rief sie aus, erspare ihr Weisheit zu kaufen durch ein gebrochenes Herz. Dein fester Mannessinn begreift mein Unglück, und meinen Irrthum — laß ihr ihren Kinderglauben an meine Tugend, keine meiner Thaten hat ihn je wanken machen können in ihr. Dort, einst dort! — dann sieht sie uns Arm in Arm — Rudolph, den keine Fessel mehr beugt, Berthold, den ich um sein ganzes Lebensglück betrog — dann wird ihr Glauben gerechtfertigt werden im Anschaun des Ganzen, das ihr Kindersinn jetzt nicht faßt."

An einem solchen Abend vertrauten Gesprächs, wo Cäcilie erst spät von einem Besuch zurückkam, zeigte Reinette ihrem Sohn den Brief, den Rudolph vor seiner Einschiffung nach Neuholland schrieb, durch welchen

er sie von den Fesseln, denen er freiwillig entsagte, los zu machen vermeinte. Heinrich ward von dem Ton seines Inhalts tief erschüttert. Es war die Sprache eines Mannes, der alle Bande zerriß, die ihn an Pflichten, Menschen, an das Leben selbst, knüpften, der seine Rechte verkennt, und die Ansprüche der Gesellschaft, und in dem dennoch das Ideal der Tugend als Keim eines neuen Lebens über dem Chaos seines Innern schwebt. Heinrich faltete den Brief, und hielt ihn schweigend in der Hand. Zufällig fiel sein Blick auf das Siegel des Umschlags, es war Nemesis, wie die Alten sie abbilden, wie sie das Busengewand abziebt, und das Haupt auf die Brust neigt. Diese ahnungsvolle Gestalt schien als Wächterin neben Rudolphs Schicksal zu stehen. Eine dringende Bothschaft unterbrach sein Nachsinnen. Ein Fremder, der vor drei Tagen krank in einem der vornehmsten Gasthöfe der Stadt angelangt war, forderte seine schleunige Hülfe.

Heinrich folgte dem Rufe. Er fand in dem dunkeln Zimmer, das eine Schirmlampe erleuchtete, einen Mann, der von einem heftigen Brustkrampfe gequält, dennoch mit sichtbarer Fassung sein Leiden ertrug. Der Anfall ward, auf Heinrichs angewendete Mittel, schwächer. Der Arzt setzte sich neben das

Bett des Kranken, um ihn genauer zu beobachten, und schmerzhafte Theilnahme ergriff ihn, wie er wahrnahm, daß er dem einsamen Fremdling Todesbote seyn müsse. Todes-Krampf flatterte in seinen Adern, Mattigkeit des Todes deckte sein bleiches Gesicht. Heinrichs Stimme war der Ausdruck seines Herzens, sie drang harmonisch in des Fremdlings Ohr, aber noch ehe er seine Verordnungen, welche den Tod um seinen Stachel betrügen sollten, beendigt hatte, ergriff der Kranke seine Hand, und sagte mit fremder Aussprache, „das braucht es nicht, ich weiß, was mir droht.“ Dann schien er mit Macht ein schmerzliches Gefühl zu bekämpfen, hielt zitternd die Hand des gerührten Arztes: der Tod heilt mich nun bald — heilt mich von einem Leben der Täuschung. Noch drei Tage — noch drei Tage hätte ich gern gelebt! — einen Arzt brauche ich nicht, ich brauche einen Freund — jeder gute Mensch kann eines Sterbenden Freund seyn — geben Sie mir jene Papiere, ich muß noch schreiben.

Heinrich sah voraus: diese Anstrengung könne eine schnelle Entscheidung herbei ziehen, aber unter diesen Umständen mußte der Kranke Nachweisung lassen. Von ihm unterstützt setzte er noch einige Zeilen unter einen beschriebenen Bogen, ohne zu sprechen winkte er

Heinrich den Brief zu falten, dann schrieb er mit sichtbar schwindelnden Sinnen die Aufschrift. Heinrich hielt in seinen Armen das ermattete Haupt, seine Stellung brachte ihn gezwungen der Hand des Schreibenden so nahe, daß sein Auge die Schriftzüge erkennen mußte. Kaum unterdrückte er einen Ausruf der Ahnung, des Entsetzens. Jetzt legte er den Kranken nieder, und nahm den dargereichten Brief, als ein neuer Krampf ihn ergrif. Er wollte Hülfe leisten, aber der Fremdling hielt ihn fest, riß eine Uhr aus dem Busen, reichte ihm das daran befestigte Siegel, und rief in der Angst des Erstickens: dieses bürgt für mich — Heinrich siegelte, und die schreckliche Nemesis drückte sich in das Wachs! Rudolph! rief er, und sank dem Fremdling an die Brust — wie sich vom Tode rettend schlang dieser seine Arme um ihn, und sein Haupt fiel leblos auf Heinrichs Brust.

Das Zimmer war still, dunkel, leer — die Leute aus dem Hause hatten, da ihre Hülfe nicht mehr gefordert ward, den Arzt mit seinem Kranken allein gelassen. Heinrich hielt Reinettens Gatten, seiner Cäcilie Vater, leblos in seinen Armen, er betete vor Schmerz und Schrecken erstarrt an seinem einsamen — einsamen Todbett.

Rudolph hatte mit dem Entschluß, der Freude auf ewig zu entsagen, die Küsten von Europa verlassen. In seinen Gemüth brütete der Entschluß, kein Andenken der Vergangenheit mit hinüber zu nehmen auf jenen Halbkreis der Erde. Aber sein Herz war zu weich, unwillkührlich fesselten es neue Bande an Andrer Schicksal. Von einem Brief zum andern verschob er es, den letzten zu schreiben, und unvermerkt knüpfte er tausend Fäden von den Herzen seiner Geliebten an die neue Welt, die ihm jetzt in Jakfonsbay Heilung seines kranken Gemüths zu versprechen schien. Er hatte sich betrogen, und seine Freunde. Es war nicht Heilung, es war ein Stillestand im Uebel, den die Scenen von Liebe und Glück, von denen er im Lande der Verwiesenen Zeuge war *), hervorbrachte. Ein Freund, den die Ueberfahrt ihm gewonnen hatte, hoffnungslos, liebend, wie er, schifte sich mit ihm nach China ein. Kaum hatte sich Rudolph losgerissen aus dem Zauberkreise, in dem, wie auf dem geheiligten Boden die Eumeniden sich ihm nicht hatten nahen

---

*) Ohne die Reise nach Neuholland zu kennen, ist diese Andeutung verständlich. Aber durch die Briefe, welche Rudolph auf jener Reise schrieb, gewinnt dieser edle Schwärmer ohne Zweifel an Interesse.

können, so überfiel ihn mit zehnfacher Gewalt das Gefühl seines Schicksals. Einsam auf dem unermeßlichen Meere — denn fremd und zum Eckel war der kleine, fremde Haufen, der kalt um ihn sein mechanisches Leben hinspann — mit kalter Verzweiflung beantwortete er seines Freundes Klagen, in dessen Brust Jugend noch kämpfte mit der Entsagung des Glücks. Dennoch lebte er durch den sanften Sidney noch mit den Menschen in gesellschaftlichem Verein. Auch dieses Band zu zerreissen, war des Schicksals Beschluß. Sidney starb, ein Opfer seines Grams, und nahe an dem Ufer, wo auf hohem Felsensitze Camoens die Töne unglücklicher Liebe sang, begrub Rudolph seinen Freund in das Wellengrab. Der Mond gieng auf, still seegelte das Schif, wie eine Wolke lag . . . . vor ihnen, auf den kräuselnden Wellen schien Sidneys Geist zu schweben, die Wolke, die . . . . umhüllte, schien die ganze Vergangenheit dem Licht auf ewig zu entziehen — und nicht wie ein Glied der schwachen Menschheit bedürftig und befreundet, wie auf . . . . ehrnen Feld entsprossen, betrat Rudolph das fremde Land.

Er durchstreifte China, er irrte in Indien umher,

und war über das arabische Meer jetzt nach Egypten geschift, von wo aus der unerforschteste Theil unsrer Erde ihn anzog. Ihm, der an nichts hieng, ward es leicht, jede Form anzunehmen. Ihm, der nichts mehr besaß, ward es leicht, zu entbehren. Am kahlen Strande des rothen Meeres hätte ihn der Araber auf seinem Dromedar freundlich als Bruder gegrüßt, so ähnlich sah er diesen Söhnen der Wüste. Er jagte jeder Täuschung nach, die ein weiches, bedürftiges Herz nur ersinnen, die ein Geist, den Erfahrungen und Leidenschaften übersättigten, nur ergreifen kann. Müde von Wissen und Erfahren, sehnte er sich wieder nach Beschränkung und Sorge. Der Stachel der Erinnerung war endlich gestumpft, in den Wellen des Ganges, auf den Gipfeln des indischen Urgebirgs, auf dem Schauplatz verhallter Größe, wo Darius starb, und Alexander zerstörte, hatte sich endlich seine Seele beruhigt. Er glaubte sich nach und nach fähig, den Unerreichbaren zu entsagen. Mensch, einem Menschen gehören, nur wieder! nur wieder seinen Namen rufen hören mit theilnehmendem Ton! — Vor einem Zelt im Schatten des geduldigen Thiers, das die Habseligkeiten der ganzen Familie trug, saß ein alter Araber, der Sand der Wüste hatte seine Augen erblindet, er

sah schmerzlos zu dem Himmelsbogen auf, der mit seinem Glanz jedes Haupt niederdrückte. Zwei Knaben, seine Enkel, spielten auf seinem Schoos, und er legte die abgezehrte Hand sanft auf ihre Gesichter, um die Lieblinge zu erkennen, denn sein Ohr mochte seinem Herzen so schlecht lehren, wie seinem erstorbenen Auge, welches seiner Kinder er herzte. Ein junges Weib sprang aus dem Zelt einem Manne entgegen, der vom Meeresufer zurückkam, beide nahten dem Alten, hoben liebend ihn auf, und leiteten ihn ins Zelt, wo ein ärmliches Mahl von Datteln und Reis ihrer harrte. Blind und hungrig wie Abdull zu seyn, von Reinette und Berthold zum armen Mahle geführt! — das war das Bild, in dem Rudolph sein Glück sich darstellte! Weiter wollte er nichts — mit der Leidenschaftlosigkeit eines abgeschiedenen Geistes dachte er sich: in der Nähe der noch immer Geliebten zu leben, sie zu umschweben, wie ein Wesen aus einer andern Welt. Er hatte neun Jahre gekämpft, um zu dieser Ruhe zu kommen — denn kämpfen heißt ja der arme Sterbliche die Zeit, in der wilde Gefühle ihn zerreissen. Er glaubte, seine Vernunft habe gesiegt, und die Zeit siegte, nicht sie, die Zeit siegte auch über Rudolphs Leidenschaft, — — — — und über sein Leben.

Den langsamen Tod im Busen irrte er umher unter den riesenhaften Götterbildern des uralten Nils. Klein, wie ein Insekt zu den Füssen des fabelhaften Sphynx, blickte er auf zu dem ewigen Gewölbe des Himmels, und fühlte tief im zerfließenden Herzen: Gewürm eines Augenblicks, diese Wunder entstanden und sanken troß ihrer ungeheuern Dauer in dem Strome der Zeit, und du? — Seine Thränen fielen in den heissen Sand, er dachte sich die Liebe der Seinen, die er von sich stieß, weil es nicht die Liebe war, die er wollte, er schämte sich des Hasses, der im Hintergrunde seines Herzens gelauert hatte, und ihn vermögte, seit neun Jahren zu schweigen, weil er sie für glücklich hielt — Ach er hatte ihre Thränen nicht gesehen!

Mächtig trieb ihn das Gefühl der fortschreitenden Zerstörung in seinem Innern dem Lande zu, wo sein Kind lebte, wo er sie dem Schuß seiner Freunde überließ. Es war ihm unbekannt, daß Reinette ihren ersten Wohnort verlassen hatte, und dem Haven, wo er in Europa landete, so viel näher jeßt lebte. Sein Weg führte ihn durch Berg, matt kam er dahin, hoffend durch kurze Ruhe neue Kräfte zu sammeln, nicht ahnend, wie nahe ihm die Menschen waren, in

deren Armen zu sterben sein letzter Wunsch war — und einsam sank er ins Grab.

Mit dem schicksalsvollen Brief in der Hand trat Heinrich zu Reinetten. Stumm hörte sie des Sohnes Erzählung, stumm nahm sie den Brief, dessen ahnungsvolles Siegel ihr in den bekannten Zügen der furchtbaren Göttin jeden Zweifel an dem schreckenvollen Vorgang benahm. Hoch mit gefalteten Händen hielt sie es empor gen Himmel, wo der arme Mensch Rettung sucht, wenn die Erde ihm zum Kerker wird — Bild der Rache, kommst du von ihm? rief sie laut, und dann sank ihr Blick in die dunkle Tiefe des Zimmers, ihr Auge erglänzte, lange blickte sie hin, als erspähe sie fliehende Gestalten — „ja so starbst du, rief sie und drückte den Brief an die Brust, lächelnde Gestalt, ich verstehe dich!" — still kniete sie nun, und betete mit verhülltem Gesicht.

Mit unsäglichen Thränen lag Cäcilie in Heinrichs Armen. Tod sich zu denken, und in ihm Ende aller Leiden, war ihr unmöglich, nur den letzten schrecklichen Kampf, nur den einsamen Ueberwundnen sah sie vor sich, und hätte noch einmal Leben mögen rufen in das todte Gebild, um ihn getrösteter sterben zu sehen. Reinette stand jetzt auf, „ist dein Schmerz heilig ge-

nung, sprach sie, und zog ihr Kind aus Heinrichs Armen, ist er heilig genug, um den ruhen zu sehen, der noch niemals die Ruhe kannte?" Heinrich zitterte vor dem Entschluß, aber ihren Schmerz ehrend begleitete er sie an Rudolphs einsames Lager. Hier beteten sie beide, das Bild des Todes schwand vor dem Bilde ewiger Ruhe, sie richteten sich auf, und Unsterblichkeit glänzte in dem Troste, der sie umfloß.

Heinrich und Cäcilie waren glücklich. Rudolph, Berthold, Reinette waren für sie Ideale des Menschlich-Schönen, sie lehrten sie die Tugend lieben, das Unglück ehren, und der Schwachheit verzeihen.

nen, sprach sie, und noch ihr Adolph und Heinrichs Namen, ist er heilig genug, um den andern zu hören, der noch niemals die Liebe kannte!" Heinrich zitterte vor dem Entschluß, aber ihren Schwur ehrend begleitete er sie an Adolphs einsames Lager. Hier beteten sie beide; daß Bild des Todes schwand vor dem Bilde anderer Liebe, sie richteten sich auf, und ihre Verklärtheit glänzte in dem Strahle, der sie umfloß.

Heinrich und Cäcilie waren glücklich. Adolph, Bertha, Melanie waren nur die Spiele des menschlichen Schönen, sie lehrten sie die Tugend lieben, des Unglücks ehren, und der Schwachheit verzeihen.

8.

Weltsinn und Frömmigkeit

Eine unausgebildete Handschrift

von Huber.

Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Ev. Johannis, 8. Cap. 7. Vers.

In Haideweiler, einem schönen Landgute des Baron Fels, bereitete sich alles zu einem großen Feste. Emilie, die einzige Tochter des Gutsherrn, ein holdes siebzehnjähriges Mädchen, sollte ihre Verlobung mit dem jungen Grafen Leo **, Vetter und Erben des Malthesercomthurs ***, feiern. Selten boten Natur und Glück sich so schwesterlich die Hand, ein so vollkommnes Paar zu bilden, und mit allen Gütern auszusteuern. Graf Leo ** war eine Zierde seines Standes, Kenntnisse, Fleiß, männliche Sanftheit und männliche Festigkeit hätten ihn fähig gemacht, auch ohne seinen Stand jedes Amt im Staate zu bekleiden. Seine Ausbildung war das Werk seines Vetters, seine schönen Anlagen das Erbtheil einer Mutter, die durch Familienverhältnisse zu einer unglücklichen Heirath gezwungen ward, und noch jung eine Welt ver-

ließ, in der sie keine Freude genossen hatte, als die Hoffnungen, die Leo ihrem zärtlichen Herzen versprach. Emilie von Fels war dieses edeln Jünglings würdig. Sie ward unter den Augen ihrer Mutter erzogen, und lohnte alle ihre Bemühungen, indem sie, ein schönes Ebenbild ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, neben ihr aufblühte, und mit heißer inniger Liebe an der guten Mutter hieng.

Das ganze Dorf bemühte sich, das Fest ihrer guten Herrschaft zu erhöhen, der Tag war ein allgemeiner Freudentag, die guten Dorfbewohner hofften, er sollte das Glück ihres Fräuleins besiegeln. — Die Mütter hatten vom ersten Tage, da sie Fräulein Emilien den jungen Grafen betrachten sahen, wie er vor ihren Augen ein schönes wildes Roß bestieg, geweissagt: das müsse ein Paar werden; die Mädchen hatten beim Tanz unter der Linde sich zugeflüstert: Fräulein Emilie sey wie eine Rose erröthet, wie ihr Graf Leo das Weihwasser in der Kirche gereicht habe. Aus eigenem Antrieb wurden Maienbäume gepflanzt, Kränze geflochten, und der Vikar mit Eifer zu Rathe gezogen, denn er war in * * gewesen, wie man dem neuen Fürsten bei der Besitznahme Ehrenpforten gebaut hatte, und wenigstens so schön sollte die Pforte

werden, durch welche das Brautpaar von der Linden- allee zu dem Tanzplatz gienge, denn der Maltheser- comthur hatte vom Baron die Erlaubniß erhalten, heute die ganze Gemeinde auf seine Kosten zu be- wirthen.

Im Schlosse waren auch heitre Gesichter und strah- lende Augen, aber in den strahlenden Augen von ein Paar der Bewohner glühte noch ein fremdes Gefühl, das nicht eigentlich Trauer, aber doch wehmüthige Spannung, schmerzvolle Ergebung, und zärtliche Schwärmerei war. Diesen Ausdruck las der Comthur in der Baronin Gesicht, und eben dieser Ausdruck, nur mit mehr freudiger Geschäfftigkeit in der Theil- nahme an den Zubereitungen zum Feste gemischt, strahlte aus seinem Gesichte zurück.

Das Frühstück im Schlosse war beendigt, man er- wartete die Gäste erst zur späten Mittagstafel, das Brautpaar hatte froh um die Verwandten umher ge- schäckert, Emilie setzte sich jetzt an das Clavier, um mit ihrem jungen Freund ein paar glänzende Arien zu üben, die bei dem Conzert des Abends eine Haupt- wirkung thun sollten. Der alte Baron beklagte mit gutherzigem Eifer, daß ihm die Anordnung des Festes nicht Zeit ließ, zuzuhören, und ermahnte den Grafen

sehr ernstlich, die Sache mit Eifer zu treiben, denn er sah Emiliens Talent zur Musik, nach dem vortrefflichen Johannesberger, seiner unvergleichlichen Doppeltflinte und seinem Araber, für die ehrenvollste Zierde einer Familie an. Leo versprach sein Bestes zu thun, das Fräulein trillerte lustig, und dankte dem Baron, daß er ihr erlaubte, heute Abend um aller Welt Beifall zu buhlen, und indem sie ihren Geliebten mit Neckereien über diese feierliche Erlaubniß angrif, gieng der alte Herr schmunzelnd und händereibend aus dem Sallon.

Die Baronin war in ihr Zimmer gegangen, sie saß an ihrem Schreibtisch, auf dem sie mehrere Pakete von Briefen ausbreitete, und mit sichtbarer Bewegung in einige hineinblickte. Ihre Kammerfrau ordnete ihren Putz für die bevorstehende Toilette, als ein leises Klopfen die Baronin aufschreckte. — Es ist der Herr Comthur, rief Veronika, die ins Vorzimmer blickte, und, indem sie mit ihrer Arbeit neben ihm vorbei eilte, ihn bei ihrer Dame eintreten ließ. Bei des Comthurs Anblick brachen Thränen aus der Baronin Augen, sie verhüllte ihr Gesicht, und deutete auf die Briefe vor sich. Der Comthur warf einen Blick auf die Papiere, ergriff dann die Hand seiner Freundin,

und ruhte lange auf ihr, indeß sein redendes Gesicht Liebe und Schmerz auf das Deutlichste ausdrückte.

Dieser Tag war für die Herzen dieser beiden Menschen sehr wichtig; sie feierten ihn mit Gefühlen, welche die Menschen um sie her nicht ahneten, so rauhe Eingriffe sie oft in das Heiligthum ihrer Herzen gewagt hatten. Amalie von **, die jetzige Gemahlin des Baron Fels, war von der Natur mit reizender Schönheit, mit der Anlage zu jeder weiblichen Vortrefflichkeit begabt. Ihre Eltern, die wahrscheinlich in keinem Stande vorzügliche Tugenden erworben hätten, gehörten unter die gemeinsten Menschen der grossen Welt; Amalie ward daher auch nur für diese erzogen. Da ein glänzender Posten am Hof, den ihr Vater bekleidete, durch kein eigenes Vermögen unterstützt wurde, belehrte man sie sehr früh, daß eine Heirath allein sie vor dem Kloster oder der Verarmung könnte schützen. In den ersten unbefangnen Jahren der Jugend schien ihr diese Aussicht gar nicht so schrecklich. Schlug ihr Herz eben froh und leicht, so glaubte sie, es könnte ihr an einer glänzenden glücklichen Heirath nicht fehlen, trübte eine fehlgeschlagene Hoffnung, ein Zwist mit den Gespielinnen, ein versagter oder unerreichbarer Wunsch der Eitelkeit, die bei einem so schönen

Mädchen wohl sehr natürlich war, ihr junges Herz, so schien ihr das Kloster eine ersehnte Zuflucht, nach so vielem Gram in einem frühen Grabe zu enden. Nachdem sie aber nach ihrem fünfzehnten Jahre nun würklich in das gesellschaftliche Leben eingeführt war, und alle Huldigung genoß, welche Jugend, eine sehr ausgebildete Schönheit, und jede Grazie, die das weichste innigste Gefühl ihr verlieh, nur erwerben kann, dachte sie oft mit schüchterner Angst, daß ihr nach diesen Auftritten das Kloster sehr schrecklich, daß die Nothwendigkeit, um dem Kloster zu entgehen, eine Heirath zu schließen, sehr demüthigend sey.

Oft scheint die innere Ausbilduug eines Charakters nicht mit den äußeren Umständen zusammen zu stimmen. Die wenigen Angaben aus Amaliens früherer Geschichte sollten auf ein ganz verschiedenes Resultat von dem, was sie würklich war, schließen lassen. Amalie war unter diesen drohenden Verhältnissen kein gemeines Mädchen geworden. Der feste Gedanke, einst das Opfer kalter Berechnung seyn zu müssen, gab ihr eine dunkle Scheu, sich ihrem Gefühl zu überlassen. Sie sah sich gleichsam schon als eine heimlich Verlobte an, eins ob der Kirche, oder einem aufgedrungenen Gatten, sie war einmal nicht Herr ih-

rer selbst. Wenn ihr Blick einmal einen der sie bewundernden Männer mehr auszeichnete, wie den andern, hörte sie die wachsame Mutter bei der nächsten Gelegenheit die Bemerkung machen: auf Baron O. sey keine Hoffnung zu gründen, diese oder jene Ursache mache eine Verbindung unmöglich — und beschämt wandte Amalie ihre Gedanken von ihm ab. Noch schmerzlicher war ihr die Ermahnung, diesen oder jenen Mann mit Gefälligkeit zu behandeln, denn er würde eine sehr gute Partie machen. Statt das Gefühl jungfräulichen Stolzes in ihrem Busen zu tödten, wie das so leicht hätte seyn können, erhob es sich nur stärker in ihr. Zum Widerstand gegen das Joch, das ihr die herzlose Berechnung ihrer Eltern auflegen wollte, war ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit, die Gewohnheit, so manches junge Mädchen in ihrer Lage, so manche Heirath auf eben die Art geschlossen zu sehen, nicht gemacht, aber sie verschloß ihre Trauer und ihr aufkeimendes Bedürfniß, zu lieben, immer fester in ihr Inneres, und sah es, ohne sich ihre Rechte deutlich zu erklären, als ein Heiligthum an, zu dem ihrer Eltern Macht nicht reiche.

In dieser widersprechenden Lage äußerer Huldigung und innerer Ergebung in nothwendige Knecht-

schaft, hatte Amalie ihr achtzehntes Jahr erreicht, als der Baron von Fels um ihre Hand anhielt. Dieser Mann war reich, ganz unabhängig, in dieser Zeit schon weit über vierzig Jahre alt. Ohne Talente und Verstand hatte er sein Leben in fremden Gesandtschaftsposten zugebracht, und die Wissenschaft in alltäglichen Verhältnissen, sich und seinen Hof nie zu compromittiren, hatte es immer übersehen machen, wie beschränkt der Mann sey. Eine reiche Erbschaft setzte ihn in den Stand, seine glorreiche Laufbahn zu beschliessen, und mit Hülfe seines Koches und seines Ranges eines der ersten Häuser zu halten. Noch ein Erforderniß fehlte ihm, um alles zu besitzen, was seiner Eitelkeit begehrenswerth schien. — Eine schöne Gemahlin, um an seinem Tisch den Vorsitz zu führen, um die Augen der Männer auf sich zu ziehen, — alle Eigenschaften, welche diese bedurfte, fand er in Amalien vereint. Amaliens Eltern willigten entzückt in eine Partie, die alle ihre Wünsche übertraf. Amalie sah nun die lang vorausgesehene Opferstunde nahen, noch einmal giengen die Bilder von ein paar Männern, vor denen sie ihr Herz hatte verwahren müssen, vor ihrer Seele vorüber, und ohne den Gedanken an eine Weigerung, aber mit dem Bewußtseyn, jedes Glück ihres Herzens

abzuschwören, versprach sie, Herrn von Fels Gemahlin zu werden.

Familien-Umstände nöthigten die Hochzeit einige Monate zu verschieben. Es war Sommer; Amalie war mit ihrer Mutter bei Bekannten auf dem Lande. Von dem ängstlichen Zwang befreit, den ihr die Gegenwart ihres Verlobten auflegte, und doch durch ihre nahe Standesveränderung mit mehr Freiheit begünstigt, genoß sie der schönen Natur mit wehmüthiger Sehnsucht nach ihrem fremden und doch geahneten Glück. Die Gesellschaft forderte wenig von ihr, es waren ältere Freunde ihrer Mutter, und sobald die guten Leute beim Spiel saßen, ließ man ihr Freiheit bis zum späten Abend, die Gärten und den nahen Wald zu durchstreifen. Eines Abends hatte sie sich dieser Freiheit so sehr bedient, daß sie durch ein angenehmes Gehölz bis an einen Fahrweg gelangt war, dessen Richtung sie nicht kannte, ermüdet setzte sie sich in das Gras, und nach wenig Minuten ritt ein junger Mann vorüber, den sie, nach dem Kreuz auf seinem Kleide, für einen Malthefer Ritter erkannte, ein Reitknecht mit einigem Gepäck begleitete ihn, und brachte sie auf die Vermuthung, er werde das Schloß besuchen, und vielleicht auf einige Tage

bewohnen. Braut ohne Liebe, im achtzehnten Jahre am Fuße des Altars, wo nicht der Stal, aber ewige Ketten seine Opfer erwarten, einsam vom Hauche des Westes umfächelt, vom Rauschen der hohen Buchen eingewiegt — welches fühlende Herz erräth nicht, daß Amalie viel an den Maltheser-Ritter dachte, den sie im Vorbeireiten gar nicht genau gesehen hatte, von dem sie nur ahnete, und halb fürchtete, sie werde ihn bei ihrer Rückkehr zur Gesellschaft finden. Sie lächelte über diese Furcht, aber der Widerstand selbst, den ihre Vernunft ihren romanhaften Träumen that, machte den Maltheser interessanter. Sie verweilte länger als gewöhnlich in dem Garten, sie machte endlich noch einen Umweg um einen grossen Teich, der dicht mit Ulmen besetzt war, und kaum war sie wieder abwärts vom Schloß unter diese Ulmen getreten, als der Maltheser auf sie zukam. Mit viel Unbefangenheit meldete er sich selbst als beauftragt von der Gesellschaft, sie zu suchen. Sie fühlte sich verlegen, und ward es noch mehr, da sie in seinen Blicken einen Ausdruck fand, den sie nicht recht verstand, der ihr aber instinktmäßig auferlegte, ihre Schüchternheit zu besiegen, und mit einer Art bräutlicher Würde mehr Unbefangenheit zu zeigen, als ihr Herz wirklich besaß. Des

Malthesers forschendes flammendes Auge ward ernster, die nichtssagende Leichtigkeit seiner Stimme gieng in einen männlich sanften Ton über, man fand sich am Ende der Ulmenallee, am Rasenplatz, wo gegenüber die Baasen und Vettern am Spieltische saßen, und merkte jetzt erst, daß man schwieg, und daß man es bis jetzt, mit Gedanken beschäftigt, nicht bemerkt hatte — Amalie mit schmerzlichem Erröthen verdoppelte ihre Schritte, der Malthesér mit einem schnellen Uebergang zu einem fröhlichen Scherz kam mit einem angeknüpften Gespräch bei den eben aufbrechenden Spielern an. —

Man stellte Amalien wegen ihres langen Aussenbleibens zu Rede, man machte einige kalte Spässe über den Ritterzug des jungen Ordensherrn, eine verirrte Dame auf den rechten Weg zurückzuführen, und Amalie errieth mehr, als ihr gesagt ward — denn zum Fragen band ihr ein noch unnennbares Gefühl die Zunge — sie errieth, daß der Fremde ein naher Verwandter des Gutsherrn, von Kindheit an zum Malthéser bestimmt, jetzt eben eine reiche Präbende, die in der Hauptstadt selbst gelegen sey, erhalten habe, wohin zu reisen er nun im Begrif sey.

Clemens, Graf von **, hatte sich früh an seine

Bestimmung gewöhnt, der Stolz seiner Familie hatte ihn als jüngern Sohn zum Orden bestimmt, aber sein geistvoller Vater hatte es ihm an keinem Mittel zur Ausbildung fehlen lassen, er war gereist, er hatte die Welt gesehen, das Leben genossen, und um einer unruhigen Begier nach zärtlichen Empfindungen zu entgehen, mit der die Denkungsart eines jungen Mannes in seinem Stande immer einen lächerlichen Begrif verbindet, hatte er bei Weibern eben so eifrig Genuß gesucht, als Liebe vermieden. Amaliens Erscheinung im Walde bei seiner Annäherung an das Schloß, war ihm sehr aufgefallen. Er hoffte, sie gehörte unter die Bewohner dieses Schlosses, schon freute er sich der Langenweile, die er bei dem Besuch bei dem alten Vetter geahnet hatte, in einer so reizenden Gesellschaft zu entgehen, und nach den ersten Bewillkommungen war es seine Sorge zu erfahren, ob niemand von der Hausgesellschaft fehle. Er hörte, daß Fräulein Amalie **, die Braut des Baron von Fels, anwesend, aber auf einem einsamen Spaziergang begriffen sey. Der Ritter hatte den Baron an fremden Höfen gekannt, und obschon er seit einigen Jahren nicht in ** gewesen war, hatte ihm das Gerücht dennoch Amaliens Schönheit und ihre Heirath verkündigt. Nach

den Begriffen eines jungen Maltheſers war die achtzehnjährige Frau eines beinahe fünfzigjährigen Mannes eine erlaubte Beute. Der alte Gatte war unrechtmäßiger Beſitzer eines ſo reizenden Gutes, das junge Mädchen beſtochne Verſchwenderin der höchſten Gabe der Natur, an beiden übte der muthige Jüngling die Rache der beleidigten Göttin. — Mit leichtſinniger Neugier ergriff er die Gelegenheit ihres langen Ausbleibens, um ſie früher zu ſehen. In der Erwartung, eine nichtsbedeutende Kloſterkoſtgängerin oder eine Kokette zu finden, die ihre Jugend für ein Etabliſſement verkaufte, eilte er Amalien zu ſuchen, aber die Begierde, zu beſitzen, mit Haß gegen den vertauſchend, der ſo viel Liebenswürdigkeit beſitzen ſollte, kehrte er mit Amalien zur Geſellſchaft zurück.

In den nächſten Stunden des folgenden Tages fragte er ſich ſelbſt zweifelnd, was ihn quäle bei dieſer Bekanntſchaft? Der Angrif ſey der Weg zum Siege, und der ſtehe ihm frei. Einige Tage länger dachte er nicht mehr darüber nach, ſondern Amaliens Bild verdrängte ſelbſt das Ziel ſeiner Wünſche. Ihr Verhältniß ſchien indeſſen unbefangener als anfangs, und war es auch, aber aus verſchiedenen Gründen. Entfernt von Amalien ſtritt Clemens mit ſich ſelbſt

über das, was er wünschte, und über die Gestalt, die er seinen Wünschen vor seinen und der Welt Augen geben sollte. In Amaliens Gegenwart verschwand aber Zweifel und Eitelkeit, er fühlte nur, daß dem glücklichen Augenblick, den er genoß, ein noch glücklicherer folgen könnte, und diesen zu übereilen fühlte er kein Bedürfniß, da der bloße Gedanke an ihn, wenn er fern von ihr war, seine Sinne entzündete. Amalie empfand bald: daß ihr Schicksal nun das sey, wie sie es oft sich gedacht hatte, — eine Liebe durch die Umstände zum Elende verdammt, eine Ehe, die ihr nun zum Sclavenjoch ward. — Wer die Verhältnisse der größern Welt kennt in der Ehe, und in der Liebe, wird leicht begreifen: daß ein Mädchen von Stande, das in einer verdorbenen Hauptstadt erzogen ist, über die Verirrungen der Leidenschaft weder unwissend ist, noch bei ihren Wirkungen den Schrecken empfindet, der die Einfalt der Sitten bei ihrem Anblick ergreift. Amalie hatte manches Mädchen Braut werden sehen, das nach der Hochzeit seinen Liebhaber als Hausfreund eingeführt hatte, sie kannte wenig Frauen, deren Gatten deswegen schlimmer mit ihnen lebten, weil ein Cicisbeo ihnen manche Obliegenheit abnahm. Bis zu ihrer Brautschaft hatte sie über diese

Verhältnisse nie nachgedacht, seitdem hatte sie sich mit Erröthen und Bitterkeit mit ihnen beschäftigt, — Bitterkeit gegen das Schicksal, gegen ihren bestimmten Gemahl. Ehemals hatte sie eine dunkle Neigung gefühlt, die Männer zu beschuldigen, und ihr Geschlecht gegen sie zu vertheidigen, seit sie Clemens kannte, flößten ihr jene Weiber Abscheu ein, nicht weil sie ihre Pflichten verletzten, sondern weil sie sie ohne Liebe verletzten, weil sie nun erkannt hatte, welcher Preis es sey, um dessentwillen ein Weib, aufgedrungene Pflichten aufzuopfern, hingerissen werden könnte, und wie wenig jene Weiber dieses allmächtige Gefühl kannten. Und dennoch wurden ihr erst jetzt diese Pflichten heilig. Sie dachte sie hell, obschon in Beziehung auf Clemens, nicht auf ihren Verlobten. Die Liebe entwickelte in ihr den Sinn für Sittlichkeit, und nicht, weil das Laster sie aufschreckte, als eine neue Erscheinung, nein aus Wahl, um der Liebe des Mannes, dem sie nie angehören konnte, würdiger zu seyn, wollte sie die verhaßten Pflichten erfüllen. Diese edle Schwärmerei gab ihrem Betragen gegen Clemens eine Ruhe und Sicherheit, die sie, das unerfahrne Mädchen, dem geprüften Mann überlegen machte, nicht, indem sie seine Leidenschaft im Zaume hielt, sondern,

indem sie sie lange um ihren entschiedenen Ausbruch durch täuschende Entschädigungen betrog.

Der Augenblick der Erklärung mußte endlich doch kommen, und er ward anders als Amalie ihn gedacht, anders als Clemens ihn berechnet hatte. Clemens hatte ihn schon bei manchem schönen Weibe erlebt, und ihn immer, als Mittel zu einem Zweck, sehr bestimmt benutzt, auch diesesmal glaubte er, dieser Augenblick würde ihm die Herrschaft über sich selbst wieder schenken, durch das Joch, welches jedes Weib durch das Geständniß zu lieben, sich aufladt. Amalie selbst verlor bald den Willen, ihn länger zu vermeiden, sie fühlte ihre Kräfte zum Widerstand gegen ihr eignes Herz ermatten, und mit Selbsttäuschung sagte sie sich zu: er sollte der letzte seyn ihres Verhältnisses mit diesem geliebten Manne, sie wollte einmal — nur Einmal! — die Seligkeit genießen, zu sagen: ich liebe dich! — und dann der Liebe und dem Glücke todt, sich ganz ihrem verhaßten Schicksal dahin geben.

Amaliens Mutter war indessen das Einverständniß ihrer Tochter mit dem Malthefer nicht entgangen. Schwäche, Vernunft, und ihr unentwickeltes und abgestumpftes sittliches Gefühl, hießen sie dazu schweigen. Sie war es sich wohl bewußt, daß sie ihre

Toch-

Tochter der Eitelkeit, dem elendesten Schimmer opferte, und so that es ihr weh, ihr ein paar Augenblicke eines süssen Traumes, dessen Wichtigkeit ihr noch dazu sehr fremd war, zu nehmen. Die Vernunft lehrte sie, daß Widerstand eine empfindsame Regung zur Leidenschaft könnte aufreizen, und endlich — da es bei einer so geschlossenen Ehe, ja nach der Erfahrung, die sie sammelte, nicht wahrscheinlich war, daß ihre Tochter ohne Liebhaber blieb, so war der Malteser, wenn er nach diesem Platz trachtete, sehr ehrenvoll, sehr wünschenswerth. Ihre Verantwortlichkeit gieng dahin, Amalien ohne Vorwurf an den Baron von Fels abzuliefern, war der Kaufbrief unterschrieben, so mochte der Käufer die Waare behüten. Dem zu Folge gieng ihre nächste Sorge darauf, die Hindernisse zur schleunigen Vollziehung der Hochzeit aus dem Wege zu räumen. Es gelang ihr in sehr weniger Zeit, alle Vorbereitungen zum Empfang des neuen Ehepaars in ihrem neuen Wohnort wurden beendigt, aller Aufenthalt aus dem Wege geräumt, der ungeduldige Bräutigam kündigte seine Ankunft auf dem Landgute an, und bat die Mama, unter der Hand seine Trauung mit Amalie als ein Impromptü zu veranstalten, das

eben so geschmackvoll als ökonomisch einer förmlichen Hochzeit vorzuziehen sey.

Amalien ward die Ankunft ihres Verlobten ohne weitere Umstände angekündigt, sie hörte sie mit anscheinender Fassung, eilte aber sobald es möglich war, in den entlegensten Theil des Gartens, um ihre Trostlosigkeit zu bekämpfen. Der Maltheser erfuhr diese Nachricht durch der Mutter kluge Vorsicht sehr schnell, sie wollte ihm Zeit verschaffen, sich eine Contenance zu bilden, aber für den ersten Eindruck bedurfte er alle Gewandtheit seines Geistes, um die wenigen Augenblicke, die er noch in der Gesellschaft aushalten mußte, sich nicht ganz zu verrathen. Jetzt war es Kampf von Mann zu Mann um das geliebte Weib, wonach er dürstete, alle Verhältnisse schwanden vor dem Naturgefühl: Streben nach dem Besitz des theuern Gutes. Er hätte den alten Baron zum Schlagen genöthigt, hätte er ihn jetzt in dem Garten begegnet, wo er mit wilder Unruhe die dunkelsten Gänge durcheilte. Nach einiger Zeit trat der Trotz, besitzen zu wollen, an die Stelle jener Kampflust, er beschloß, daß die Liebe sollte den Preis davon tragen, eh die schnöde Convenienz ihn erschlich, er wollte Liebe, Betrug und Gewalt dazu anwenden, er fühlte schon Ama-

lie an seine stürmende Brust gedrückt, er schritt glühend durch ein Gebüsch, als er Amalien plötzlich auf einer Rasenbank vor sich sitzen fand. In dieser Stimmung bedurfte es keiner Worte, keines Plans. Clemens lag zu ihren Füssen, er umfaßte sie in allem Aufruhr der Sinne, das von Schmerz ermattete Mädchen nahm nicht dieses wahr, und dachte weder an ihre Sicherheit, noch an Widerstand, sondern mit der innigsten Hingebung der seelenvollsten Liebe drückte sie ihr von Thränen überströmtes, kaltes Gesicht an seine brennende Stirne, legte die Arme matt um seinen Hals, und rief im Ton des tiefsten Schmerzens — O Clemens, wir sind unaussprechlich elend! —

Die Seele der Liebe durchdrang den pochenden Busen des Jünglings, der begehrende Wilde ward wieder zum liebenden Mann — aber der liebende Mann ward nun auch zu Amaliens Verführer. Im Sturm als Beute sie davon tragen, wollte er nun nicht mehr, aber beweisen wollte er ihr: daß die Liebe keine Fesseln erkenne, als die sie selbst sich giebt. Die Convenienz machte sie zur Gattin eines andern — sich dagegen setzen wäre Tollheit, die Convenienz legte ihm auf, nie einem Weibe seinen Namen zu geben, keine Macht konnte ihn von diesen Banden ent-

binden, wurde sie aber nun befriedigt, so hörte damit ihre Macht auf, und sie traten in jeder andern Rücksicht in die Rechte wieder ein, welche die Natur ihnen geschenkt hatte, sie gehörten einer dem andern. — Nicht in diesem Augenblick, nicht in seinem ganzen Umfang stellte er heute Amalien diese Ansicht ihres Verhältnisses dar, heute überzeugte er sie, daß sein Leben der Preis seyn würde, wenn sie ihn aus ihrer Gegenwart verbanne — und sie fühlte im innersten Herzen, daß sie, ohne die Aussicht, noch einmal ihn zu sehen, noch einmal an seinem Halse zu weinen, die Ankunft des gefürchteten Mannes, der sich ihr zum Herrn aufdrang, nie überleben würde. Glücklicher wie je, denn sie hatte sich geliebt gefühlt, elender wie je, denn sie hatte das Joch der Schuld auf sich geladen, gieng Amalie in das Schloß zurück, und kaum war sie in den Sallon getreten, so meldeten die blasenden Postillons die Ankunft ihres Bräutigams.

Amaliens Zustand war gewaltsam, ja er war jetzt mehr gewaltsam wie schrecklich, denn das Bild ihrer nahen Zukunft ward dennoch von der Erinnerung des jetzt verflossenen glückseligsten Augenblicks ihres Lebens verdrängt. — Glückselig, trotz aller schwankenden Empfindung von Reue und Schuld. — Was

noch weiter in ihr würkte von Abscheu und unerklärlicher Zerstreuung war sie zu unschuldig zu verstehen, und der dreimal glückliche, durch sein Entzücken verjüngte, Baron Fels verstand des unglücklichen Mädchens glühenden irrenden Blick, das Zittern ihrer Hand, wenn die seine sie faßte, in dem Sinn, wie ihn auszulegen seine beschränkte Erfahrung — man wollte sogar behaupten, sie sey nur historisch — ihn lehrte.

Der noch schrecklichere Augenblick, als der von des Barons Ankunft, stand Amalien noch bevor — des Ritters Wiedersehen in seiner Gegenwart — und doch sehnte sie sich nach ihm, um nun endlich das Schrecklichste zu erschöpfen. Der Abend verstrich, ohne daß er erschien. Amalie saß in Fieberschauern neben dem Spieltisch, wo ihre Mutter und der Baron ihre Partie machten. Sie sah nicht, daß die Hausfrau heute gegen ihre Gewohnheit nicht spielte, sie hörte nicht, daß im anstossenden Saal, der nur zu Festen bestimmt war, vieles geräumt und zubereitet ward, sie hörte es nur jedesmal, wenn die Thüre sich öffnete, in welche sie vermuthete Clemens eintreten zu sehen, aber als wenn zwischen ihr und dem Tone ein wildes Gewässer brauste, sie sah nach der eintretenden Person, sie erschien ihr aber nur wie ein farbiges

Gespenst, das einzeln vorüber schwankte. Ihre gelähmten Organe schienen unvermögend, diese Bilder der Seele würklich zuzuführen. Sie erwartete nur eine Gestalt, und diese kam nicht, der Ritter stellte sich nicht zur Gesellschaft ein. Die Dame vom Haus vermißte ihn auch, sein Name tönte in Amaliens Ohr, denn man fragte einen Bedienten um die Ursache seiner Abwesenheit. Die Mutter warf einen halb unruhigen halb fragenden Blick auf Amalie, den diese wahrnahm, ohne ihn zu fühlen, nur die Antwort hörte sie: der Maltheser sey auf der Jagd. Die Gesellschaft lachte über die schlecht gewählte Jagdzeit, und nachdem man lange vergeblich, und endlich von Seite der Hausfrau sogar mit einer Art Empfindlichkeit auf ihn gewartet hatte, trat Baron Fels zu Amalien, und bot ihr feierlich den Arm, ihre Eltern nahten sich ihr und sagten ihr etwas, das sie nur halb verstand, alle Anwesenden ordneten sich in eine Art feierlichen Zug, sie wankte fort, sie sah sich in der Schloßcapelle am Fusse des Altars, die Kerzen flackerten, der Altar schwankte, die Stimme des Priesters klang ihr wie der Flügelschlag eines Heeres von Raubvögeln, welche der Schuß eines Jägers aufgeschreckt hat. Sie mochte blaß werden, denn ihre Mutter steckte ihr ein Riech-

fläschchen in die Hand, zitternd hob sie es empor, aber ihre gelähmte Hand goß den darin enthaltenen Hirschhorngeist über ihre Brust. Die äzende Feuchtigkeit zerfraß schmerzlich die zarte Haut, und dieses Gefühl über dem erstarrten Herzen gab Amalien eine Spur von Bewußtseyn zurück. Sie wußte nicht: drang der Schmerz aus dem Herzen oder in das Herz; sie wußte nur: jetzt sey ihr Opfer vollzogen.

Leidend sank sie in die Umarmung des Bräutigams, leidend und unthätig hörte sie die Glückwünsche der Anwesenden, sie ward vom Altar hinweggeführt, sie fand sich in dem decorirten Speisesaal, sie nahm unter lautem Beifallzuruf den obern Platz an der Tafel ein, sie empfand alles nur halb, aber jetzt hörte ihr jedem Eindruck taubes Ohr einen Fußtritt im Sande des Ganges unter den nahen Fenstern, die bis an Boden gehend den Saal mit dem Garten vereinigten, sie hörte den frohen Ton, mit welchem des Ritters Jagdhund die Rückkehr seines Herrn begrüßte, ihr Puls stand still. Der Baron sagte ihr etwas Artiges — es hätten Donner rollen können, sie hätte sie auch nicht gehört — jetzt hörte sie die Thüre des Vorzimmers rasch aufreissen, sie sah zugleich des Ritters alten Kammerdiener, der mit bei der Tafel aufgewartet

hatte, schnell den Speisesaal verlassen, und ihr Bewußtseyn hörte auf. Die Frauenzimmer eilten ihr zu Hülfe. Ihre Sinnen kamen schnell wieder zurück, sie gewann es über sich, die Gesellschaft zu beruhigen. Ihre Mutter befahl ihr, von einem sehr starken Wein, den sie gar nicht gewohnt war, zu trinken, und ihre Seele gieng wieder in den träumenden Zustand über, und der nächste Morgen fand sie mit dem verzweifelnden Bewußtseyn, unwiderrufliches Eigenthum eines Mannes zu seyn, den sie kein Recht hatte zu hassen, mit dem fürchterlichen Gefühl — entweiht zu seyn für den Mann, den sie liebte.

Der Morgen vergieng unter den gewöhnlichen Auftritten, die einer solchen Verbindung folgen. Von Seiten des Bräutigams glänzende Geschenke, die Amalien — sie war schön und achtzehn Jahr alt — würklich einen Augenblick zerstreuten, Besuche aus der nahen Stadt, wo der Baron einigen Bekannten einen Wink über seine zu improvisirende Hochzeit gegeben hatte. Amalie war in einem beständigen Schwindel, in welchem des Ritters Bild nie ihre Einbildung verließ, es trat bei jedem Schlag ihres schmerzenden Herzens aufs neue hervor, aber sie sah es schwankend, wie sie auch schwankend den Schmerz dieses Herzens

empfand. Was er mache, wo er sey, wo er gestern war, durfte sie niemand fragen. Wie sie ihn wiedersehen sollte, wußte sie nicht, aber sie fühlte: nur dann erst würde wieder deutliches Bewußtseyn in sie zurückkehren. Es war ihr, als sollte sie auch bis dahin, ihr ganzes Unglück zu erkennen, verschieben. Endlich — das Zimmer war mit Besuchen angefüllt, — tratt der Malthefer ein. Er gieng rasch auf den Baron zu, schüttelte ihm die Hand, sagte ihm einige Worte, deren Anspielung von ein paar Männern, die daneben standen, mit Beifallachen angehört wurden, und bat den neuen Ehemann, ihn seiner Gemahlin vorzustellen. Amalie war von der Fassung des Ritters so überrascht, daß ihr Stolz sich empörte, sie empfieng ihn mit Anstand, sie ward sogar gefaßter für den übrigen Tag. Die Mittagstafel gieng vorüber, und sie hätte Clemens für ganz ruhig gehalten, hätte er nicht gegen seine Gewohnheit mit lärmender Lustigkeit getrunken. Aber auch dieses gab ihr Fassung, denn seine Lustigkeit forderte den Baron heraus, doch ohne ihn im mindesten zu compromittiren. Dennoch beleidigte es Amaliens Gefühl, er sollte nicht also Herr seiner selbst seyn, seitdem sie Sclavin war eines Andern.

Der Baron kündigte der Gesellschaft seine Abreise für den Nachmittag an, mit dem Zusatz, daß er ihr seine junge Gemahlin bis auf den nächsten Tag ließ, wo sie ihm mit ihren Eltern nach der Hauptstadt folgen würde. Sich selbst unbewußt warf Amalie einen Blick auf Clemens, er schien ihn zu empfinden, denn obschon er schweigend vor sich hinsah, schlug er seine Augen auf, sie trafen Amaliens Auge wie ein Blitzstrahl, sie wußte nun, daß er litt wie sie, daß Qualen seinen Busen zerrissen, wie den ihrigen, und glücklicher um dieses Bewußtseyn, wendete sie ihren Blick von ihm ab.

Der Baron fuhr in dem Augenblick in die Stadt zurück, da die Spieltische bereitet wurden, und der Maltheser stieg zu Pferd, um ihn ein Stück Wegs zu begleiten. Bei seiner Rückkehr schien er unbefangen mit der Gesellschaft beschäfftigt, er nahm seinen gewöhnlichen Platz bei der Tafel neben Amalien ein, er beantwortete einige unfeine Scherze, welche ein paar alte Landjunker darüber machten mit leichtsinniger Gegenwart des Geistes, aber in flüchtigen Augenblicken sprach sein Auge, sprach der Ton seiner Stimme, ein Gefühl aus, das den Zwang dieser Aeußerungen verrieth.

Amalie hatte erwartet, gehofft, daß er Gelegenheit sollte suchen, oder erbitten, sie noch einmal zu sehen. Sie hatte von ihrer Sclaverei in der Stadt noch einen so schrecklichen Begrif, daß sie diesen Tag vor den letzten hielt, der ihr dieses Glück konnte gestatten. Clemens bat nicht, und in seinem feuchten, blitzenden Auge, in seiner Stimme, die aus der unruhigen Munterkeit plötzlich mit einem leise zu ihr gesprochenen gleichgültigen Wort in die schmelzenden Töne der Liebe übergieng, war doch der Wiederhall ihres Gefühls. Schmerzlich irre gemacht durch dieses Betragen begab sie sich in ihr Zimmer, ahnend und hoffnungslos zugleich. Sie ließ sich auskleiden, und unfähig an Schlaf zu denken nahm sie ein Buch, um der Kammerfrau Zeit zu lassen, ihr Geschäfft im Zimmer zu beendigen. Ein leises Klopfen am Vorzimmer rief diese heraus. Amalie schauderte zusammen. Das Mädchen kehrte eilig zurück, ihr auf dem Fusse folgte der Maltheser, und nahte sich Amalien mit der Versicherung, Cotty sey unschuldig, Schonung gegen ihre Herrschaft habe sie gezwungen, ihm den Eintritt zu gestatten — „und jetzt Cotty, setzte er hinzu, verhindert sie Andre, uns zu stören, denn ich muß mit der Baronin allein seyn.“ Der Ritter sagte dieses so

entschlossen, Amalie stand so stumm — die Natur lehrte Cotty, wie jedes Weib, den jungen Liebhaber gegen den alten Ehmann in Schutz zu nehmen, sie gieng, und Amalie blieb mit Clemens allein.

Zitternd von Liebe, Zorn und Beschämung, erwartete das arme Weib die ersten Worte des sonderbaren Mannes. Sie fühlte das Strafbare ihrer Lage, sie fühlte das Demüthigende, nun in Cottys Gewalt zu seyn, aber die Kühnheit in des Ritters Betragen fesselte sie in die süsse Sclaverei, in welche die Natur sie dem Manne dahin gab. Clemens hielt jetzt mit finsterm Blick noch unentschlossen ihre Hand, er schweifte langsam von ihrem bleichen Gesicht auf das Buch, das vor ihr lag, ein Gegenstand schien ihn auf den andern zu führen, in diesem Heiligthum, das er noch nie betrat. Sein Auge wandelte schmerzlich, indem er auch Amaliens andre Hand ergriff, und sie beide fest an seine Brust drückte, über ihre Toilette zu dem Tisch mit Blumentöpfen, von denen sie ihm oft, jugendlich beschäfftigt, Blumen gezeigt hatte — jetzt fiel er auf einen leicht behangnen Alkoven, der zwei Zwillingsbetten unter einem schön geschmückten Baldachin blicken ließ. Mit einem halb unterdrückten Schrei der Wuth oder des Schmerzes schleuderte er Amaliens

Hände von sich, schlug seine Stirn, und gieng heftig, und jede Vorsicht, die Zeit und Ort forderte, vergessend, im Zimmer umher. Amalie erstarrte vor Mitleid und Schmerz, sie rang einen Augenblick die Hände, dann flog sie auf ihn zu, schloß den sträubenden Wilden fest in ihre Arme, und rief — o Clemens, ich dachte nur an dich! — Die Wildheit, mit welcher jetzt der Ritter sie in die Arme schloß, forderte sie nur zu neuer Innigkeit auf. Amalie liebte, sie sah den Geliebten elend, sie hätte ihr Leben gern geopfert, um ihn für das Leiden dieses Augenblicks zu entschädigen, und so opferte sie die beschworne Pflicht.

Der neue Tag fand sie in Thränen. Aber mit der Erkenntniß des Bösen stieg die Nothwendigkeit und die Fähigkeit, sich zu verstellen. Die Leidenschaften, die seit acht und vierzig Stunden ihre, sonst der Ruhe gewohnte, Brust durchwühlt hatten, machten sie körperlich krank, sie hütete bis zu ihrer Abreise das Zimmer, sie kam krank nach der Stadt, und blieb auch da in den ersten Tagen vor jedem Besuche unsichtbar. Diese kurze Lebensepoche war, was ein paar heisse Frühlingstage einer Pflanze sind, für ihren Geist. Sie übersah ihre Lage, sie machte sich mit ihren Schrecknissen bekannt, sie war gefallen, und vor ihrem

Gewissen entehrt, aber die Qual dieses Bewußtseyns schien ihr beinahe Strafe genug für eine Schwäche, die ihrer Eltern Wille, einen Mann ohne Liebe zu wählen, erst zur Sünde geprägt hatte. Sie an strenge Tugend zu knüpfen, hätte es nur ein Mittel gegeben: Flucht vor dem Geliebten — dieses konnte die junge an conventionelle Formen gewohnte Amalie nicht ergreifen, aber sie schwor sich, nur einmal gefallen zu seyn, sie schwor sich mit ewiger Reue an ihren Fall zu denken, sie versprach sich, alle Macht der Liebe bei Clemens anzuwenden, um seinen männlichen Muth zu vermögen, ihrem verletzten Gewissen beizustehen, um Gränzen für ihr Verhältniß zu ziehen.

Der Baron hatte durch diese unglücklichen Vorgänge nichts verloren. Er hatte Amaliens Betäubung am Hochzeittag sehr natürlich gefunden bei ihrer Jugend, und war billig genug, auch dabei an sein Alter zu denken. Hatte er durch gutmüthige Zwischenträger von des Maltheser's Aufmerksamkeit auf seine Braut während ihres ländlichen Aufenthalts gehört, so hatte sein Betragen ihn ganz beruhigt, er fand ihn bei seiner Ankunft auf der Jagd, er ließ sich von seinem Kammerdiener erzählen, der Ritter sey so ermüdet nach Hause gekommen, daß er bei seinem Eintritt in

das Vorzimmer sich übel befunden, und sich sogleich zu Bett habe bringen lassen müssen. Hätte er nun noch einen Verdacht gehabt, so müßte ihn des Ritters unbefangenes Betragen am folgenden Tage beruhigt haben. Hatte er an Amalien Ungleichheit, Verlegenheit bemerkt, so konnte er sie einem jungen Weibe bei den oft unfeinen stets wiederholten Glückwünschen der vielen Besuchenden nicht verargen. Seit ihrer Ankunft in der Stadt war sie schüchtern, verbindlich gegen ihn, bemüht gegen andre, den Anstand zu zeigen, der seinem Alter zukam, ohne es ihm demüthigend fühlen zu lassen. Der Baron war nicht der Mann, der Ursache zu diesem feinen Betragen nachzuspüren. Es war ihm genug, daß es so sey, für den Titel Excellenz, für zwanzigtausend Gulden Einkünfte und ein glänzendes Witthum hatte er so eine Behandlung wohl verdient — vor allem, was ausserdem ihm bevorstehen könnte, schloß er fürs erste die Augen zu.

Der Maltheser war am ersten Tage in der Stadt gewesen, er hatte den Baron besucht, und von ihm seiner Gemahlin fortwährende Unpäßlichkeit vernommen. Er gieng nach zween Tagen auf das Land zurück, aber vor seiner Abreise brachte Lotty ihrer Da-

me, zwar da sie allein war, aber ohne alles geheimnißvolle Wesen, folgenden Brief.

„Meine Amalie, mein geraubtes, mein durch gränzenlose Liebe wieder gewonnenes Eigenthum — welche Sprache soll ich reden, um Ihrer Vernunft verständlich zu werden, um Ihre Vernunft mit Ihrem schönen Herzen wieder in Einklang zu bringen? In jener Morgendämmerung .... O meine Freundin, ich unterdrücke alles Entzücken, was diese Erinnerung in mir entglühen macht — aber ich verließ Sie in Thränen, und Sie waren seitdem krank. Das ist fürchterlich, denn ich kann es nicht ändern. Das Ziel meines höchsten Glücks kann nur ein Leben des Kampfes seyn, und der Reue. Ueber mein Verhältniß zu meinem Beruf verstehen wir uns. Ohne Zweifel fordert mein Gelübd ein großes Opfer, denn es verbietet mir dem Weibe meiner Liebe meinen Namen zu geben, doch der Natur legt es kein Joch auf. Aber Sie haben Pflichten, deren Erfüllung unsrer Liebe im Weg steht, Sie verletzten sie für mich, Sie werden sie um meinetwillen nie im ganzen Sinne des Wortes, treu erfüllen. Ja das ist die schreckliche Wahrheit, Sie werden stets mit dem Bewußtseyn des Betrugs, und der Angst der Entdeckung, dahin leben. —

Bin

Bin ich ein Rasender, Amalie, daß ich so den Dolch in Ihr geliebtes Herz stosse? — nein, ich will, ich muß Sie überzeugen, wo die Heilung, wenigstens die Linderung dieses schrecklichen Schicksals liegt.“

„Ich fand Sie gefesselt, — denn in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen, die einmal unser Schicksal bestimmen, ist die Verlobung der Heirath gleich, und in den Ihrigen war das der Fall doppelt. Ich sah Sie und bewunderte Sie, und wußte es dem Baron Dank, ein so reizendes Geschöpf in die Lage zu setzen, wo es uns leichtsinnigen Purschen leichter wird, nach einem Schatz zu streben, bei dem ein alter Ehmann umsonst den Drachen macht. Aber diese alltägliche, elende Ansicht dauerte nur wenige Tage — nur wenige Stunden. — Ich liebte Sie, und hatte noch nicht geliebt, ich hatte nur genossen. Ich nahm mit Entzücken wahr — O Amalie! der Endzweck dieser Zeilen fordert diese Kühnheit — ich nahm wahr, daß ich geliebt sey. — Der neue Genuß, in dem ich schwelgte, verblendete mich, anstatt den Augenblick einer Erklärung zu beschleunigen, schwelgte ich, bald in den Vorbereitungen, bald fürchtete ich voreilig Ihre Engelgüte aufzuschrecken. In dieser seligen Zeit überlistet uns Ihre Frau Mutter. Ich weiß, daß sie den Baron zu

der schnellen Ueberkunft, zu der überraschenden Trauung vermochte. — O meine Freundinn, was empfand ich an diesem fürchterlichen Abend! — Ich glaubte, ich sey ein Mann — ich hatte die Ankunft des Barons endlich erwarten müssen, aber so bald, jetzt, heute — eh wir uns verstanden, eh ich Ihre Unerfahrenheit, Ihre hülflose Ergebung mit Liebe gewaffnet hatte — Wild und ohnmächtig gegen diese Ueberraschung ergriff ich die Flinte, und stürzte in den Wald. Mein Jäger hielt mich für toll, denn ich schoß auf alles, was lebte, und rennte, als wäre ich das Wild und der Jäger auf meinen Fersen — endlich glaubte ich Fassung zu haben — ich gehe zurück — die viele Erleuchtung an dem ungewöhnlichen Ort gab mir eine schreckliche Ahnung — ich gehe auf das Vorzimmer zu, da kommt mir Ihre Cotty entgegen — die gute theilnehmende Seele! — und sagt leise, indem sie mich von der] Thür zurückzieht — O gnädiger Herr! — man hat die Trauung vollzogen! — Ich riß mich los, ich reisse die Thüre auf, ich stürze nieder. Fleury fand sich da — ich weiß nicht wie; er hebt mich blutend auf, die Nachricht nach der rasenden Erhitzung der Jagd, nach der unaussprechlichen Glückseligkeit der vorangehenden Stunde, hatte meine Lunge so er-

schüttert, daß eine Ader gesprungen war. Ich bin überzeugt, der Zufall rettete mir den Verstand. Ich ward kühl genug, matt genug, um die Nacht zu überleben — und in der nächsten — in der nächsten rechtfertigte meine Amalie den Schöpfer, und versöhnte die Natur!“ —

„Aber so sehen es die Gesetze nicht an, und nicht Ihr Gewissen, und Ihr Gewissen hat recht, so lange die Gesetze so sprechen. Wir können einander nicht angehören, wir können nicht glücklich seyn. Sie würden in meinen Armen stets zittern, ich darf nie den Stolz geniessen, die holdeste ihres Geschlechts, deren Herz mein ist, die an meine Brust zu drücken die Natur mir erlaubt, vor der Welt mein zu nennen. — O Raserei! keine menschliche Macht vermag es zu ändern. Flöhen wir an das Ende der Welt, bärgen uns in Virginiens unbewohnte Wälder, die Wälder bezeugten unsern Verrath an unnatürlichen Gesetzen, schwörten wir eine tyrannische Religion ab, die über Ihre und meine Fesseln die Dauer der Ewigkeit aussprach — Ihr Gefühl würde unheilbar verwundet bleiben, wie jetzt. — Gut also, lassen Sie uns alles so nehmen, wie es gewesen wäre, wenn mein gutes Schicksal mich nicht hätte zu meinen Vetter geführt.

Sie hätten also den Baron geheirathet, in der Stimmung, worinn ich Sie fand. Sie nahmen es über sich, Pflichten zu erfüllen, aber Sie versprachen keine Liebe. Diese Pflichten werden Sie erfüllen. Sie verleihen seinem Hause die Zierde, die Hausfrau zu seyn, Sie führen seine Ausgaben, Sie erziehen einst seine Kinder — Sehen Sie, Amalie, meine Hand zittert nicht, indem ich schreibe — Hätten Sie mehr gethan, wenn Sie mich nicht gekannt hätten? Die Hand auf Ihr geliebtes Herz, hätte er mehr erwartet, gefordert, bedurft? Hätte denn aber keiner meines Geschlechts gestrebt, alle die Schätze, die dieser Mann besitzt, ohne sie zu benutzen, an sich zu reissen? Hier zittert meine Hand, Amalie, bei dem Gedanken, daß Deine reine, unerfahrne Seele durch die List, durch die Künste seelenloser Verführer erniedrigt, herabgewürdigt worden wäre. O daß Ihr weiblicher Stolz sich nicht empöre! Amalie, vor der Geringschätzung gegen sich selbst an der Seite des Mannes, der Sie .... an sich handelte, rettete Sie nur der ewige Schmerz einer ewigen, strafbaren Liebe. Ich will an keiner Pflicht Sie hindern, ja ich verspreche Ihnen — das kühnste, was der Mann nur versprechen kann — ich will die Thränen nie wieder fließen sehen, die mein höchstes

Entzücken mit Bitterkeit mischten — ich verspreche es — doch, Amalie, ich bin ein Mensch, und ich verspreche, was mir keine Pflicht scheint, zu halten, um Ihretwillen verspreche ich es. Aber von diesem Punkt an lassen Sie uns ein Bündniß schließen, räumen Sie den Rechten der Liebe ein, was die Rechte, die Sie als Mitglied der Gesellschaft auf sich nahmen, nicht kränkt. Amalie, Sie bedürfen einen Freund, lassen Sie mich Ihren Freund seyn. Sie wurden für eine Welt, für eine Lage erzogen, wo Sie die Menschen von der schlechtesten Seite kennen lernten, ich begreife nicht, wie die Erhabenheit, die Innigkeit in Ihrer Brust genährt worden ist — ich lebte in dieser Welt, ich ward Mann unter Umständen, die mich zum gemeinen Wüstling hätten machen können — aber ich habe das Schönste meines Geistes gerettet — lassen Sie uns Hand in Hand eine eigne Laufbahn gehen. Ich weiß es, Amalie, Sie verstehen diese Zeilen noch nicht ganz, Sie lächeln vielleicht mit Ihrem himmlischen Lächeln über den frühweisen Freund — Dieser Brief zeuge einst in späten Jahren gegen die kaltherzigen beschränkten Sittenrichter, die in unserm Stande, in der Denkart unsers Zeitalters keine Tugend anerkennen."

„Der Baron lädt mich in sein Haus ein, ich habe Sie wollen benachrichtigen, daß ich es auf den Fuß besuchen werde, den Ihre und seine Ehre erlaubt. Sie sind in einem Stande, der Ihnen Unabhängigkeit zugesteht, der Baron, so beschränkt er ist, kennt die Welt, und wird sehr ruhig seyn, wenn ein Mann von Ehre — und Ihr Freund bewahrte stets diesen Ruf — den Plaz bei seiner Gemahlin einnimmt, den jeder Elende an sich zu reissen ihm drohte.“

„In wenig Tagen ist meine Wohnung ausgebaut, dann zieh ich in die Stadt. Ich wage es nicht, um Antwort zu bitten, ich werde sie auf den ersten Blick in Ihren Augen lesen. Sie können meinen Gründen, unsrem unabänderlichen Verhängniß durch freien Willen seine Gefahr für unsre Tugend zu nehmen, nichts entgegen setzen. Ich bereite mich, den Augenblick unsers Wiedersehens so zu ertragen, daß er Ihnen nicht schwer wird. In diesem Fall und in jedem hat mein Leben selbst keinen Preis, um Ihnen den armen Rest von Frieden, den das Schicksal ihnen ließ, zu befestigen.“

Amalie öffnete den Brief, ohne seinen Schreiber zu errathen, die Art, wie er ihr überreicht ward, erregte keinen Verdacht, sie erkannte mit schmerzlichem

Schauder, wer ihn schrieb, sie las, und ein Chaos von widerstrebenden Gefühlen, in denen nur Liebe und Leid entschieden waren, hielten ihren Geist umfangen. Alles, was der Ritter schrieb, schien ihr wahr, und dennoch schien ihr alles nicht recht. Oft sehnte sie sich nach einer Leitung aus dem Labyrinth, in dem sie irrte, aber sie hatte keine. Ihre Mutter hatte nie ihr Zutrauen besessen, und seit ihrer Heirath hatte sie sogar ihre Achtung verloren. Nach ein paar peinlichen Stunden blieb ihr nur der Trost, noch ein paar Tage zur Ueberlegung zu haben, und wie die armen Menschen sind, die keine Hülfe mehr vor sich sehen, — in ein paar Tagen hoffte sie vom Zufall einen Retter.

Ihre Gesundheit war nun hergestellt, der Baron war ungeduldig, die schöne Amalie als seine Gemahlin aufzuführen, der Abend des Tages, an welchem Amalie des Ritters Brief empfieng, war zu ihrer Vorstellung bei Hofe bestimmt, dann folgte ein glänzendes Souper in seinem Hause, die folgenden Tage wurden die zuströmenden Besuche nur von großen Festen unterbrochen. Mancher Vorfall an diesen Tagen schien dazu gemacht, den Vortheil des Ritters zu begünstigen. Die Erscheinung eines so reizenden Weibes versammelte die Connoisseurs und belebte die Begierde der

Wüstlinge jedes Alters. Daß der Baron mit diesem schönen Mädchen kein Vermögen geheirathet hatte, war bekannt, daß dieses schöne Mädchen den Baron nicht aus Liebe hatte heirathen können, fiel in die Augen. Die Ursachen, welche weiter zu so einer Heirath übrig blieben, waren nicht gemacht, die Kühnheit der Abentheurer zu beugen. Amalie war von Gecken umlagert, sie fühlte mit Schmerz und Stolz, wie zuversichtlich man ihre Lage beurtheilte. Aber sie sollte die Hülflosigkeit derselben noch lebhafter erkennen. Der Erbprinz, ein zügelloser Wildfang, dem sein Stand und seine schöne Gestalt stets die Mühe erspart hatten, bei den Weibern, an die er seine Wünsche richtete, die Präliminarien eines zärtlichen Verhältnisses zu lernen, hatte sich am Abend ihrer Aufführung bei Hofe schon zu ihr gedrängt. Seine Aeußerungen mußten den Stolz ihres Geschlechts schon verletzen, sie durchbohrten aber ihr Herz — sie schien sich selbst eine Beute der Willkühr der Männer übergeben. Den Baron zum Schutz gegen diese Zudringlichen aufzufordern, hatte sie den Muth nicht, und nicht das Vertrauen. Ihre Schuld nahm ihr den ersten, und die Gleichgültigkeit, ja sogar die geschmeichelte Eitelkeit, mit der er das, was er Huldigung nannte, mit ansah, verbin-

derte sie an dem letzten. Der Erbprinz eilte der neuen Dame seiner Wahl einen Morgenbesuch zu machen, und sein Betragen ward so anmaßend, seine Anspielungen auf den Charakter des Barons so beleidigend, daß sie von verwirrendem und demüthigendem Gefühl überwältigt, als das einzige Mittel einer solchen Indiscretion Einhalt zu thun, ihren Gemahl wollte rufen lassen, als der Kammerdiener einen neuen Besuch anmeldete, und der Malthefer hereintrat.

Der Prinz hatte den Namen nicht verstanden, fuhr aber dem Ritter mit lautem Jubel über seine Ankunft entgegen. Clemens veränderte bei seinem Eintritt die Farbe, warf einen forschenden Blick auf Amalie, und beantwortete des Prinzen rohe Freude mit höflicher Erkenntlichkeit. Für Amalie war er in diesem Augenblick ein rettender Engel, die Umstände setzten ihr Verhältniß in ihrer damaligen Lage auf die von ihm geforderten Bedingungen zurück, und sie empfieng ihn mit Freude und augenscheinlichem Vertrauen. Dem Prinzen entgieng es nicht, daß sie den Ritter mit einer Theilnahme behandelte, deren sich bis jetzt keiner der zudringlichen Bewerber zu erfreuen hatte, er erlaubte sich einige ungemeßne Scherze, in denen mehr Empfindlichkeit lag, als er selbst wollte,

aber der Ritter beantwortete sie mit so einer stillen Ueberlegenheit, er hielt seinen Gegner so im Zaum, daß er nach kurzer Zeit zahm und verdrießlich seinen Besuch beendigte.

Jetzt verschwand Amaliens Fassung, sie kehrte stumm und mit glühenden Wangen von der Verabschiedung des Prinzen an ihren Platz zurück, und wartete lang auf die Wendung, die der Ritter ihrem Gespräch geben wollte. Er sah sie einige Momente mit entzückten Blicken an, drückte ehrerbietig ihre Hand an seine Lippen, und sagte sanft — „Ich habe mich nicht geirrt, meine Freundin, Sie bedurften meiner schon — O ich beschwöre Sie, fuhr er fort, da sie zu bewegt war, um zu antworten, und nur langsame Thränen aus ihren niedergeschlagenen Augen rollten, — ich beschwöre Sie, überwinden Sie dieses bange Mistrauen. Sie sehen, wie sanft ich bin, Sie sehen, wie heilig mir mein Versprechen ist. Sagen Sie mir aber, da der Augenblick mich begünstigt, hat mein Brief Ihrer Seele eine klare Ansicht unsers Schicksals gegeben?“

Amalie strebte jetzt und noch in manchem andern Augenblick, wo der Zufall ihrem Freund das Glück verschaffte, sie allein anzutreffen, vergeblich nach Ruhe

und Fassung. Und gerade das knüpfte ihr Verhältniß unauflöslich. Sie hatte versuchen wollen, den Ritter zu einer gänzlichen Trennung, ja zu einer gänzlichen Entfernung zu bewegen, aber sie fühlte, daß dieser Versuch sie beide in neue Gefahr setzte. In der Gesellschaft erhielt indeß ihre Verbindung seine Geltung. Des Ritters feines, ehrerbietiges Betragen verschaffte ihm so viel Achtung, daß Amalie bald von der Zudringlichkeit des Haufens befreit war. In einsamen Augenblicken gab dem Ritter der jedesmalige Ausbruch ihres Schmerzes Gelegenheit, sie zu trösten, und Amalie bemerkte mit Schrecken, daß jedes mislungene Bemühen, ihre Bande zu brechen, sie nur fester verschlang.

So bot Zufall und Absicht, Schwäche und Tugend, Vorurtheil und Kühnheit die Hand, Amalie in die Lage zu bringen, und in der Lage zu erhalten, die der Sittenrichter mit Recht tadelt, die gute Mütter mit Recht ihren Töchtern als strafwürdig vorstellen, die der glückliche Mittelstand mit Recht sich rühmt, weniger zu kennen, als die höhere Klasse. Daß die Sitten, die solch eine Lage erlauben, daß die Grundsätze, welche sie zu rechtfertigen suchen, Tadel verdienen, ist ausgemacht, aber wie schwer höhern

Ständen die Tugenden der Häuslichkeit seyn müssen, wie ihr ganzer Beruf das Glück der Häuslichkeit ausschließt, — das überlegt der Mittelstand zu wenig, er übersieht, daß aus ganz andern Bedingungen ganz verschiedene Folgerungen hervorgehen müssen, daß jener Stand andre Tugenden haben muß, wie der seine, daß diese aber nie das Glück gewähren, das jenem auf seinem stillen Lebenswege blüht, und selten oder nie durch ein anderes ersetzt wird.

Hätte Amalie Clemens nie gesehen, wär sie mit freiem Herzen in ihre Ehe getreten, so würde sie sich vielleicht den Fehltritt, dessen Andenken ihr jetzt täglich schmerzlicher ward, nie vorzuwerfen gehabt haben. So dachte sie sich wenigstens selbst ihre Lage. Sie würde mit kaltem Herzen die Huldigung der Männer empfangen, sie würde aus Zartheit und Stolz die Ehre ihres Gemahls bewahrt haben, sie würde mit freiem Blick schlechte Weiber verachtet, mit Zutrauen die Freundschaft der Edlern ihres Geschlechts gesucht haben. Sie vergaß, daß sie das alles zu jener Zeit gar nicht, oder doch ganz anders empfunden hatte, sie vergaß, wie verworren und dunkel die Ansicht ihrer Zukunft, ihrer Pflicht vor ihren Augen schwebte, eh die Liebe und der Umgang mit dem Mann, an

den sie jeẞt so viele Banden ketteten, ihr inneres Gefühl erweckten. Wenn sie gedemüthigt und bitter die Bemerkung machte, daß Frau von A., die ihre Liebhaber wie ihre Schneider umwechselte, weil sie immer nur nach dem trachtete, um den am mehrsten Nachfrage war, sie mit einem nachläßigen, doch alles ausdrückenden Ton, nach dem Maltheser fragte, wenn die Gräfinn U., die einem reichen Juden Besuche bei ihrer Toilette erlaubte, bei der Einrichtung einer Landparthie mit unverschämter Zuversicht sagte: Graf Clemens hat die Gesandtin — dann vergaß sie, wie oft sie ehmals diese Dinge gehört hatte, ohne die Personen, welche sie trafen, darum zu verachten. Erst mit dem Gefühl, diesem Mann nicht gehören zu dürfen, entstand die Einsicht, was sie dem Mann seyn sollte, dem sie gehörte. Ohne den sie ewig verfolgenden Gedanken: wie viel sie ihrem Gemahl nicht seyn möchte, wie viel, wenn er es forderte, sie ihm verweigern würde, hätte sie nicht mit so ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Pflichten erforscht, die sie gegen ihn zu erfüllen bereit war.

Ein Jahr war in der Spannung dieses Verhältnisses verschwunden, die gute Amalie fieng an, sich zu schmeicheln, daß sie vor ihren eignen Augen könnte

tadelsfrei werden, denn ihr Entschluß: jede Schwäche zu vermeiden, hatte mehr wie einmal über des Ritters Sinne und ihr zärtliches Herz gesiegt. Mit bangem Schmerz bemerkte sie jetzt an ihrem Freund eine Veränderung, die nicht Kaltsinn war. In Gesellschaft schien er sie weniger zu schonen, sein Betragen, das immer eine so zarte Mitte zwischen dem bewerbenden Liebhaber und dem anspruchslosen vertrauenden Freund gehalten hatte, ward bald nachläßiger, bald kühner, in einsamen Augenblicken quälte er sie mit Vorwürfen über Mangel an Liebe, mit einem finstern Schmerz, den ihre sanften Bitten nicht aufhellten, oder er war stürmisch, und machte es ihr leicht, sich zu vertheidigen, weil nicht seine Zärtlichkeit, aber seine Sinne sie aufforderten. Beleidigt, gekränkt, gedemüthigt rang Amalie mit der Ahnung: ob sie dem Schicksal nicht entgehen könnte, das dem Weib die Achtung des Mannes entriß, dem sie einst alles gegeben hatte. Diese Ueberzeugung hätte sie ganz elend gemacht, denn sie hätte dem einzigen Fehltritt erst eine Wichtigkeit gegeben, die er, nach Amaliens Gefühl allein, nicht zu haben verdiente. Ohne Liebe war jener Taumel des Augenblicks ein Unding, und für die Empfindung, welche sie beseelte, war er kein Bedürfniß, diese lebte,

und äußerte sich in tausendfachen, oft unnennbaren Aeußerungen, daß sie für ihn sich schmückte, daß sie für ihn einen Triumph empfieng, daß sie ihm hunderte opferte, daß er unter allen, die sie umgaben, nie verkennen konnte, daß er allein allgegenwärtig sie umgebe — das schien ihr Liebe, weil es freie Willkühr ihres Herzens war. In jenem Augenblick, der ewig theuer, und ewig drohend vor ihr schwebte, hatte Angst und Ueberraschung sie überwältigt. Oft versuchte sie es, ihren Freund durch die Mittheilung dieser Empfindungen zu beruhigen, oft gelang es ihrer Liebenswürdigkeit, den Wilden zu ihren Füssen zu zaubern, aber der nächste Augenblick bewieß ihr, daß sie keinen Freund mehr habe, daß der Mann, welcher ihr Führer zu werden versprach, nicht mehr darauf sinne, ihren Frieden zu erhalten.

Unaussprechlich beängstigt über dem Streit, den Liebe und Stolz in ihr erregten, ereignete sich jetzt ein Vorfall, der ihre gesellschaftliche Existenz auf einige Zeit unterbrach. Baron von Fels, der immer ein großer Reiter war, hatte neue Pferde gekauft, er that sich viel darauf zu Gute, eines davon bei einer an demselben Tag angesagten Jagd zu gebrauchen, das Thier ward aber scheu, und der arme Baron ward

mit einer sehr gefährlichen Verletzung in der Brust und am Kopfe sinnlos nach Hause gebracht. Die ersten Tage schwebte er in der grösten Lebensgefahr. Amalie verließ sein Zimmer nicht, sie wohnte mit einem Muthe, der über ihr Geschlecht gieng, dem Verbande, selbst den Operationen bei, welche seine Quetschung am Kopf erforderte, und auch, nachdem die dringendste Gefahr vorüber war, überließ sie niemand Anderm seine Pflege. Der Malthefer war bei der ersten Nachricht herbeigeeilt, und bezeugte alle Theilnahme, welche man von dem Freund des Hauses erwarten konnte. Keine Bemühung, Amaliens Aufmerksamkeit von der Wartung des Kranken abzuziehen, entwischte ihm, er schien die Laune der letzten Zeit ganz aufgegeben zu haben, und indem er durch gleichmüthige Heiterkeit nur angenehmer und theilnehmender Gesellschafter seyn zu wollen schien, ward er dem ehrlichen Baron unentbehrlich.

Amalie fühlte die Vergangenheit versöhnt durch die dankbare Anerkennung, mit welcher der Baron ihre Dienste annahm, sie hielt den Ritter geheilt von dem Geist des Unfriedens, der seit einiger Zeit ihre mühselig erhaltene Ruhe gestört hatte. Dieses wäre nun das Verhältniß gewesen, bei dem Amalie den

Umgang ihres Freundes ohne allen Vorwurf hätte genießen können. Sie erkannte, daß so die Forderungen der Tugend befriedigt würden seyn, und desto beunruhigender war es für sie, ihr Herz unglücklicher zu fühlen bei diesem Anschein äußern Friedens, als es in dem letztverwichenen Zeitraum von äußerm Streit gewesen war. Das schonungslose Betragen, dessen sich Clemens damals hatte schuldig gemacht, quälte ihre Liebe, weil es ihre Achtung gegen den Geliebten wanken machte, die Zurückgezogenheit, in welcher er jetzt von ihr lebte, lehrte sie, daß sie mit ihrer Liebe und ihrer Schuld so innig verbunden sey, daß ihre Tugend selbst fortan nur aus ihnen entspringen könnte.

Der Baron war nun soweit hergestellt, daß die Aerzte ihm ein Bad zu seiner vollkommenen Heilung anempfahlen. Amalie war bereit, ihn dahin zu begleiten, obschon ihres Gemahls ausschliessende Gesellschaft, seit sie ihn in keiner Gefahr mehr wußte, ihre Fesseln noch drückender machte. Der Ritter hörte die Nachricht dieser Reise mit anscheinender Ruhe, der Baron, der sie ihm mittheilte, fügte gleich die Aeusserung hinzu, daß er ihn zum Reisegesellschafter wünschte, daß er wenigstens nachkommen müßte, denn die

Aerzte hatten ein Bad empfohlen, wo sich wenig Gesellschaft einzustellen pflegte, und die späte Jahreszeit ließ vermuthen, daß auch diese sich schon zerstreut hätte. Bei diesem Nachsatz warf der Ritter einen dunkeln glühenden Blick auf Amalie, einen Blick, wie jener an dem Tage, wo der Baron sie als junge Frau auf dem Lande zurückzulassen verkündigte. Sie zitterte vor Ahnung und Unruhe. — Er würde nachkommen, antwortete der Malthefer, wenn gewisse Geschäffte, die er nannte, und die Amalie kannte, beendigt seyn würden.

Der Gedanke, daß Clemens ihnen folgen würde, daß sie ihn in der Einsamkeit des Landlebens, unter Umständen wieder sehen sollte, welche mit jenen ihrer ersten Bekanntschaft so viel Aehnlichkeit hatten, überraschte sie mit wunderbarer Gewalt. Mit glühender Röthe suchte sie ihr Gesicht vor des Barons Augen, aber auch eben sowohl den Blicken des Ritters zu entziehen, der mit sichtbarer Zerstreuung des Barons Gespräch, die Einrichtung seiner Reise betreffend, folgte. Sie suchte ihre Gefühle zu bekämpfen, ohne daß sie sich ihre Ursache und Folgen deutlich aus einander setzte, stand der Gedanke, dem Ritter seinen Besuch im Badeort zu verbieten, lebhaft vor ihr. Liebte Clemens

sie noch, so rettete sie sich vor der Gefahr, die ihrer Ruhe aufs neue drohte, war die räthselhafte Ungleichheit seines Betragens ein Beweis, daß er seine Fesseln, daß er seine Schwüre brach, so lehrte ihn ihr Verbot, daß sie entschlossen sey, ihm zu keiner Rückkehr Gelegenheit zu geben. Amalie erkannte sich selbst nicht ganz in der zunehmenden Unruhe, die jeden Tag, seit ihres Gemahls Leben nicht mehr in Gefahr war, sie peinlicher verfolgte, sie fühlte auch jetzt nicht, daß der Schritt, den sie vorhatte, nur ein Hülfsmittel ihres Herzens war, die Verstimmung zwischen ihr und dem Ritter zu enden, sey es auch mit der Gewißheit, daß sie durch ihr Schicksal, so wie durch ihre Schwäche, so vielen Weibern nun gleichen sollte, die sie bis jetzt, trotz ihrer Schwäche, zu verachten sich berechtiget gefühlt hatte. Bange, obschon sie sich darnach sehnte, erwartete sie den Augenblick, dem Ritter ihren Willen anzudeuten. Zufälle verschoben ihn, mehrere Tage verstrichen, in denen sie ihn nie allein sah, und wo eine abermalige veränderte Stimmung seines Wesens ihr Herz angriff, und ihren Entschluß unsicher machte. Seine Gesundheit schien zu leiden, Züge, die nur dem Auge der Liebe auffallen, trugen das Gepräg einer stillen, aber tiefen Trauer,

die seine Zärtlichkeit inniger aber bedachter machte. — Amalie getraute sich nicht, weder ihn noch den Baron nach der Ursache seiner äußern Veränderung zu fragen, sie fühlte, wie wenig sie Herr ihrer Stimme, ihrer Gesichtszüge seyn würde. Ein Ungefähr setzte sie in Stand, einige Worte, welche der Baron mit einem dritten über diesen Gegenstand wechselte, im Fluge halb zu verstehen. Ihr Herz empörte sich, sie mußte einen Augenblick den Sallon verlassen, um sich zu sammeln, sie hatte die Männer nicht ganz verstanden, aber Unwille, und ein Gefühl, das zuviel Verachtung in sich schloß, um Eifersucht zu seyn, bestürmte sie. Den folgenden Morgen fand sie endlich der Ritter allein. Die Krankheit des Barons hatte einigermassen ihre Lebensweise verändert gehabt, die Stunden seiner Besuche hatten sich auch verändert. Amalie suchte ihn mit Ruhe zu empfangen, sie war nun so tief gekränkt, daß sie deutlich fühlte, was weibliche Würde von ihr forderte. Clemens Freude, sie einmal wieder allein zu finden, hatte ein Gemisch von Rührung, das Amaliens Fassung schwerer machte, sie ward härter, weil sie fürchtete, weich zu werden. Nach einem Stillschweigen, das ihm nicht peinlich schien, denn er war still mit ihr und ihren Umgebungen beschäfftigt, über-

eilte sie sich selbst, und sagte ihm mit unsicherer Bemühung ruhig zu scheinen: „Ritter, ich wünsche und erwarte von Ihnen, daß Sie Ihr, dem Baron gethanes, Versprechen nicht halten, daß meine Forderung, nicht nach dem Bade zu kommen, seine Einladung überwiege“.... Es wäre Amalien viel leichter geworden, wenn Clemens sie heftig unterbrochen hätte, er that es nicht, er blickte sanft und zärtlich, wie es ihr schien, mit einer flüchtigen Röthe im Gesicht, von ihrer Zeichnung, an der er auf ihre Bitte eben etwas änderte, auf, und schien seine Antwort zu überlegen. Höchst gespannt, beinahe beleidigt durch seine Ruhe, setzte Amalie leidenschaftlicher hinzu: „ich fordre diese Gefälligkeit um so entschiedener, da ich überzeugt bin: sie stimmt mit ihren, so wie mit meinen Wünschen überein“ — Sich so zu vergessen, hatte sie nicht erwartet, sie fühlte sich gedemüthigt durch die Unfeinheit ihrer letzten Worte, und nur eine heftigere Empfindung konnte sie diese ertragen machen, sie überließ sich also einem Ausbruch von Thränen, die sie jedoch zu verbergen bemüht war. Der Ritter hatte den Crayon hingelegt, er ergriff schweigend die Hand der Weinenden, er drückte sie an seinen Mund, an sein Herz, er hielt sie mit sanf-

ter Gewalt, denn sie wollte sie ihm entreissen — „meine Amalie, sagte er endlich entschlossen, ich gestehe es Ihnen nicht zu, ich werde nach dem Badeort kommen. Sie und ich sind in Irrthum gewesen. Der meine war der traurigste — Ich glaube — ich hoffe, Ihr Freund soll es nie wieder verschulden, daß Sie irre an ihm werden." Er hatte sich neben sie gesetzt, es war eine Bestimmtheit in seinem Wesen, die ihm Amalie unterwarf. Sie verstand sich und ihre Verhältnisse, ihre Rechte und Pflichten in ihnen, so weit sie den Ritter angiengen, jetzt selbst nicht. Ahnung und Sittsamkeit fesselten ihren gereizten Stolz, und die Liebe behauptete ihre Rechte, sie konnte nicht mit Ueberlegenheit abbrechen, sie hatte keinen Zorn, um zu discutiren, so daß es eine Erleichterung für sie war, wie ein Zufall diese Unterredung abbrach.

Nach wenig Tagen reiste der Baron mit seiner Gemahlinn ab. Die Einsamkeit, in welcher sich Amalie befand, war ihrer jetzigen Stimmung angemessen, aber für ihre Ruhe gefährlich. Das Räthselhafte, das jetzt zwischen ihr und dem Ritter obwaltete, beschäfftigte sie unaufhörlich. Die edle männliche Ruhe bei ihrer letzten Unterredung stellte sich dem verhaßten Eindruck, den sie erhalten hatte, entgegen, und er-

hielt ihr Herz in Zweifel und also in lebendiger Liebe. Der gute Baron hatte auf eine sehr lästige Einsamkeit gerechnet, denn die Badezeit war vorbei, nur ein ungemein schöner Herbst hatte seine Reise möglich gemacht, allein ein glücklicher Zufall wollte, daß er in der waldigten Gegend ein paar Gutsbesitzer fand, welche ihm Gelegenheit gaben, seine Neigung für die Jagd zu befriedigen. Nun war für ihn gesorgt, wenn seine Badestunden abgewartet waren, strich er mit der Flinte in der muntern Gesellschaft der ehrlichen Waidmänner den Rebhünern nach, und bedauerte täglich des Ritters Verweilen, welches Amalien auf die Einsamkeit, oder die Gesellschaft des Oberamtmanns und seiner Familie einschränkte. Er ahnete nicht, welche neue Welt von Ansichten und Empfindungen Amalien in dieser Gesellschaft eröffnet ward. Neubauer, eben dieser Oberamtmann, und seine Frau, gehörten zu den seltnern Menschen, die durch Liebe Unglück ertragen lernten, die das Glück nie für das Ziel des Lebens, nur für seine Würze halten, und eben dadurch tausendfachen Genuß oft im Schmerze selbst zu finden wissen. Neubauer hatte sein Weib wider den Willen ihrer Eltern geheirathet, ihre Weigerung war ungerecht, sie gründete sich auf traurige Religionsvor-

urtheile, aber der Schmerz, ohne ihren Segen zu leben, Freude und Leid ohne ihre Theilnahme zu erfahren, ihre Kinder nie den Liebkosungen eines Großvaters, einer Großmutter, hinzureichen — dieser Schmerz war unvermeidlich. Sie ertrugen ihn standhaft als Folge ihrer That. Der Oberamtmännin Mutter sah lange in einer schmerzlichen Krankheit dem Tode entgegen, ohne daß sie ihrer Tochter erlauben wollte, Kindespflicht an ihr zu erfüllen, sie starb, ohne ihr zu verzeihen, und ließ ihr das schmerzliche Bewußtseyn durch ihre Heirath die verhaßte Schuld der Unversöhnlichkeit im Tode, auf eine Mutter, die sie so lange geehrt hatte, herbeigezogen zu haben. Aber dieses alles, und mehrere Jahre ökonomischer Sorgen, der Tod mehrerer geliebten Kinder, nichts hatte ihre vereinte Bemühung, gut und besser zu werden, in unverbrüchlicher Liebe und festem Muth, gestört. Hier bei diesen Menschen lernte Amalie zum erstenmal weibliche Bestimmung kennen, und die Verhältnisse, welche Liebe in der Ehe in gebildeten Gemüthern erschafft. Sie sah, wie Sophiens ganzes Leben ein Wechsel von Bemühungen und Lohn war, in den täglich erfüllten Pflichten der Hausfrau, der Gattin, der Mutter. Sie sah des Gatten liebestrahlenden Blick,

wenn er von der Aufsicht seines Hauswesens zurückkehrte, seine Kleinen ihm entgegenjauchzten, sein Weib erröthend von Freude seinen Namen rief, wie er dann mit schüchterner Liebe sie vom Pferde entfernt hielt, und sorgsam für ihre Gesundheit — denn sie war am Ende einer Schwangerschaft — sie die Stufen am Hause hinaufleitete. — Amaliens Erziehung, ihr Stand, hatte sie von der Kenntniß dieser Art von Weiblichkeit abgehalten, der Zufall schenkte ihr jetzt das Glück, sie hier auf das schönste idealisirt kennen zu lernen. Sophie war zwar um mehrere Jahre älter als sie, aber bald kamen sich ihre Herzen näher. Sophie verstand Amaliens Lage nicht, sie sah sie mit einem sehr viel ältern Manne verbunden diesen von ihr mit sorgsamer Achtung behandeln, sie sah sie in allem Glanz der Jugend, der Schönheit, des Reichthums an den stillen Freuden, an der glücklichen Liebe ihrer Familie einen so innigen Antheil nehmen — daraus machte sie sich ein Bild von ihrer neuen Bekanntin, das ihr eben so viel Achtung als Liebe einflößte. Glücklich schien ihr Amalie nicht, das erhöhte den Begrif, den sie sich von ihrer Tugend machte, sich in ihr Vertrauen einzudrängen hielt sie jede Rücksicht ab, aber es durch herzliches Hingeben zu verdienen war ihr Wunsch, und

darum nahm sie und ihr Gatte Amalien ohne Rückhalt in das Heiligthum ihres häuslichen Kreises auf.

Welche Ansicht von Liebe und Ehe gewann nun die um ihr Glück betrogene Amalie! Die Vorzüge ihres Standes waren ihr nie deutlich gewesen, die Entbehrungen, die er ewig dem Herzen auflegt, indem er es an seiner schönsten Entwickelung hindert, lernte sie nun kennen. Welcher freie Wille des thätigsten Geistes in den vornehmern Ständen sieht seine Bemühungen so zu dem Wohl seiner Geliebten wirken, wie die thätige Hausmutter der mittlern Stände die ihren? Amalie wußte manches ehrwürdige Beispiel von edeln gebildeten Weibern ihres Standes, die einen höhern Zweck des Lebens erkannten, als die Etikette ihres Ranges, in welcher Rücksicht sie auch würkte, aber die Unzulänglichkeit ihrer Bemühungen, nützlich zu seyn, lehrte sie noch deutlicher einsehen, wie verfehlt ihr Daseyn war. Die Bessern ihres Geschlechts arbeiten, um die Zeit auszufüllen, nicht weil ein Bedürfniß sie auffordert, sie vollenden ihr Geschäft, und keine gewonnene Gemächlichkeit macht seine Vollendung zum Genuß, sie lieben ihre Kinder, aber die tausendfachen Bande aufgeopferter Ruhe, durchwachter Nächte, durchduldeter Tage fesseln sie nicht an das Kind,

nicht das Kind an ihr liebebedürftiges Herz, sie lieben ihren Gemahl, aber es ist ihnen nicht vergönnt, durch täglich aufs neue gebrachte Opfer ihn ewig neu zu verbinden, nicht im Kampf mit der rauhen Alltäglichkeit, durch den Zauber der sorgsamen Liebe die Allgewalt der Gewohnheit zu entkräften. Sie haben ein weiches Herz für fremdes Unglück, aber unbekannt mit dem Bedürfniß der Armuth geben sie von ihrem Ueberfluß, und die Schöpfung ihrer Milde erscheint nie vor ihrem Auge, ja die Dankesthräne selbst scheut sich der Dankbare vor ihnen zu weinen.

Wie voll Beziehung, wie voll unmittelbaren Wirkens war dagegen der Stand, in dem Sophie mit ihrem Gatten lebte! Jeden Abend lohnte sie das Bewußtseyn, durch das Leben dieses Tages auf die Zukunft gewirkt zu haben. Jede That der Menschenliebe war ein Band, das den Wohlthäter an den Empfänger knüpfte, denn mit jedem Bedürfniß der Armuth bekannt, war Sophie Vertraute der Noth, ehe sie Hülfe anbot, und ward Rathgeberin, um die Wiederkehr der Noth zu entfernen. Amalie erinnerte sich ihrer Kindheit, wie sie der Sorge einer Bonne überlassen, bei Krankheiten von ihr gepflegt, in gesunden Tagen von ihr beschäftigt ward, hier sah sie die gute

Mutter mit unabläßigem Zuvorkommen jede Veranlassung zum Uebel entfernen, sich selbst stets aufopfernd, am frömmsten, ihr weiches Herz zum Opfer bringen, wenn das Beste ihrer Kleinen Härte erforderte. In diesem Zeitpunkt, wo Sophiens Gesundheit Schonung verlangte, sah sie den guten Vater die beiden Bettchen seiner Kleinen in sein Zimmer setzen, um ihrer Mutter ruhige Nächte zu bereiten, sie sah ihn mit einer Sorgfalt, als erwarteten ihn die ersten Vaterfreuden, den Zustand seines Weibes bewachen, indeß sie mit der zarten Schamhaftigkeit eines neuverehlichten Weibes ihre Last durch Grazie und Muth zu verbergen suchte.

Jetzt fühlte Amalie, was ihr ewig zu besitzen versagt war, und konnte dem Gedanken nicht entgehen, welches ihr Glück hätte seyn können, wenn Clemens in diesem Stande geboren sie zur Gefährtin seines Lebens gemacht hätte. Er schien ihr nicht so weit von der Bestimmung des Mannes entfernt, wie sie von der ihren sich fühlte. Ihr Gefühl leitete sie zu einem richtigen Urtheil. Der Mann behält in jedem Stande einen Wirkungskreis, der ihn näher an die Menschen knüpft, sie hatte den Ritter in mancher Beziehung als Geschäftsmann, als Gutsherrn, selbst gegen seine

Bediente, handeln sehen, und seine männliche Sanftheit hatte ihrer Liebe, die so gern ihren Gegenstand bewundert, Genüge gethan. Oft wünschte sie nun seine Ankunft, sie sehnte sich, ihm die Seite, von der sie jetzt den Menschen ansah, kennen zu lehren, sie versprach sich einen seligen Genuß davon, wenn er der Vierte in dem kleinen Zirkel, in der Seringa-Laube den Feldarbeiten zusehen sollte, oder ihnen etwas vorlesen, oder mit dem Oberamtmann von Oekonomie schwatzen sollte, denn daß er an diesem allem würde Freude finden, war sie gewiß, sie kannte seine Vielseitigkeit, und wußte, wie er so leicht Herzen gewann. Wenn ihr dann aber das Bild von Sophiens reiner weiblicher Würde vor Augen trat, wenn es ihr anschaulich ward, was für Verdienste diese Menschen an ihr ehrten, so zitterte sie vor des Ritters Erscheinung, und diese Scheu goß tiefen Schmerz in ihre Brust.

In diesem wankenden Zustand traf sie Clemens bei seiner Ankunft im Badeort an. Der Baron empfieng ihn mit herzlichem Wohlwollen, und versicherte: er könne sobald nicht hier fort, denn die Jagd und die Luft bekomme ihm so vortrefflich, daß er bis in den späten Herbst hinein bleiben würde. Clemens

schien seine Freude nicht einmal verbergen zu wollen, er hatte Amalien in des Barons Gegenwart nie mit so viel Empfindung behandelt. Die Gedanken, welche sie beschäftigten, machten sie scheu, und darum beantwortete sie sein Willkommen mit anscheinender Kälte. So lieb dem Baron der neue Gesellschafter war, versäumte er um seinetwillen nicht die Jagdpartie des Nachmittags, sondern behielt sich vor, bei seiner Rückkehr alle Neuigkeiten von Hof und der Stadt zu erfahren. Das Mittagessen war also kaum vorbei, so ließ er den Ritter mit Amalien allein. Amalie hatte sich jeden möglichen kleinen Vorfall bei Clemens Ankunft so oft vorgestellt, aber jetzt überraschte sie alles, als sey es neu. Sie hatte sich vorgenommen, ohne der Vergangenheit zu gedenken, ohne des völligen Stillschweigens zu gedenken, das der Ritter nun seit den vierzehn Tagen ihrer Trennung nie mit einer Zeile unterbrach, dennoch nur den Freund in ihm zu sehen, ihn von ihren neuen Freunden, ihrem neuen Ideengang zu unterhalten. Nun war alles anders, kaum sah er sich allein mit ihr, kaum hatte er an der Anordnung der Bedienten gesehen, daß sie auf Befehl warteten, um ins Zimmer zurückzukehren, als er mit Entzücken vor Amalien niedersank, er umfaßte sie

sanft, er setzte ihrem Sträuben einen bittenden Blick entgegen, „fürchten Sie nichts, rief er innig, mich führt nicht Sturm der Leidenschaft hieher an diese heilige Stelle, ich genieße mit Feyer die langersehnte, die kindisch = thöricht versäumte Stunde.“ — Amalie ward ruhiger, und bald gab sie sich der Seligkeit des Wiedersehens und Wiederfindens hin. Vertrauen ward gegen Vertrauen ausgewechselt, Amalie empfieng das gefährlichste Geständniß, das der Tugend eines Weibes drohen kann, — Clemens vertraute ihr die Abwege, die Gefahr, wohin ihn die Entsagung verleitet hätte, die ihre Begriffe von ihrer Pflicht ihm auflegten. Mit glühender Schamröthe, die sie nur an seiner Brust zu verbergen wußte, ward sie zur Mitwisserinn seiner Schuld, sie hatte ihm nichts entgegen zu setzen, als das Geständniß ihrer Hülflosigkeit, als ihre flehende Bitte, aus Großmuth sie zu schonen. Clemens mißbrauchte ihre Stimmung nicht. „Ich will Sie schonen, meine Freundin, sagte er, ich will nichts von der Ueberraschung, ich habe von neuem nachgedacht, ich habe über unser Verhältniß entschieden — wenn meine Liebe etwas vermag, wenn die Ihre wahr und fest ist, so erwarte ich Rechte, die mich jeder Ueberraschung überheben. Sieh, Amalie, rief er,

indem er die Ueberwältigte fest an sein Herz drückte, ich halte Dich jetzt, ich könnte jetzt genießen, — ich will nicht, du sollst mich freiwillig lohnen, wenn Du eingesehn hast, daß eine höhere Pflicht wie erschlichne Schwüre Dich an mich fesseln" — Er hatte sie bei diesen Worten losgelassen, er saß glühend, aber sanft neben ihr, als er wahrnahm, daß die wechselnde Gemüthsbewegung Amaliens Nerven zu sehr erschüttert hatte. Ein convulsivisches Zittern schüttelte sie, ihre Brust ward von einem heftigen Schmerz zusammen gezogen. Clemens schauderte, er rief nach Hülfe, er schien ausser sich bei der zunehmenden Schwäche, der die geliebte Kranke zu unterliegen schien. Der Arzt erschien, beinahe mit ihm zugleich eilte Sophie herbei, die den Zufall erfahren hatte, und schon seit einer Stunde den gewohnten Besuch ihrer liebenswürdigen Freundin vermißte. Sie fand den Ritter an ihrer Seite, bald knieend, mit Angst ihre Hand haltend, bald ungeduldig ihr die Hülfleistungen darreichend, mit denen die Umstehenden ihm zu lange zu zaudern schienen. Sophie hielt ihn für einen Bruder, dessen unerwartete Ankunft Amalien überrascht hätte. Zwar war sie überzeugt gewesen, Amalie habe keine Geschwister, zwar lag in der Theilnahme des Fremden

eine

eine Leidenschaftlichkeit, wie Bruderliebe sie nicht ausdrückt, doch blieb sie bei ihrer Vermuthung, und theilte den Beistand, den man der Kranken gab. Nach einigen Minuten konnte sie wieder sprechen, und Sophie hörte sie dem Ritter, der ihr Haupt an seine Brust gestützt hielt, mit den innigsten Ausdrücken die Bitte: ruhig zu seyn, und sich hinweg zu begeben, zuflüstern. Clemens verhieß das erste, aber weigerte sich, sie zu verlassen. Die Kranke schien darüber heftig bewegt, der Ritter nahm es wahr, und sagte mit der Stellung eines innig Bittenden einige Worte, welche Sophie nicht verstand, worauf Amalie aber ihre Kräfte aufraffte, und mit gefalteten Händen rief: Eben im Namen dieser unglücklichen Liebe! — sie sank entkräftet auf ihre Kissen. Der Ritter trat mit dem Ausdruck des Schreckens zurück, wie die Kranke ihm aber mit einem schmerzlich zärtlichen Lächeln fortwinkte, gieng er zögernd und tief erschüttert aus dem Zimmer.

Jetzt ahnete Sophie das Verhältniß der beiden Menschen, sie hatte das Kreuz auf des Ritters Kleide gesehen, sie bemerkte in Amaliens Blicken eine Verwirrung, welche selbst das Gefühl der Schmerzen überstieg. — Noch dachte sie es sich aber, wie ihr

glückliches Schicksal sich Tugend dachte, und die stillen Thränen, welche über Amaliens bleiche Wangen floßen, bestärkten sie in ihrer Meinung, daß sie Zeugin des Wiedersehens unglücklicher auf ewig getrennter Liebenden sey. Die Folge machte sie irre in diesem Begrif, der ihr Amalie noch theurer gemacht hatte. Sie fand den Ritter als Freund des Barons, als Mitglied der Familie eingewohnt, sie lernte nun ihrer Seits das Neue eines Verhältnisses kennen, welches das Sittengesetz mit dem Namen des Lasters brandmarkten, das sie immer mit dem Begrif von Abwesenheit der Tugend gepaart hatte. Amalie war nicht befremdeter gewesen von dem Anblick ihres häuslichen Glückes, wie sie es war von dem Verein nach ihrem Bedünken unvereinbarer Eigenschaften. Sie sah den alten Baron den Freund eines Mannes seyn, der ihn nach ihren Begriffen beleidigte, sie sah Amalien jede Pflicht gegen ihren Gemahl erfüllen, welche ihre Lage ihr erlaubte, sie bemerkte in dem Ritter die freimüthigste Theilnahme an des Barons Gesundheit und Zufriedenheit, überlegne Schonung seiner mannichfaltigen Schwächen, und gegen Amalien einen Ausdruck von Achtung, in welchem nur ihr scharfer Blick nie die lebhafteste Zärtlichkeit verkannte. Wehmüthig, die Liebenswür-

digste ihres Geschlechts nicht mehr für ihre Mitschwester im Bestreben der Tugend halten zu können, ward ihr Aeußeres der Spiegel ihres Gefühls. Amalie bemerkte es, und empfand mit unendlichem Schmerz, daß sie ihre Liebe aus dem Kreise der ehrwürdig Glücklichen ausschloß.

Dem Ritter war der Gang von Amaliens Gefühl nicht dunkel geblieben, er hatte mit liebender Theilnahme die Darstellung, welche sie ihm von Sophiens häuslichem Glück machte, die rührenden Klagen über ihren eigenen Unwerth in Vergleich mit dieser Frau angehört, und hatte sie mit seinen Gründen bestritten. „Glauben Sie denn nicht, meine Freundin, sagte er ihr, glauben Sie denn nicht, daß ich mir bewußt bin, daß unser Werth vergiftet ist, wie unser Glück? Wir sind von der Wiege an ausser der Bahn gerissen, in der wir das Ziel von Glückseligkeit fühlender Wesen erreichen konnten — Aber darauf gründe ich meine Ueberzeugung, daß wir die Trümmer dieses Glücks sollen retten, daß wir unter den Bedingungen der Menschheit wie jene Glücklichen gebunden, nicht nach einer Märtyrer-Tugend sollen streben. Sagen Sie mir selbst, Amalie, wer erfüllt mehr Pflichten gegen Sie, der Mann, dessen Namen Sie tragen, oder der

Unglückliche, dem diese Glücklichen das Bewußtseyn einer Schuld aufbürden wollen, die er nicht anerkennt? Amalie, ist ihr Herz verwahrlost seit jener seligen Stunde, da es zuerst an dem meinen schlug? — und finden Sie mich heute Ihrer Liebe unwerther, als an dem Tage, wo Sie Ihr Schicksal zum erstenmal in meinen Armen beweinten? — Nein, meine Freundin, wir sind besser, weil wir lieben, wir würden weiser seyn, wenn wir endlich das ohnmächtige Sträuben gegen die Gesetze der Natur ablegten, und nicht mehr wie Menschen seyn wollten, weil wir nicht glückliche Menschen seyn können. Die Sitten höhnen will ich nie, den Begriffen, welche das Glück Sophiens heiligen, will ich nie trotzen — O fürchten Sie doch nicht, daß je Freude unser Loos sey! — Der demüthigende Druck des Geheimnisses bleibt uns, die Furcht der Diebe und Räuber ist das Loos unsrer Liebe — Amalie, wenn über uns Natur und Sittlichkeit richten sollte, so trüg' ich Sie in meinen Armen vor ihr heiliges Tribunal, und wir wären Bürger einer bessern vollkommnern Welt." —

Vielleicht war eben so viel Selbstbetrug als falsche Vernünftelei in des Ritters Gemüth, da er seine Geliebte überredete, seine Wünsche als Rechte gelten zu

lassen. Hatte er sich aber mit kühner Hand an der Unbilligkeit der Sitten und der Gesetze gerächt, so kam nun bald auch der Augenblick, wo Sitte und Gesetz Rache an seinem Herzen nahmen. Sein sittliches Gefühl entwickelte sich durch seine Lage selbst, denn ein sehr gebildeter Geist bot seinem Herzen die Hand. Ganz verändert erschien ihm also nach weniger Zeit die Ansicht seiner Handlungsart, wie ihm seine Geliebte die Entdeckung machte, daß sie Mutter sollte werden. Er ward entzückt, aber Amaliens Verzweiflung lehrte ihn, daß auch hier die Sittlichkeit der Natur ihr heiligendes Siegel versage, und seine Freude vergifte. Aber theurer wie je ward ihm nun das Weib, der er alle ihre Ruhe, der er nun auch den Stolz der Mutterwürde geraubt hatte. Ihre äußere Lage blieb sich indessen gleich, der Baron nahm nach seiner Rückkehr aus dem Bade, blühender, munterer, mit seiner Ehe zufriedener wie je, die Glückwünsche zu seiner bevorstehenden Vaterschaft mit der treuherzigsten Unbefangenheit an. Amaliens Betragen, das nie den Anstand gefährdete, des Ritters öffentlicher Charakter, der jeder indiskreten Aeußerung zuvorkam, hütete das unglückliche Paar vor persönlichen Verletzungen in ihrem Zirkel, aber das Urtheil, welches über sie ergieng, war nicht

weniger streng. Amaliens innres Bewußtseyn sprach lauter wie die schwankende Stimme eines Haufens, dessen innerer Unwerth ihm das Recht, über Tugend zu richten, benimmt. — Aber nicht weniger würkte er deßwegen auf ihr und des Maltheserš Schicksal. Sein Ordensoberer, ein Mann von strengen Begriffen und kaltem Herzen, von Mönchshänden erzogen, und der Aufklärung feind, weil er sie mit Zügellosigkeit verwechselte, war zugleich sein nächster Verwandter, und durch die Verschiedenheit ihrer Gemüther nie sein Freund gewesen. Sobald Clemens die Jahre erreicht hatte, wo der Gebrauch den jungen Rittern eine Reise im Dienste des Ordens befiehlt, hatte er in den Vater des Ritters gedrungen, seinen Sohn zur Erfüllung dieser Pflicht anzuhalten. Clemens, der eben im Vollgenuß des ersten Jugendlebens war, fand wenig Freude daran, die Gesellschaft der schönen **innen mit einem Streifzug gegen die grämlichen Türken zu vertauschen, und statt der Eroberungen, die ihm seine blitzenden Augen verschafften, schmutzige Christensclaven zu befreien. Er gewann seinen Vater, und erhielt, statt dem Befehl, eine Karavane zu machen, die Erlaubniß, London und Paris zu sehen. Clemens liebte für diese Güte seinen Vater um so mehr, aber der Großkreuz

entzweite sich darum so sehr mit demselben, daß dieser, um einen Verwandten von so viel Ansehn und Einfluß beim Orden zu besänftigen, seinen Sohn gar nicht nach Haus zurückkehren ließ, sondern von Paris nach Malta schickte, wo er sich mit soviel Thätigkeit und Muth betrug, daß er durch ausserordentliche Begünstigung noch vor der Zeit eine Pfründe erhielt. In den Augen des eifrigen Großkreuz war es nicht hinlänglich, die Türken zu schlagen, seines Vetters weltlicher Sinn blieb ein Gräuel vor seinen Augen, und wie ihn jeẓt Ordensgeschäffte nach ** führten, machte ihn der verjährte Haß zu seinem Verfolger. Es gab müßige oder böswollende Menschen, welche dem alten Mann die Verbindung des Ritters mit Amalien im schwärzesten Lichte schilderten, der Großkreuz drohte ihm mit allem Ansehn des Ordens und der Verwandtschaft, um ihn zu einer Lebensbesserung zu vermögen. Er brauchte empfindliche Mit'el für seines Vetters Herz, er beleidigte seine Geliebte vor dem Auge des Publikums, in der Gegenwart des Fürsten. Amaliens Muth erlag, ihr Körper, den Leidenschaft und Kummer angriffen, theilte die Zerrüttung ihres Gemüths. Nur Mitleid mit ihr verhinderte den Ritter, blutige Rache an seinem Vorgesetzten zu nehmen. Unter diesen Umständen rückte

die Stunde herbei, in welcher durch die verworrensten Irrthümer der Gesellschaft der Natur das Recht genommen war, Amalien mit Freude zu lohnen. Sie rang mit Todesgefahr, ihr bebender Mund durfte in der höchsten Angst den Namen nicht nennen, der in der Tiefe ihres Herzens tönte, des guten Barons blinde Sorge um sie drückte sie mit brennender Scham, und mit einem Kampf von Empfindung, in dem das Muttergefühl schmerzlich siegte, waren Thränen der erste Gruß, den sie ihrer Tochter beim Eintritt ins Leben gab. In ohnmächtiger Schwäche ruhte sie kurz nach der entscheidenden Stunde auf ihrem Lager, als ihre Kammerfrau sich leise vor ihr auf die Knie senkte, und furchtsam ihr zuflüsterte — „theure gnädige Frau! Ein Wort des Trostes für den Ritter, er wacht die ganze Nacht in meinem Zimmer verschlossen" — das war Wohlthat für Amalien, so lebhaft es auch das Gepräge ihres Unglücks, ihrer Schande trug, sie winkte erschrocken dem Mädchen, zog matt ein Band herab, das ihren Kopf umschlang, und sagte mit kaum hörbarer Stimme, indem sie es Mortha hinreichte: „das ist für ihn!" —

Mit welchem Herzen empfieng der junge Mann dieses Pfand der ernstesten Stunde! Geliebter ohne

das Ansehn des Gatten, Vater ohne Rechte über sein Kind, gekränkt in seiner Liebe, und um der Liebe willen gezwungen, diese Kränkung zu ertragen, war ihm das Leben in diesem Augenblick eine Qual. Das Band, was Amaliens Schläfe in der Stunde der Angst umschlang, schien ihm ihr letztes Vermächtniß, und die Stille, die jetzt im Hause herrschte, die Stille des Grabes. In dieser Stimmung empfieng er von dem Großkreuz den Befehl, mit Aufträgen des Ordens nach Maltha zu gehen, und so, ohne eine schimpfliche Zurechtweisung zu erwarten, das Aergerniß seines Wandels zu versöhnen. Er verzehrte sich in seiner gebändigten Wuth, aber die Gefahr, in der noch Amaliens Leben schwebte, gab ihm die Fassung ohne weitere Erklärung gegen den unversöhnlichen Verwandten, dessen Befehl er nicht ausweichen konnte, um vierzehn Tage Aufschub zu bitten. Diese Zeit mußte über Amaliens Leben oder Tod entscheiden. Verlor er sie, so war ihm ein türkischer Säbel, so war der Grund des mittelländischen Meeres eine Wohlthat, um die er buhlte, und rettete sie ihm das Schicksal, so sollte sie über seine Zukunft entscheiden.

Sie lebte, und seine Rechte als Hausfreund erlaubten ihm, sie zu besuchen, ehe noch ein Fremder

ihr Zimmer betrat. Der Baron führte ihn selbst zu ihr, er legte seine Tochter in seine Arme — Amaliens Schwäche gebot Stille in diesen Auftritt zu bringen, und das milderte den Sturm, den er in den Busen der Liebenden erregte. Clemens, der sich beim Anfang einer langen, vielleicht ewigen Trennung von dem kleinen Wesen sah, über das kein Gesetz seinem Herzen Rechte zusicherte, ward bei seinem Anblick neben der zitternden Mutter, deren bleiche Wangen vom zartesten Roth gefärbt wurden, von unnennbarer Wehmuth ergriffen, er gab das schlummernde Kind schweigend dem guten Baron zurück, und die Heftigkeit, mit welcher der Ritter ihm zum Glückwunsch die Hand drückte, erregte eine Empfindung in ihm, die in einem weniger passiven Gemüthe Verdacht geworden wäre. Clemens nahm sie nicht wahr, in diesem Augenblick überwältigte ihn ein zu heiliges Gefühl, er hätte Amaliens Gemahl auf den Knien beschwören können, dem schuldlosen Kinde ein guter Vater zu seyn. Einige Tage nachher hielt er Amalien für hinlänglich gestärkt, um über sein Schicksal zu entscheiden. Cotty, die junge Kammerfrau, die ihm durch die freiwillige Theilnahme an seiner Lage, vielleicht ohne ihren ganzen Umfang zu errathen, unendlich wohlgethan hatte, versicherte ihn, ihre Herr-

schaft habe schon gelesen, sie habe sich schon mehrmals ein Kästchen geben lassen, das Schriften enthalte, und weine, und lese sie, und herze dann inniger ihr Kind. Clemens kannte das Kästchen, das seine Briefe einschloß, und jeder Schmerz einer Liebe, die Fehltritte selbst veredelten, durchdrang seine Brust. Er schrieb an Amalien.

„Die heiligsten Bande machen Sie zur Herrin meines Schicksals, ich wünsche Ihre Ruhe, die mir theurer, wie mein Leben ist, nicht zu stören, und muß doch jetzt Sie auffordern, über dieses Schicksal zu entscheiden.“

Er theilte ihr dann seine Verhältnisse gegen den Großkreuz, und den erhaltenen Befehl ins Ausland zu gehen, mit, und fuhr fort:

„Gebieten Sie nun über den Weg, den ich einschlagen soll — Es giebt einen Ausweg für uns — ein entfernter Welttheil steht uns offen, eine leicht zu ersinnende List bewegt, die wir verlassen, uns unter die Todten zu zählen, und Pensylvanien nimmt uns unter seine Bürger auf. Meine Liebe vermag das, und die Deine, Amalie, wird Dich zur Heldin machen. Aber Dein Kind? — — Gebiete! Bleibt dieses Land unser Wohnort, so muß ich mich jetzt dem Sclavenjoche, dem

ich fröhne, unterwerfen, ich muß mich von dem Weibe meiner feurigsten Liebe trennen. Befiehlst Du mir diesen Gehorsam? befiehlst Du mir Widersetzlichkeit und trotziges Abwarten ihrer Folgen? Dein Wille ist mein Gesetz. Diese letzten Wochen haben mich erst zum Manne gereift, ohne mich meine Thaten als Jüngling verläugnen zu lehren. Ich that Recht, wir thaten Recht, die Qualen, die unser Herz jetzt zerfleischen, lehren uns, welche Güter man uns entriß, welche Güter wir noch retteten. Amalie, uns knüpfen unauflösliche Bande! — Ich kann Dich verlassen müssen, die Obermacht, der ich jetzt weiche, kann mich zwingen, meine Jugend fern von Dir zu verschmachten, sie kann die Sünde, die Deine schönen Augen beweinen, zu meiner letzten Seligkeit machen — Amalie, Dein Geliebter kann erst als Greis wiederkehren, aber Dein Anblick wird sein erstarrtes Blut erwärmen, der Anblick Deiner Tochter wird die Liebe seiner Jugend zurückzaubern — ich schone Dich und mich. — Wohl denn, ewig Geliebte, gebiete mir zu gehen, zu trotzen, Dich zu retten und mich."

Amalie antwortete ungesäumt: „Jede Ihrer Zeilen soll als heilige Wahrheit ein Pfand unsrer Zukunft mir bleiben. Wir tauschten das Recht, über unser

Schicksal zu gebieten, gegen einander aus. Sie sprachen über das meine, und ich weihte mich Ihnen und einem Elende, das mir theurer ist, wie jedes Glück jetzt gebiete ich über das Ihre, gehorchen Sie dem Befehl Ihres Obern, reisen Sie. Als Greis werden Sie mich wiedersehn, wann es aber auch sey, das letzte Leben meines Busens gehört dem Freund meiner Jugend. Die Erziehung meines Kindes versöhne die ewig theure Schuld der Vergangenheit — den Banden, die uns fesseln, gebietet die Tugend selbst, ewig zu seyn."

Von Thränen benetzt sandte Amalie diese Zeilen, mit Schmerz der Verzweiflung empfieng sie der Ritter, und nach wenigen Wochen stieg er in Genua zur Ueberfahrt nach Maltha zu Schiff.

Amalie genas langsam, und von dem Innern ihrer Krankenstube an bildete sie sich eine neue und würdigere Existenz. Sie war sich bewußt, wie die Menschen sie ansahen, sie fühlte sich aber unabhängig über den Ausspruch der Gemeinheit, so wie über Verurtheilung der Tugendhaften. Weiber ohne Sitten glaubten, sie gliche ihnen, und ihre müßige Zunge eiferte giftig über die kalte Hoheit, mit der sie sich von ihnen entfernte. Die Glücklichen, die ihre Pflichten stets

wahrten, weil ihre Wünsche mit ihnen zusammenstimmten, oder weil keine Versuchung sie prüfte, nannten die Ruhe Trotz, mit der Amalie in der großen Welt auftrat, und sich ihr soviel wie möglich entziehend, ihre Zeit zwischen ihrem Kinde, und einem kleinen Zirkel theilte, der ihr, nebst allen andern Anschuldigungen, auch noch die zuwege brachte, den Ruf einer Frau von Geist mit den Trophäen der Schönheit zu verbinden. Jetzt da der Ritter entfernt war, und die lähmende Persiflage, mit der er jede Indiskretion der Art rügte, nicht mehr erschreckte, versuchte man so lange, den Baron von den Vermuthungen des Publikums zu unterrichten, bis seine unerschütterliche Gleichmüthigkeit endlich doch hinlänglich gestört wurde, um Amaliens Irrungen auch mit den Qualen zu strafen, welche Verdacht der Art, wenn er einmal in einem schwachen, beschränkten Gemüthe erregt ist, der Gattin erleiden läßt. Sie bemerkte bald, was die Ursache seiner veränderten Stimmung war, sie hatte diesen Fall schon berechnet, und war sich bewußt, diesem neuen Schmerz als Folge ihrer Schuld begegnen zu müssen. Sie setzte seiner übeln Laune Geduld, seinen beissenden und meistens ihn so gut wie sich selbst compromittirenden Anspielungen, eine unermüdliche Kunst, ihnen durch

ihren Geist den Gift zu benehmen, entgegen, sie verdoppelte ihr Bemühen, ihm Achtung zu verschaffen, sie bewieß durch die Ruhe ihres Betragens, daß sie gewiß sey, Achtung zu erhalten, und beharrlich in Tugenden, welche die Liebe entwickelte, und welche die Liebe unsterblich machten in ihrer Brust, hatte sie sich in wenig Jahren in der Gesellschaft und bei ihrem Gemahl den Platz festgesetzt, wo ein edles Weib über jeden Angrif der Mißgunst so wie der Verläumdung erhaben ist.

Jahre verstrichen, ohne daß der Ritter wieder den vaterländischen Boden betrat, sein Briefwechsel mit Amalien war indessen ununterbrochen, er war stets der Ausdruck ihrer beider Empfindung gewesen: in der Freundin, die sich, durch Zeit und Mutterliebe läuternde, ewige Liebe, in des Ritters Briefen bald Trotz gegen das Schicksal, bald die milde Weisheit, welche die vielfache Ansicht der Welt, die Uebung der Kräfte, die Erhaltung eines Heiligthums im Innern des Herzens, dem Manne giebt. Die Aufträge, welche ihm sein strenger Verwandter an den Orden gab, wären bald ausgerichtet gewesen, der Großmeister wußte aber seine Ehre so listig zu einer kriegerischen Thätigkeit aufzufordern, und sein Leben war ihm in diesem Augen-

blick um einen so geringen Preis feil, daß er mit Bereitwilligkeit eine kleine Eskadre bestieg, welche der Orden damals zur Unterstützung der Russen in die Levante bestimmte. Seine Freundin, die von allen seinen Schritten unterrichtet war, von dem schönen Ehrgeiz beseelt, der die Lorbeern des Geliebten auch mit seinem Blut zu erkaufen den Muth hat, spornte ihn an, die rühmliche Laufbahn zu verfolgen. Ihre Liebe durch das Opfer veredelt schwang sich zu dem schönsten Enthusiasmus auf, sie sah es nicht mehr für Schuld an, ihm ihr Geständniß in jedem Briefe zu wiederholen, und der Ritter sah sich in dem Alter, wo die meisten Männer seines Standes stumpf für Genuß, und ohne Glauben an weibliche Tugend, die Liebe für ein Mährchen halten, zu der schönen Ueberzeugung gereift, daß die höchste Liebe und die höchste Tugend stets Eins sey, und, in dem Mann wie in dem Weibe, alle andere Tugend in ihrem Gefolge versammle. Vier Jahre waren nun verstrichen, seit er unter fremden Himmelsstrichen umher irrte. Die Gewässer des mittelländischen Meeres waren von ihm in jeder Richtung durchkreuzt, in Italien hatte er die Schönheiten der Natur und die Trümmer der Vergangenheit genossen,

und

und er glaubte kühn: er dürfe nun den Versuch wagen, in Amaliens Nähe zu leben, ohne ein andres Glück zu verlangen, als ihre Ruhe ihm gestatten, als ihre Mutterwürde vor ihr selbst rechtfertigen könnte. Schon zweimal bat er Amalien vergeblich um die Erlaubniß, vor ihr zu erscheinen, sie gebot ihm, seine Entfernung zu verlängern, und die Furchtsamkeit, welche dieses Gebot erzeugte, machte seinen Muth wieder zu Schanden. Familien-Angelegenheiten zwangen ihn endlich, seiner Freundin Einwilligung zu einer Rückkehr, die sich nicht mehr aufschieben ließ, zu begehren. Wie ihn sein Vater zu dem Orden bestimmte, hatte er einen ältern Bruder, der einziger Erbe von den beträchtlichen Familiengütern war. In den ersten Jahren seiner Abwesenheit starb dieser ältere Bruder ohne Kinder jetzt folgte sein Vater ihm nach, und Clemens sah sich nun als Haupt seines Hauses genöthigt, seine Angelegenheiten an Ort und Stelle zu berichtigen. Auf das ehrenvollste von dem Orden belohnt und entlassen, und die Einkünfte seiner reichen Familiengüter mit denen einer ansehnlichen Comthurey vermehrend, eilte er auf das Landgut, wo sein Vater starb. Seine Mutter, eine ehrgeizige Frau, sah mit Mißvergnügen durch ihres Sohnes Gelübde sich

der Hoffnung, Enkel zu umarmen, beraubt. Dem Bruders Sohn ihres Gemahls, eines Mannes, der nie ihr Liebling war, fielen ihre Rechte zu. Das Ansehen der Familie, und diese besondern Umstände setzten den Ritter in den Fall, ohne viele Mühe Dispensation seiner Ordenspflichten zu erhalten, und die stolze Frau empfieng ihn nicht nur mit diesem Vorschlag, sondern mit dem Antrag einer glänzenden Heirath, die sie als Ursache und Folge jenes ersten Schrittes für unfehlbar hielt. Clemens hatte vielleicht diese Plane vermuthet, er beantwortete sie bei der ersten Eröffnung schon mit einer entschiedenen Weigerung. Die alte Gräfin war erstaunt, sie fragte um die Gründe einer so verkehrten Denkungsart, und erhielt die einfache Antwort: er sey der Freiheit gewohnt, und sein Geschmack entferne ihn von den Geschäften und Pflichten eines Hausvaters. In dem Gesicht der Gräfin entstand ein listig spöttischer Ausdruck, der ihm bewies, daß ihr seine ehemaligen Verhältnisse nicht unbekannt geblieben waren — „Und wen bestimmst Du zu Deinem Erben?" fragte sie mit unterdrücktem Zorn. — „Wen Gesetz und Natur dazu ernannte, meines Onkels Sohn." — Also Fremde, Kinder eines Mannes, dessen abentheuerliche Denkungsart uns immer verhaßt war, de-

ren Erziehung" . . . . . Verzeihen Sie, meine Mutter, ich habe da meine eignen Plane, ich habe den Umweg von ein paar Meilen nicht gescheut, und Ihre Schwägerin auf ihrem kleinen Landgut besucht, Ihr Neffe ist ein liebenswürdiger Knabe, an dem seine brave Mutter keine Sorgfalt fehlen ließ, sie erlaubt mir, seine Erziehung ganz allein zu vollenden. — „Ein schöner Plan! Willst Du die vier Bettelfräulein, seine Schwestern, nicht auch erziehen?" — Das vermag ihre Mutter besser wie ich . . . . „Oder Deinen erwählten Erben mit Fräulein von Fels erziehen lassen?" — Da würde ich fürchten, er würde ihrer nicht würdig, denn die vortrefflichste Erziehung eines Mädchens paßt sich für keinen Mann. Ich werde ihn erziehen.

Diese kühne Freimüthigkeit bewies der klugen Frau unwiderleglich, daß sie ihr mütterliches Ansehen und ihre weibliche Liebenswürdigkeit zugleich compromittirte, ihre Herrschsucht sträubte sich, aber ihr Stolz konnte dem Triumph, einen allgemein bewunderten und geschätzten Sohn zu haben, nicht widerstehen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, öffentlich seine Entschlüsse zu tadeln, aber sie vermochte es eben so wenig über sich, freundlich mit ihm zu leben. Wie

nach wenig Tagen Leo, der Neffe ihres verstorbenen Gemahls, bei seinem Vetter anlangte, und bei dem Gesinde und Hausgenossen als künftiger Erbe eingeführt wurde, verließ sie das Schloß, und bezog ihren Witwensitz, ohne sich mehr um die Angelegenheiten ihres Sohns zu bekümmern.

Sobald der Ritter seine Geschäfte berichtigt hatte, flog er nach der Residenz, wo ihn Amalie, mit der Hoffnung, ihre Ruhe zu erhalten, erwartete. Sie hatte ein ganzes Jahr seinen Bitten, zurückkehren zu dürfen, widerstanden, nun der Zufall, nun Nothwendigkeit ihn zurückriefen, vertraute sie der Stärke ihres Gemüths, und bereitete sich, den Augenblick des Wiedersehens zu ertragen. Sie verbot ihrer Einbildungskraft, sich irgend ein Bild davon zu machen, sie drängte den Gedanken an alle die Gefühle, welche er erregen könnte, zurück, sie wollte diesen Zeitpunkt ihres Lebens von der Vergangenheit trennen, und sich zwingen, den Ritter wie einen längst verheißenen Freund anzusehen, dessen ganzes Leben sie kenne, den sie aber jetzt zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht schauen sollte. Es war gut, daß sie sich kein Bild dieses Wiedersehens gemacht hatte, ihre Ruhe hätte dabei nicht gewonnen, und ihr Muth hätte verloren, denn sie

würde bei dem ersten Anblick erkannt haben, wie kindisch alle Menschenweisheit ist gegen die Allmacht der Liebe. Fünf Jahre hatten ihr eine solche Ewigkeit geschienen, sie war in diesen fünf Jahren so vielen Reizen des Lebens abgestorben — Clemens seine letzte Zeilen: „Als Greis werd' ich Dich wiedersehn" hatte sie sich als die einzige Weissagung gedacht, welche erfüllt werden würde, und in einer kindischen Täuschung der Seele wähnte sie, diese Empfindung würde nun ihr Verhältniß bestimmen. Oft wenn sie mit heldenmüthiger Entsagung die verlängerte Abwesenheit des Ritters beförderte, oft wenn sie matt von dem trivialen Zwange ihrer conventionellen Existenz, erschöpft von der Bemühung, die Leere des gutmüthigen Baron mit freundschaftlichem Umgang zu füllen, in der Stille der Nacht einer zu theuern Vergangenheit gedachte, tönten Heloisens Worte leise in ihrem traurigen Gemüth:

Death only, death kan break, the lasting ehain
and here evn' then shall my cold dust remain,
here all its frailties all its faults reseign,
and wait till 't'is no sin to mix with thine — — —

Ihr Wiedersehen hatte seyn sollen, wie das Wiedersehen der Schatten jenseits des Styx, und nun stürzte

er zu ihren Füssen, liebenswürdiger wie je, gereift an Güte und Geist, mit aller angehäuften Liebe von fünf Jahren schmerzlicher Entsagung — und was sollte ihre Ruhe retten? zu ihrer Tochter, zu Emiliens kindlichem Liebreiz flüchtete das liebende Weib. Der Ritter fühlte sie in seiner Umarmung zittern, er ahnete, daß der Augenblick, den seine männliche Vernunft so oft berechnet hatte, nicht ihrer Herrschermacht unterworfen war, er gab der Bemühung seiner Freundin willig nach, die sich loswand, und mit einer Stimme, wo Angst und Zärtlichkeit kämpften, den Namen des Kindes ausrief — die Kleine eilte aus dem Nebenzimmer herbei, „Emilie, das ist der gute Freund, für den ich dich oft beten lehrte," sagte Amalie, — „Gottlob daß Sie da sind!" rief das Kind, indem sie mit der einen Hand die Puppe hielt, mit dem andern Arm den Ritter, der sie knieend umarmte, umschlang. Clemens schluchzte an des Kindes Halse — „Mutter, nun weint Er — hast du ihm denn gesagt, daß Du so oft um ihn weintest?" sagte mit großen Augen, die Mitleidsthränen füllten, das kleine Mädchen, unbesorgt wie viel sie verrathe.

Bedarf dieser Auftritt einer Ausmahlung, so hatte die ganze Geschichte keinen Sinn. Du glückliche

Mutter, die jauchzend ihres geehrten Gatten Segen auf das Haupt ihres geliebten Kindes anspricht, weine eine Thräne um die glühende Schamröthe, mit der Amalie ihrer Tochter verbergen mußte, daß ihr Vater jetzt seinen Segen verstohlen und mit bittern Thränen auf sie herabweinte. —

Der Baron empfieng den Comthur, denn zu dieser Würde war Clemens gelangt, mit der unbefangensten Treuherzigkeit. Alles, was Clemens erblickte, durchdrang ihn mit neuer Achtung für seine Freundin. Selbst des Barons nichtsbedeutender Charakter hatte in ihrem Umgange das Bedürfniß wohlzuthun gewonnen. Er war unfähig, sich die Bestandtheile von anderer Glücke zu denken, aber wenn Amaliens Vorsorge und Thätigkeit einem armen Unterthanen seine Lage erleichtert, einem treuen Bedienten die Aussicht auf eine Versorgung im Alter, einer hülflosen Witwe Unterstützung für ihre Kinder verschaft hatte, nahm er gern ihren Dank an, und war in der Täuschung vergnügt, daß er diese guten Werke gethan habe, zu denen er nur höchstens seine Einwilligung gab. Mit liebenswürdiger List wußte Amalie in Allem, was sie ihm zu thun vermochte, seine Vorrechte als Gutsherr, oder seine Würde als Mann von Stande in ein glän-

zendes Licht zu setzen, und da fand er es sehr angenehm, von sich sagen zu können, was der beste König als das Ziel seiner Regierungssorgen zu sagen wünschte, — daß jeder seiner Unterthanen Sonntags ein Huhn im Topfe habe. Nur in einem Punkt ward es Amalien schwer, ihre Obermacht zu behaupten, und das war in Emiliens Erziehung. Der gute Baron machte sie ihr zwar nicht streitig, aber seine immer zunehmende Liebe für das Kind war oft ein Gegengewicht in der Waagschale ihrer besten Bemühungen, die Kleine zu bilden. Sie ertrug dieses Hinderniß mit schüchterner Ergebung, und lehrte dem Kind, wozu sein kleines Herz geneigt war, die dankbarste Achtung gegen den gütigen Mann, indeß ohne ihre Absicht, ja oft zu ihrem Schrecken eine enthusiastische Liebe gegen den unbekannten fernen Freund, den der Mutter furchtsame Zärtlichkeit ihr nur neben Gott und der Tugend nannte, in ihrem kleinen Herzen entstand.

Die Wahrnehmung der vielen neu entwickelten Vollkommenheiten in der geliebten Frau mußte des Comthur Neigung erhöhen, aber sie konnte seine Wünsche nicht vernichten. Er war nicht mehr der stürmische Jüngling, der mit kühnen Sophismen nach dem Genuß des Augenblicks strebt, er erkannte mit ern-

ster Wehmuth, daß fünf Jahre Entfernung, daß die glühende Sonne auf Malthas Felsen, daß die Erwartung des Todes von den Säbeln der Afrikaner — daß alles ohnmächtig ist, die Stimme der Natur zu zerstören. Mit schmerzlichem Entzücken sah er an Amaliens bleichen Wangen, die bei seinem Anblick eine glühende Röthe überflog, an dem Zittern ihrer Stimme, wenn sie sich unerwartet allein mit ihm fand, an den heimlichen Thränen, die sie oft in Emiliens Locken verbarg, daß sie seine Empfindung theilte. Seine Vernunft lehrte ihn nun deutlich, daß Trennung seine einzige Rettung sey, aber sein männlicher Stolz, so wie seine Liebe, wußten nicht, wenn der Augenblick eintreten würde, der diesen Ausspruch verkünde, denn wie ein Feiger fliehen vor der Gefahr wollte er nicht, und allein stark seyn, und so Amaliens geliebte Schwäche beschämen, hätte er verachtet.

Die ganze Familie begab sich auf's Land. In der Nähe des Schlosses befand sich eine kleine Kapelle auf einer waldigten Anhöhe, welche durch ein wunderthätiges Muttergottesbild berühmt war. Es ward an manchem Feiertage verehrt, aber besonders gieng eine große Wallfahrt dorthin am Feste der Himmelfahrt der göttlichen Mutter. Schulden jeder Art fanden dort

Versöhnung, für Wünsche jedes bedrängten Herzens ward sie die milde Vorbitterin, aber besonders wandelten liebende Mädchen auf dieser Pilgerfahrt, denn das Bild der Allreinen schützte das Glück der Liebenden, heilte verwundete Herzen, und gab himmlischen Trost, wo irrdisches Glück auf immer versagt war.

Die Kapelle gehörte zu der Herrschaft des Barons, und seit dem er mit seiner Familie jährlich den Sommer in dieser Gegend zubrachte, hatte Amaliens Ansehen, die weise Duldung, mit der sie den frommen Pilgern nichts in Weg legte, die Strenge, mit der des Barons Beamte auf öffentliche Zucht hielten, diese Wallfahrt von allen äußern Mißbräuchen gereinigt. So weit himmlische Begriffe sich auf das Irrdische angewendet nicht vergröbern müssen, war es ein schönes Fest, von Fern und Nah Menschen, mit der Zuversicht, Trost zu finden, die blühenden Hügel hinanklimmen zu sehen zu der Königin des Himmels.

Es war der schönste Sommertag, als Amalie, von ihrem Gast und ihrer Familie begleitet, sich an dem Fuß des Hügels in den Schatten hoher Ulmen setzte, um den Zug der frommen Seelen zu beobachten. Ein sehr junges Mädchen zeichnete vor allen sich aus, ihre ganze Gestalt drückte Liebe und Andacht aus, große

blaue Augen waren von Thränen schwer auf den Rosenkranz gerichtet in der gefalteten Hand, sie war sehr sauber gekleidet, und mit zierlichen Füßen gieng sie baarfuß den rauhen Hügel hinan. Ihr zur Seite schritt ein junger Mann mit schwärmendem feurigem Auge, seine braunen Wangen, sein krauses Haar waren das Bild kräftiger Jugend, er schien dem Mädchen anzugehören, denn sie gab ihm am Fuße des Hügels ihr kleines Bündelchen zu tragen. Aber seine Schuld mußte größer seyn, wie die seiner reuigen Begleiterin, denn er ließ sich auf seine Kniee nieder und stieg so den Hügel hinauf. Amalie und Clemens sahen sich lächelnd an, ein gleiches Interesse zog sie zu dem büßenden Paare, sie ließen Emilien unter des Barons Schutz, und giengen auf einem Seitenweg auf die Kapelle zu, wo das Mädchen an der Thüre stand, und mit den Lippen betend unter stillen Thränen dem mühsamen Weg ihres Begleiters zusah. Wie er angelangt war, giengen sie zusammen in die Kapelle, die eben, da es schon Abend ward, nicht so angefüllt war, daß sie nicht hätten die innige Andacht der Betenden wahrnehmen können. Das Mädchen zerfloß in Thränen, der Jüngling schien einen Augenblick von einem Anfall von Verzweiflung ergriffen, er faßte mit

der Hand in das dunkle Haar, das seine erblassende Stirn umschattete. Sein Anblick war fürchterlich, doch plötzlich, wie von einem Gnadenstrahle erleuchtet, sank er mit dem Antlitz auf die Stufen des Altars, betete lange, stand dann gelassen auf, und mit stiller Wehmuth, indem ein paar langsame Thränen über seine Wangen rannen, ruhte sein Blick auf dem betenden Mädchen, die ganz in ihre Andacht verloren am Altare lag. Clemens und Amalie fühlten einen unwiderstehlichen Zug, mehr von diesen Leuten zu wissen, sie ahneten ein sonderbares Schicksal von ihnen, so viel Andacht mit diesem Ausdruck von Leidenschaft schien ihnen mit Unglück zu drohen. Sie liessen das junge Paar den Hügel heruntergehen, und beobachteten, daß sie, ohne sich bei dem Haufen der übrigen Pilgrime, die jetzt im Wirthshaus versammelt waren, aufzuhalten, ihren Weg wahrscheinlich nach ihrer Heimath zu nahmen. Der Comthur eilte sogleich unter die versammelte Menge, um Nachrichten von ihnen einzuziehen, und er hörte von mehreren Wallfahrern, daß der junge Mann der Pächter eines großen, dem Kloster Ewaldsthal zugehörigen, Meyerhofs, und das Mädchen sein Geschwisterkind sey. Die beiden andächtigen Büßenden beschäfftigten Amalien den ganzen

Abend. Der Meyerhof lag nur eine Stunde von dem Gute, und der Baron, der mit dem Prälaten des Klosters manchesmal auf die Jagd gegangen war, und daher die Gegend kannte, schlug Amalien vor, in den nächsten Tagen einen Spazierritt dahin zu machen. Eifrig nahm sie den Vorschlag an, und obschon an dem bestimmten Morgen der Baron eines unerwarteten Geschäfts wegen sie nicht begleiten konnte, drang er doch in sie, in der Gesellschaft ihres Gastes dieß Abentheuer zu bestehen.

Der Weg war schön, die Schatten des Waldes schützten sie vor den Strahlen der Sonne, und gaben ihrer Stimmung etwas besonders Romantisches. Die Nähe des sie begleitenden Reitknechts legte ihren Blicken, ihrer Stimme einen Zwang auf, der das Feuer ihrer Herzen nur mehrte. Bald ritten sie schweigend neben einander, denn Beide waren mit der schrecklichen Nothwendigkeit beschäftigt, die sie zu einer neuen Trennung zwang, und Beide warteten bang auf die Veranlassung, dem andern ein Geständniß zu machen, das in seinem Schmerz den ganzen Umfang des Glückes enthielt, dem sie aufs Neue entsagen sollten. Nur einer mit dem andern beschäftigt erreichten sie den Hof, der, von den schönsten Feldern umgeben, auf

einer freien, Wald umkränzten Ebene lag. Alles umher athmete Ordnung und Fleiß. An dem großen Hofthor trat ihnen der junge Mann entgegen, der ihre Aufmerksamkeit bei der Wallfahrt so sehr gewonnen hatte, und hieß sie höflich willkommen. Sein Gesicht drückte Unruhe und fromme Schwärmerei aus. Sie besahen die Gärten, und ruhten dann in einem reinlichen Zimmer aus, wo eine bejahrte Frau mit einer Handarbeit beschäftigt war. Noch hatten sie die Begleiterin ihres Wirthes nicht erblickt, und fürchteten fast, ihre Neugierde nicht befriedigt zu sehen, als sie unerwartet ins Zimmer trat, um sie mit der Milch, welche ihnen der höfliche Wirth angeboten hatte, zu bedienen. Das Mädchen war noch blässer, wie am Tage der Wallfahrt, aber eine sanfte heitere Ruhe verklärte ihr Gesicht, sie sah aus, als hätte die himmlische Jungfrau ihr Gebet erhört. Amalie begrüßte sie, und that ihr nach ein paar Augenblicken die Frage: ob sie nicht am Himmelfahrtsfest die Waldkapelle besucht habe? Das Mädchen bejahte sie, erröthend mit einem scheuen Blick auf die ältliche Frau, die sie Mutter nannte. Ihre Stimme war sanft, ihr Ausdruck über ihren Stand gebildet, so daß Amalie, wie sie das Zimmer verlassen hatte, die Mutter fragte: ob

ihr Kind stets auf dem Lande erzogen sey? Die alte Frau schien ungern zu antworten, in ihrem Wesen war eine Mischung von Frömmelei und Härte, sie sagte trocken, sie sey als Waise bei einem geistlichen Herrn, ihrem Onkel, erzogen, nach dessen plötzlichem Tode sie nun Armuth zwänge, bei ihrem Brudersohn den Haushalt zu führen. Der jungen Veronika vorzügliche Bildung war nun einigermassen erklärt, obschon es immer ein seltenes Beispiel blieb, von einem geistlichen Herrn B i l d u n g erhalten zu haben, aber ihre rührende Thränen und Florians Schwermuth blieb ihnen ein Räthsel, das sie um so mehr anzog, da sie es zu errathen vermeinten. Die Furcht, dem Gefühl dieser Menschen zu nahe zu treten, hinderte sie, weiter zu fragen, sie mußten, ohne ihre Neugier zu befriedigen, ihren Rückweg antreten, als zu ihrer Freude Florian denselben Weg, den sie reiten mußten, mit einem Grabscheit auf der Schulter, einschlug. Sie gaben sogleich die Pferde dem Reitknecht, und giengen neben dem jungen Mann durch die Weidenallee auf den nahen Wald zu. Sein Herz schien eben so bedürftig zu antworten, wie ihre Theilnahme zu fragen bereit war, aber er antwortete nicht wie jemand, der Mittheilung gewohnt ist, sondern wie aus einem vol-

len Herzen das Gefühl überströmt. Ohne durch Reden unterrichten zu wollen, ja ohne an Worte gewöhnt zu seyn, sagte er oft das Geringfügigste, und wußte das Wichtigste nicht zu erklären, weil er in seiner Einfalt viel mehr empfunden wie gedacht hatte. Die Geschichte war sehr alltäglich. Florian hatte sein ganzes Leben auf dem Boden verlebt, den er noch anbaute, sein Vetter, der vorige Pachter, hatte ihn als ein Waise angenommen. Damals war die Meyerei eine bloße Ziegelhütte, wo jetzt Wiesen und Frucht grünte, war Wald, er hatte als Kind jene Fläche ausreuten helfen, als Jüngling dort zum erstenmal Klee gesäet, wo sonst hohe Tannen die nahen Felder beschatteten. Die Gegend war zum Garten gediehen vor seinen Augen. Der alte Vetter erkannte Gottes Segen in Allem, und der gnädige Herr (der Prälat) hielt seinen Diener hoch in Ehren. Wie er nun starb, that es ihm weher, seine Felder zu verlassen, und seine Gärten, wie das Leben, „und er ließ mich ihm geloben, sagte Florian, bei der Jungfrau und dem Schutzpatron unsers Klosters, nie den Dienst des gnädigen Herrn und den Anbau unsrer Felder zu verlassen" — — Nun, und warum bleibt ihr so lange allein bei dem großen Haushalte? fragte Amalie weiter. Florian sah sie befrem-

fremdet an: „ich habe immer eine Hauserin *) gehabt . . . jetzt haust meine Base,“ — sagte er nach einer kleinen Besinnung — Warum aber habt ihr nicht geheirathet? — Eine hohe Röthe, die nicht Scham war, sondern aus dem gepreßten Herzen emporstieg, überzog Florians Gesicht: „unser eins heirathet nicht.“ — Trägt denn euer Pacht nicht so viel, ein Weib zu versorgen? — Florian sah vor sich hin und antwortete verlegen: „Hier zu Lande haben die Herrn Prälaten keine beweibte Pächter“ — Und deßwegen heirathet ihr nicht? fuhr Amalie, welcher diese kleine Details geistlicher Zucht bis jetzt unbekannt waren, heftig auf; sie wollte noch mehr hinzusetzen, als der Comthur sie unterbrach, er wollte ihr den Schmerz, dem armen Florian weh zu thun, ersparen, und nahm selbst das Wort: Und da lebt ihr mit eurer Base wie Bruder und Schwester, und die Mutter sorgt für euch Beide. . . . „Wie Bruder und Schwester,“ wiederholte der junge Mann feierlich, indem er stille stand, und die Hand betheuernd auf die Brust legte. „Die heilige Jungfrau sey Zeuge, daß kein böser Wunsch mehr in unserm Herzen ist. Das waren böse

*) Haushälterin.

Menschen, welche dem Herrn Prälaten etwas anders sagten .... O mein Jesus! keine Dispenz könnte helfen, sagte er, und kein Ablaß, und wenn ich das an Veronika's Seele verschuldete — hat's der gnädige Herr von dem Herrn Prälaten selbst?".... Lieber Florian, unterbrach hier der Comthur den armen Menschen, den Gewissensschrecken und bekämpfte Liebe ganz hinrissen, ich kenne den Herrn Prälaten nicht, und niemand hat mir etwas gesagt, an seinen Feldern seh ich, daß ihr ein vortrefflicher Landmann seyd, in eurem Hause betragt ihr euch wie ein guter Verwandter, letzthin sah ich euch bei der Wallfahrt, wo eure fromme Andacht uns so sehr rührte, daß wir begierig waren, euch kennen zu lernen — weiter weiß ich nichts von euch, guter Florian, seyd ruhig, und hofft, daß alles aufs Beste gehen werde. — „Ja Herr, guter gnädiger Herr, das soll es, o ihr sprecht so gut mit mir.... die geistlichen Herrn hatten uns sehr erschreckt. — Was hülfe denn auch alles, wenn der Segen der Kirche fehlte! — nun sind wir aber ruhig. Wir können ja einer für den andern leben und sterben, es war nur so .... wir wußten es selbst nicht, aber jetzt ist's vorüber." — —

Amalie hielt eben so mühsam ihre Thränen, als

vorher ihren Zorn zurück, die stille Entsagung, der Kinder-Gehorsam in dem leidenschaftlichen Gemüthe, stellte sich im Lichte der Heldentugend neben die schwankende Weichheit, mit welcher sie seit des Ritters Rückkehr ihre Pflichten mit ihrer Liebe zu vergleichen bemüht war. Clemens empfand selbst zu viel bei diesem Auftritt, um nicht seiner Freundin Gefühle zu errathen; durch eine Anwandlung von Eifersucht, von Furcht, daß es ihr zu leicht werden würde, die Entsagung dieser gläubigen Menschen zum Vorbild zu nehmen, sagte er nach einigem Zögern: Aber ihr seyd ja nicht leibeigen, kündigt die Pacht auf . . . . Florian schüttelte mit dem Kopfe, und sagte langsam: „Liebe ist stärker wie der Tod, aber nicht stärker wie die ewige Seligkeit, und wenn wir nun auch die Strafe bei dem Herrn Prälaten abbüßten — es ist ja Blutschande, sagen sie, und wär alles — . . . man würde ja Veronika nicht mehr achten . . . nein, Liebe ist auch nicht stärker wie Schande" . . . . Guter Florian, so bleibet euren Pflichten treu, sagte der Comthur gerührt, und schüttelte ihm die Hand, ihr werdet Segen dabei erlangen. Grüßt eure Base — Ja, rief Amalie, grüßt eure Base, und kann ich ihr einmal dienen, so soll sie zu mir kommen, gern will ich sie sehen. —

Florian küßte Beiden dankbar die Hand, es war als hätte der menschliche Beifall ihm erst des Himmels Gunst recht fühlbar gemacht, denn viel heiterer als sie ihn antrafen sah er ihnen nach.

Amalie bat, den Weg zu Fuße fortzusetzen, ihr Herz war zu voll, um jetzt zu schweigen. Doch konnte sie lange nicht den Uebergang zu dem finden, was sie zu sagen sich fest versprochen hatte. „O mein Freund, sagte sie nach einer langen Pause, wie sehr beschämt uns dieser einfache Glaube“ . . . . Das habe ich geahnet, rief Clemens, daß dieser Auftritt so auf sie würken würde — nein, er beschämt mich nicht! Ihr weiches Herz übersieht hier, seiner unwürdig, wie relativ der Begrif von Tugend ist. Diese Menschen handeln ehrwürdig nach ihren Begriffen, wären wir in ihrer Lage — Gott! Amalie, wie verkennen Sie sich und mich! Wär es uns vergönnt, zu leben wie Florian und Veronika, dürfte ich so für Sie, um Sie mein Daseyn zubringen, Amalie, dürften wir wie Bruder und Schwester leben, wahrlich, ich glaube mir wäre es genug! — wahrlich, ich wollte auch vor dem Altar der Himmelskönigin das Gelübde ablegen, alles andere zu entbehren — — Der Comthur stand still, er hatte begeistert Amaliens Hände gefaßt, sie

trat, bestürzt über die Leidenschaft, mit welcher er sprach, zurück, und wollte ihn unterbrechen, er ließ es nicht zu — Nein, fuhr er fort, nein, meine Freundin, bei aller Seligkeit des höchsten Glückes beschwöre ich Sie, setzen Sie unsre Liebe nicht unter unsern Werth herab — Florian genießt jedes Glück der Liebe, er entsagt nur .... was ich besessen zu haben mich für den glücklichsten Sterblichen halte — aber ich wage es, zu sagen, meine Liebe wäre so kühn gewesen an jenem Tag, wo ich zuerst sie gestand, diesem höchsten zu entsagen, wenn ich Sie hätte besitzen dürfen, wie Florian sein Mädchen besitzt. Damals hätte es der glühende Jüngling aus Schwärmerei gethan, jetzt thät es der muthige Mann aus Selbstbeherrschung. Was ist Florians Entsagung gegen den Zwang, der uns jeden Augenblick des Lebens verkümmert, sie gehört ihm, und Sie, Amalie, Sie gehören .... O Gott! .... er verstummte, und verbarg sein Gesicht. „Nicht so, Clemens, rief Amalie bewegt und besänftigt, ich gehöre Ihnen, und allen andern, meinen Pflichten selbst, nur um Ihrentwillen — mag das Geständniß Sie strafen für Ihre Unzufriedenheit, mag es Sie anspornen, meine Ruhe zu schonen — Ohne meine Liebe, ohne Sie — sie sank

von Wehmuth überwältigt an seine Brust — meine Tugend, die Sie preisen, das Gute, das ich thue, es ist Ihr Werk, setzte sie von Thränen erstickt, hinzu. Der Comthur genoß mit Entzücken diesen Augenblick, er war zu schön, um von einer fremden Begier entweiht zu werden. Amalie konnte sich von ihm überraschen lassen, aber statt ihren Entschluß zu schwächen, gab er ihr nur mehr Kraft — sie richtete ihr Haupt auf, und sagte unter Thränen wehmüthig lächelnd: „aber weder Ihre kühne Bestimmung, was unsre und was Veronika's Tugend sey, noch mein Herz, das nur hier — sie legte aufs neue mit Thränen kämpfend, ihre Hand auf des Ritters Herz, nur hier Ruhe findet, sollen mich verführen .... Mag also die Tugend relativ seyn, aber ihr Daseyn für jede Lage, das bestreitet mein edler Freund nicht, Emiliens Mutter kennt die, welche ihr ihre Pflichten vorschreibt, sie möchte sie einst, so wie ihre Liebe ihrer Tochter zum Vorbilde hinterlassen, noch ..., eine peinliche Verwirrung benahm ihr die Kraft, fortzufahren, der Comthur stand erwartend, und voll leidenschaftlichen Ausdrucks vor ihr, Amalie, die ihre thränenvollen Augen nicht aufzuheben gewagt hatte, begegnete jetzt seinem glühenden Blick, sie bedeckte hef-

tig ihr Gesicht mit beiden Händen, „Clemens, rief sie, wir dürfen noch nicht einer in des andern Nähe leben!" — sie machte eine unwillkührliche Bewegung zu entfliehen, das Geständniß war der Sieg ihrer Weiblichkeit und ihr Opfer! — Clemens sank vor ihr auf das Knie, und hielt sie umfassend zurück. Wir dürfen nicht einer in des andern Nähe leben! wiederholte er — Gieb Deiner grausamen Liebe eine Sprache, Amalie! Du hast mich fern von Dir lieben dürfen, nahe bei Dir vermagst Du nicht, mir nur kärglich so viel Liebe zuzumessen, wie — Deine elenden Verhältnisse erlauben, weil Dein Herz zu weich, zu großmüthig ist .... „Ja, Unbilliger, so ists, sagte Amalie von des Comthurs ungerechten Vorwürfen schnell zum stolzen Bewußtseyn ihres Werths emporgehoben, ja ich will Dich so fort lieben, daß ich einst, wenn die schönste Stunde meines Lebens schlägt, wenn ich Emilie als glückliches Weib in eines geliebten Mannes Arme führe, Deinen Namen nennen und ihr sagen kann — dieser Mann, dieser grausame, harte Mann ist dein Vater, ich liebte ihn einzig, unaussprechlich, und vergaß nur einmal meiner eisernen Pflicht."—

Amalie lehnte sich erschöpft an einen Baum, Clemens sah ihren Zustand, und selbst schwankend von

der Heftigkeit seiner Empfindungen nöthigte er sie, sich ins Gras niederzulassen, und suchte mit sanften Worten sie zu beruhigen. Wie er sie gefaßt sah, sprach er: Sie haben mich überzeugt, nicht daß Sie Recht haben, aber daß Ihr Wille mein Gesetz seyn muß. Hören Sie nun meinen Plan, er berechnet kindisch kühn die Zukunft, aber mag er doch — der Sterbliche ist blind, und eben deßwegen kann ihn ja der Zufall begünstigen. Ich will Sie verlassen, ich will jetzt und noch lange — bis Ihr Anblick nicht mehr Feuer in mein Blut gießt, sagte er langsam, als wöge er das kühne Versprechen, noch lange nicht in ihrer Nähe leben, ich will meinen Leo früh mit mir die Welt durchwandern lassen, damit er früh Freude finde an seinem eigenen Heerd, ich will nur alle Jahre hieher wallfahrten, wie Florian, zu dem Altar der Himmelskönigin, — und das Gelübde der Entsagung wiederholen, und Leo soll mich begleiten, sein Vater — denn das will ich ihm seyn — sein Vater soll ihm auch einst erzählen dürfen, wem sein Leben geweiht war, und wenn das Schicksal uns begünstigt.... Amalie ahnete seine Absicht, voll Scham und Liebe blickte sie überrascht auf, als Clemens sie sanft an sich drückte .... so mögen unsre Kinder einst erfahren, was wir ihnen sind, und uns ehren und segnen. —

Jetzt wars, als hätte ein Engel des Friedens seine Palme über Amaliens Haupte geschwungen. Der Gedanke dieser Zukunft schien ihr Muth zu der schwersten Gegenwart zu geben, noch oft in den wenigen Tagen, die der Comthur bei ihr verlebte, kamen sie auf den Plan von Emiliens Vereinigung mit Leo zurück. Sie versprachen sich heilig nie in den beiden Kindern eine Ahnung ihrer Wünsche zu erregen, ihre Herzen sollten sich finden, und daß dieses geschehen würde, schien den beiden Freunden unfehlbar. Der ehrliche Baron, der sich keine Ursache denken konnte, warum man schöne Güter, eine reiche Comthurei, eine glänzende Aufnahme in der Gesellschaft, verlassen könnte, um sich in den griechischen Inseln und den Trümmern alter Städte, — denn der Ritter schickte sich an mit seinem Pflegsohn Griechenland zu besuchen, — umher zu treiben, sprach recht ernsthaft mit seinem Freund über die Ueberspannung eines solchen Plans, der Männern von Stand, wie er meinte, gar nicht gebühre, und bis jetzt wenigstens unter dem deutschen Adel, dem einzigen, der seine Vorrechte eigentlich kenne, nicht erhört sey. Er gieng in seinem gutherzigen Eifer so weit, ein paar Worte über die ehmals waltende Verläumdung gegen ihn und seine Ge-

mahlin mit einfließen zu lassen, und zu äußern: wie er doch nimmermehr hoffe, daß er ihn für so einen bürgerlichen Pinsel halte, als könne er es dieses Geschwätzes wegen gern sehen, wenn der Comthur sich entferne. Clemens nahm dieses Wort ernsthaft auf, und versicherte, daß diese Verläumdung keinen Einfluß auf seinen Entschluß hätte, daß er aber um dieser Verläumdung willen, wenn sie es wagen sollte, sich vernehmen zu lassen, größere Opfer, wie diese Entfernung, zu bringen entschlossen sey. Der Baron war von dem edeln Stolze dieser Erklärung sehr gerührt, die Betrübniß, die er bei des Comthurs Abschied empfand, mischte in Amaliens Schmerz eine Art von Schüchternheit, die sie einigermassen zerstreute, und ihr gegen die vielfachen Alltäglichkeiten des guten Mannes noch mehr Schonung einflößte, wie je.

Des Comthurs Wanderung durch die zertretenen Fluren und unterjochten Völker Griechenlands, durch einen Theil von Italien und Siciliens schöne Gefilde, dauerte lange. Sein Briefwechsel mit seiner Freundin war ein ununterbrochenes Leben mit ihr, so wie sie nur lebte, um ihm ihr Leben zu mahlen. Keine Spannung drohte dieser innigen Verbindung mit Lauheit, keine Ueberfülle führte Leere herbei. Die mu-

thige Anerkennung der Gefahr, die ihr Trennung geboten, hatte ihnen eine Brücke von der Liebe zur Freundschaft gebahnt; wenn die erste durch ihren Zauber sie hinriß, lächelte die weisere Freundschaft ihrer eigennützigen Klagen, und wenn ihre Empfindungen ruhig waren, und uneigennützig wie sie, ward sie durch ihre Zärtlichkeit der Liebe wieder gleich. Ihr Wiedersehen nach dieser Zeit war kurz, aber heiter, die glückliche Gabe des armen Erdengeschlechtes, den Augenblick um der Zukunft willen zu verleben, gesellte sich immer mehr zu dem Gefühl ihres verkümmerten Daseyns, und schmückte es — wenn auch nie mit lachenden, doch mit sanften Farben aus. Der Freund schied von neuem, und kehrte auch wieder, seine Abwesenheit dauerte länger, immer sanfter wurden ihre Herzen, immer hoffnungsvoller bei dem erneuten Abschied, denn die ersehnte Zukunft nahte herbei.

Emilie blühte indessen in der schönsten Jugend empor, sie war das treue Bild ihrer Mutter, aber ihre Erziehung hatte die Schönheit, die Amalie als aufblühendes Mädchen schmückte, noch mit dem seelenvollen Ausdruck vermählt, den bei ihrer Mutter erst Liebe und Schmerz entwickelt hatte. Der sorglose Frohsinn ihrer glänzenden Augen wechselte mit einer zar-

ten Aufmerksamkeit anderer Wünsche zu errathen, und in der kindlichsten Freude war sie am bemühtesten, anderer Kummer zu lindern. So hatte sie das fünfzehnte Jahr erreicht, und noch nie hatte der Comthur seinen Pflegsohn bei seinen Besuchen mitgebracht. Amalie und er waren übereingekommen, daß die Verbindung der beiden theueren Kinder nicht Folge der Gewohnheit, nicht die welke Frucht früh erregter Sinne sollte seyn, mit welcher unsre heutigen Mahler des menschlichen Herzens so oft den Namen, Liebe, entweihen — Emilie und Leo sollten sich in den Jahren erst sehen, wo Sitte und Gefühl die Jungfrau und den Jüngling fähig machen, den Gegenstand seiner Neigung in der würdigen Beziehung zu sehen, welche die Zukunft ihm darbietet. Leo war jetzt zwanzig Jahre alt, seine Bildung war sehr vielseitig, denn er hatte sie unter den verschiedensten Nationen, in dem kalten Norden und in dem glühenden Süden, erlangt. Einen gelehrten Jüngling wollte ihn keiner seiner berühmten Lehrer auf der hohen Schule zu **, die er jetzt eben verließ, nennen, aber weder die Bestimmung noch die Hülfsmittel seines Standes waren ihm fremd, und wenn er gleich oft nicht wußte, welches die neuesten Vorschläge zur Verbesserung der Staats-

wirthschaft von Europa waren, verglich er mit dem lebhaftesten Interesse die Gewerbe und Erwerbsarten der vielen ihm bekannten Völker und Länder, und freute sich der Zeit, wo er seinem geehrten Pflegvater sollte beistehen, den Anbau seiner großen Güter zu versehen. Ohne im Dienste des Ordens zu seyn hatte er auf Malthesischen Schiffen ein paar Streifzügen an den Küsten der Barbarei mit beigewohnt, als Freiwilliger hatte er unter den Fahnen einer fremden Macht einen Feldzug in dem Kriege gemacht, dessen Beendigung seinem Vaterlande Frieden, und eine buntscheckige Vergrößerung seines Umfangs versprach, aber bei aller dieser frühen Erfahrung hatte sein Oheim seinem Geiste die Richtung gegeben, sein bisheriges Leben nur als Saatzeit anzusehen, welche ihn in Stand setzte, als Staatsbürger und Gutsherr einst reiche Früchte zu ärnten. Die Zeit, welche Clemens bei dem Baron zubrachte, hielt sich Leo immer auf den Gütern auf, die ihm einst als Erbe zufallen sollten. Die Thätigkeit der Jugend, so wie der Trieb, seine Erfahrungen anzuwenden, machte ihm früh den Landbau, und die Gerichtsverfassung seiner Güter, und so wie sein Geist reifte, auch die des Staats interessant, dessen Dienst er zunächst bestimmt war. Mit vielen Anlagen zum

Genuß und zur Freude kannte Leo die Liebe noch nicht, als Bedürfniß der Sinne verachtete er sie, ohne mit übermüthiger Weisheit ihren Sieg vor den tiefsten Fall des Menschen zu halten; als Leidenschaft sie zu empfinden, war er zu thätig, zu beschäftigt gewesen, sein edler Führer hatte ihn die Weiber zu sehr ehren gelehrt, als daß er sich den Gedanken erlaubt hätte, daß ein Knabe bei den Würdigern von ihnen Gehör finden könnte. Jetzt als zwanzigjähriger Jüngling beschied ihn der Comthur nach Haideweiler, dem Gut, wo der Baron den grösten Theil der schönen Jahrszeit verlebte. Amalie wußte, daß ihr Freund diesesmal nicht allein kam, die wehmüthig süße Empfindung, mit der sie jetzt ihre Tochter betrachtete, kann keine Feder beschreiben. Nie war ihr Clemens so theuer, nie ihre Ansicht ihres Lebens ernster, als jetzt, da sie es vom Schicksal erflehte, den Fehltritt ihrer Jugend zur Quelle ihres Glückes für eine lange Zukunft zu machen. Ihre Einsamkeit ward Gebet, nicht thörichte Bitte um die Erfüllung eines Wunsches, der nur wenn er freiwillig gewährt ward, zur Wohlthat gedieh. Wenn der Mensch seine Ohnmacht empfindet, wendet er sich unwillkührlich nach den Sternen, und bringt dem, der über ihnen waltet, sein ganzes Wesen zum Opfer dar.

Emilie bemerkte wohl, wie voll, wie beschäftigt der Mutter Herz war, aber ihr eignes dachte sich ja eine andere Zukunft, nun ihr alter Freund sein Herumwandern wollte aufgeben, nun er den Winter mit ihnen in einer Stadt, gewiß einen Theil des Sommers bei ihnen auf dem Lande sollte leben, wo nicht mehr bald die Kriegsheere, bald die Schiffahrt, bald neugierige Politik die Briefe sollten aufhalten oder gefährden, — denn von dem jungen Verwandten, der mit ihm kam, hatte sie nur ein gleichgültiges Bild, ihre Mutter hatte ihr nie viel von ihm gesagt, und der gute Baron, der den Erziehungsplan des Comthurs immer nicht genehmigen konnte, machte sich selbst einen sehr grotesken Begrif, welch ein Gemisch von Freibeuter, Weltbürger und Jakobiner aus dem jungen Herrn hätte werden müssen. Bei seiner Ankunft ward er über dem alten Freund ganz vergessen, Emilie aber von Leo um so mehr bemerkt. Der Comthur war ihm Vater und Freund, aber der Comthur war auch ein so schöner liebenswürdiger Mann, er hatte ihn nie gegen ein Weib oder Mädchen innig, er hatte ihn gegen das ganze Geschlecht immer so galant gesehen, daß Emilie, die an seinem Halse weinte, die ihn bald mit der schalkhaften Spötterei des erwach-

senen Mädchens, bald mit der zärtlichen Unbefangenheit des Kindes behandelte — eine Empfindung in ihm erregte, die Eifersucht war, ehe noch Liebe in ihm erwachte. Die ersten Augenblicke der frohen Verwirrung waren vorüber, der gute Baron hatte seine wichtigsten Fragen gethan, nach dem letzten Hoffeste in ** und der neuen Verordnung der Hofuniform, und der Vermählungsfeier der Erbprinzessin von ** — Jetzt fielen ihm ein paar Reutpferde in die Augen, welche dem Reisewagen nachgeritten wurden, er verließ dieses anziehenden Gegenstands wegen sogleich das Zimmer. Leo warf einen Blick auf Emilien, welcher deutlich sagte, daß er sich bewußt wäre, jetzt sehr höflich zu seyn, und folgte dem Baron, um ihm die Pferde zu präsentiren. — Wunderbarer Weise ward Emilie sehr neugierig, diese schönen Thiere zu sehen, hüpfte dem Baron nach, hieng sich an seinen Arm, und sah mit ängstlicher Bewunderung zu, wie Leo mit so viel Unerschrockenheit wie Eleganz das muthige Roß seine Künste machen ließ. Amalie blieb auf diese Weise mit Clemens allein, sie sagten sich wenig, aber die wenigen Worte, die sanfte Wärme ihres Herzens, der heitere Blick, den Amalie auf ihres Freundes Auge heftete, schien ihnen Beiden das Pfand einer Zukunft,

die

die ihnen das Glück ihrer Lieblinge zum Ersatz ihrer Vergangenheit verhieß. In diesem Augenblick trat eine weibliche Bedienung, um einige Befehle einzuholen, zur Baronin. Eine schöne, aber früh verblühte Gestalt, ein bleiches Gesicht, dessen schwärmende Augen mit dem schmerzvollen Zug um ihren Mund vereint, den Ausdruck einer heiliggesprochenen Märtyrerin trug, zogen, sogar in diesem Augenblick, des Comthurs Aufmerksamkeit auf sich. Ihm schien diese Gestalt bekannt, dunkel mahnte sie ihn an tief im Herzen bewahrte Erinnerungen, eh sie ihm aber deutlich wurden, verließ sie das Zimmer. Amalie, die seine Aufmerksamkeit bemerkte, fragte ihn lächelnd: „ob er das Mädchen nicht erkenne?" — Erkennen?.... Doch nicht unsre Betende?..... Amalie erröthete sanft: „Eben die Veronika und Florian hielten ihr Gelübde, aber...." sie stockte mit höherer Glut der Wangen, Clemens nahm ihre Rede auf, indem sein Auge von Rührung feucht auf ihren Zügen ruhte, deren weiche Umrisse noch mit dem Reiz der Jugend prangten; — „aber ihnen fehlte der Geist der höchsten Liebe, welcher diesen Zügen blühende Schönheit, und dieser Brust — er drückte ihre Hände an sein Herz — Kraft zum Leben erhielt. — Deswegen, meine Freundin, war

Florians Tugend von der meinen verschieden — Aber welche rührende, schmerzenvolle Gestalt! Ist sie krank?" — Nein, sie ist heiter, seit sie bei mir ist — Aber wie kam sie zu ihnen? — Ihre Mutter starb vor einem Jahre, und — Clemens wartete mit halb schalkhaftem Blick auf die Fortsetzung der Rede, die Baronin strich ihm mit der Hand über die Augen und hielt ihm den Mund zu, indem sie, ernsthafter wie diese freundliche Pantomime es hätte vermuthen lassen, ausrief: Still, mein Freund! Sie sind auf dem Wege, einen Scherz zu machen, der ihrem eignen Herzen hernach weh thun wird. — So ernsthaft? würde mein Scherz denn Tadel seyn? höchstens — Schadenfreude, fiel ihm die Baronin ins Wort, und die ist doch Ihrer nicht ganz würdig — Nein, Amalie, sagte der Comthur jetzt ernsthaft, nicht Schadenfreude, sondern Theilnahme am Sieg der Natur über die Fesseln des Aberglaubens. — Clemens schwieg finster und Amalie verlegen, sie glaubte, ihrem Freund wehgethan zu haben, und fand es gefährlich, den Gegenstand zu discutiren. Jetzt hatten sie nicht Zeit, ihren Streit fortzusetzen, die Gesellschaft kam zurück, aber sobald der Comthur Gelegenheit fand, nahm er das Gespräch wieder auf: „Wie sonderbar war das, meine Freundin, fieng er

an, daß wir in der ersten Stunde unsers Wiederse-hens in Streit geriethen! Doch dank' ich Ihnen, daß Sie mich verhinderten, mich an ihrer guten Veronika zu versündigen. Nun seyn Sie aber auch großmüthig und erzählen mir, wie es zugieng, daß sie ihren Vetter verließ." — Da ist wenig zu erzählen, lieber Comthur, erwiederte Amalie. Das ist's eben, was die Gefühle dieser Menschen uns so platt erscheinen macht — sie sind tief, fest, sich immer gleich. Ihre einfache Lebensweise modificirt nichts an ihnen, der geringe Umfang ihrer Begriffe schränkt ihre Wünsche selbst ein, und alle die Kraft, mit der wir die uns selbst geschaffnen Qualen bekämpfen, setzen sie an eine lang fortgesetzte, ununterbrochne Beharrlichkeit im Dulden. — Amalie, Sie erheben den frommen Florian, als wollten Sie irgend jemand nicht frommen damit Vorwürfe machen, sagte Clemens lächelnd — Nein, das nicht, aber ich muß die Standhaftigkeit bewundern, mit welcher diese Menschen so viele Jahre ihren liebsten Wünschen zu entsagen vermochten.... Und am Ende dieser neun Jahre, war Florians Geisteskraft ausgebildeter? war er als moralisches Wesen mehr wie vorher? war er froher, stärker, fähiger neben dieser höchsten Entsagung zu genießen, weil er ge-

lernt hatte, abzuwägen zwischen seinen Rechten und der Macht der Nothwendigkeit? — Aber so fortwährend im Angesicht der Gefahr, so unzerstreut von den Ansprüchen der Gesellschaft, des Ehrgeizes — Verzeihung, meine Freundin, — aber Ihr scheues Gewissen lehrte Sie Ihre eigene Tugend verkennen. Was Sie umgiebt, und was von mir abhängt — setzte er mit schönem Stolz in Stellung und Blick hinzu — dankt Ihnen und mir ein froheres besseres Leben, ich bin mir in diesem Augenblick alles Glückes bewußt, das ich einst genoß, und dessen, was mir versagt blieb, und dennoch fühl ich noch Kraft in meinem Busen für eine Zukunft voll Nutzen, und — wenn jener Lieben Glück gesichert ist, voll reinen Genusses. Unsre alte Hoffnung, Amalie, soll wahr werden, setzte er zärtlich hinzu, da er wahrnahm, daß seine Lebhaftigkeit sie bestürzte, wenn mein Haupt gebleicht ist, werde ich meine Freuden ärnten..... Doch nein, nicht das, unterbrach er sich selbst, wie Veronika zu dem Glück kam, unter Ihrem Schutze zu leben, das wollte ich wissen. — „Vor zwei Jahren, nahm die Baronin das Wort, wie wir hier ankamen, war es Emiliens erste Frage: was die jungen Leute in dem Pachthof machten? Der Schloßvogt sagte uns, Veronika hätte schon

mehrere male nachgefragt, ob unsre Ankunft noch lange anstehe, sie scheine krank zu seyn, ihre Mutter sey todt, und man sage, der Prälat sey unzufrieden mit des jungen Mannes Haushalt. Ich hatte das ein bischen gefürchtet, die Stimmung des armen Florians schien mir in den letzten Jahren immer finstrer zu werden, und leider bemerkte ich, daß die Cultur seiner Felder, die uns so sehr gefreut hatte, sichtbar abnahm. Emilie war ungeduldig, ihre gute Veronika zu besuchen, sie hatte ihr einen ganzen Anzug von der Wolle ihrer eignen Schaafe gestrickt — Sie hat Ihnen ja ihre Herrlichkeiten in der Schaafzucht gezeigt — Da machte sie sich ein großes Fest, ihr Geschenk zu übergeben. Veronika kam aber unserm Besuch zuvor. Ihr Anblick gieng mir durch die Seele! Zu der bleichen Gestalt, die Ihnen so auffiel, gesellte sich ein Ausdruck banger Unruh, Scham — ich vermuthete das Aergste, und war schon entschlossen, alles in's Werk zu setzen, um des armen Mädchens Ehre zu retten, und ihr Gewissen zu beruhigen. Veronika hätte sich nicht so gedemüthigt gefühlt, bei dem Geständniß, das ich erwartete, wie ich es ward bei der Bitte, die sie mir vortrug. Sie bat, mich allein sprechen zu dürfen — Thränen hinderten sie lange,

Worte zu finden. Zu mir allein hätte sie Vertrauen, ich würde sie verstehen, und sie nicht verachten — So lange ihre Mutter gelebt hätte, wär es ihr gelungen, ihren Vetter immer freudig zu erhalten in seiner Pflicht — sie suchte mir mehr zu erklären, aber die Scham hinderte sie, nach langem Zögern legte sie die Hand auf die Brust, und sagte feierlich, indem ihre Augen gen Himmel blickten: Wir haben unser Gelübde gehalten! — aber seit der Mutter Tod wenden alle Heiligen ihr Antlitz von meinem Vetter ab! — und ich .... bin ein Mensch, und ein Augenblick könnte mir den Lohn eines Lebens rauben, welches die allerreinste Mutter mir rein zu erhalten die Gnade verlieh — denn hätte ich Florian nicht geliebt, so wär ja mein Gelübd kein Verdienst gewesen — O mein Freund! wie schämte ich mich meines Verdachts! — Seit der Mutter Tod sey alles anders. Sonst hätte alles seine Ordnung gehabt — Nun wären sie allein — mehr konnte sie nicht sagen. Es sey Noth, daß sie ihren Vetter verließ, es thät ihr unendlich weh, seine Wirthschaft würde zu Grunde gehen, aber doch lieber diese als sein ewiges Wohl. Wenn ich sie nun für nicht unwürdig hielt, so bät sie mich, sie in meinen Dienst zu nehmen, wenn sie mich lieben dürfe

und mein Kind, so würde es ihr leichter werden, ihren armen Vetter zu verlassen. —

Es war so ein rührendes Gemisch von Frömmigkeit, Demuth, und Vergessen unsrer Verhältnisse in allen ihren Reden — ich fuhr mit ihr nach dem Pachthof, und bat Florian, sie mir zu lassen. Ich hatte mir Gründe ausgedacht, um meine Bitte zu unterstützen, denn ich war überzeugt, er würde sich weigern, und das Bedürfniß der Wirthschaft vorschützen. Ich irrte mich — sein Anblick würkte auf mich so sehr wie Veronikas Erscheinung auf Sie that, wie sie bei Ihrer Ankunft zum erstenmal in mein Zimmer trat. Ich erschrack vor dem zerstörten Gesicht des Mannes. Während ich sprach, hörte er mit niedergeschlagenen Augen zu, dann sagte er mit matter Stimme: sie hat Recht. Sie war stets die stärkste. Ich versprach deinem Vater, dich nie zu verlassen, — die gnädige Frau wird mein Versprechen lösen — Ward ich denn auch meineidig, so leidest du doch nicht von meiner Sünde — Hier gieng die matte Gleichgültigkeit seines Gesichts in — Gewissensangst über — ich kanns nicht anders nennen, sein Blick irrte bang, mit gestreckten Armen faltete er fest die Hände — Veronika stand zitternd und weinend — Leb wohl, rief er

dann, leb wohl! — und verließ uns, ohne wiederzukehren. Seitdem kam er zweimal, voriges Jahr und dieses, er ist still, aber sein Herz scheint gebrochen. Seine Geschäfte treibt er wieder mit Fleiß. „Vor der Welt darfst du dich meiner nicht schämen,“ sagte er, wie ihn seine Base einmal fragte, ob der Prälat jetzt gut mit ihm stünde. Dieses Jahr, sagte ich ihm bei der neuen Ordnung der Dinge, könnte seine Verpflichtung, unverehlicht zu bleiben, nicht mehr Statt finden, die Dispensation vom Papste versprách ich zu schaffen, er sollte entweder seinen Pacht aufgeben, oder seinen Prälaten bereden, gutwillig seine Einwilligung zu einer Heirath mit Veronika zu geben. Einen Augenblick blitzte eine Ahnung von Glück in seinem matten Auge auf, dann sagte er traurig: nein — das geht nie — den Hof kann ich nicht verlassen, mein Oheim starb in der Zuversicht, ich würde seine Bäume pflegen, und seine Felder bauen — gutwillig giebt der gnädige Herr nie seinen Segen — und wenn auch . . . . ich fühle wohl, daß mir das Grab näher ist wie das Leben — Veronika wird auch so um mich weinen.

Amalie weinte selbst, indem sie diese Worte sagte, und fuhr nach einer Weile fort: Leiden, Tod —

das ist nichts, aber das allmähliche Verhallen des Lebens! — Der Anblick von ringender Kraft an jenem Tage, wie wir den Jüngling in der Waldkapelle sahen, und das allmähliche Einsinken der Kräfte — das Verhallen des Lebens, wo der letzte Ton in die Stille des Todes übergeht ....

Der Comthur gieng mit Eifer in Amaliens Plan ein, die Hindernisse, welche sich der beiden treuen Liebenden Vereinigung widersetzten, aus dem Wege zu räumen. Das Kloster, von welchem der Pachthof, und also auch Florians Schicksal abhieng, war mit unter denen begriffen, welche zufolge der neuen Ordnung der Dinge zur Säcularisation verurtheilt waren. Dieser Umstand hob jede Schwierigkeit, die sich von Seiten des Prälaten finden konnte. Die Dispensation wegen der nahen Verwandtschaft zu erlangen, erforderte mehr Zeit, und konnte durch des Prälaten bösen Willen leicht erschwert werden. Clemens that sogleich alle nöthigen Schritte, er fand sie aber beschwerlicher, als er selbst geglaubt hatte. Die ganze Unterhandlung verzog sich über zwei Jahre. In der Zwischenzeit wechselte in Florians Gemüth Zweifel und Entzücken. Veronika war ruhiger, sie sah der Entscheidung mit wehmüthiger Heiterkeit entgegen. End-

lich stand ihrem Glücke nichts mehr im Wege. Der Pachthof war mit den übrigen Klostergütern verkauft worden, der Baron hatte ihn an sich gebracht, und Florian war unter vortheilhaften Bedingungen sein Pächter geblieben. Doch vergeblich lächelte der beiden treuen Herzen Natur und Glück. Es war zu spät! Die Begriffe, die man ihnen so lange als Tugend dargestellt hatte, die ihnen so oft anstatt Tugend gedient hatten, mit andern, wenn gleich von ihrer Vernunft für recht anerkannten, zu vertauschen, war dem festen Gebilde ihres Gemüths nicht mehr möglich. Wie Pflanzen, die von einem feindlichen Nachtreif erstarben, entfärbt, verschrumpft der Morgensonne begegnen, einen Augenblick Leben einsaugend die erstorbenen Blätter entfalten, aber bald des Lebens unfähig, dem Leben erliegen, und im Stral der Sonne schneller in Zerstörung dahin sinken — so rief Florian und Veronika der Stral des Glückes in ein früheres Grab. Mit der Allmacht verjährter Rechte bewaffnet, ergriffen Zweifel den Gatten, selbst in den Armen seiner treuen Gefährtin. Das Bewußtseyn erfüllter Pflichten schützte ihn nicht vor der Furcht einer Verdamniß, die sein Glaube selbst ihm nicht mehr drohte, seit Roms Zauber die Vergangenheit ungeschehen

erklärt hatte durch die Dispens, die seine Ehe erlaubte. Veronika sah trauernd ihres Gatten Gewissensangst, stärker wie er nahm sie nicht Theil daran, aber sie trug doch den Schmerz, wie ein Sühnopfer. Sie ward schwanger. Das heiligste Geheimniß der Natur schien die beiden Gatten wieder ihrem Dienste zu gewinnen. Ihr Kind wär der Vermittler geworden zwischen ihr und dem Glauben — aber die Stunde, wo Veronika Mutterfreuden erwartete, gab ihr einen martervollen Tod. Da lag sie, blaß und noch schön, mit dem stummen Zeugen ihrer Liebe im Arme, der, ohne das Leben zu kosten, den Tod schmeckte, und Florian kniete neben dem Sarge, und dankte mit blindem schrecklichem Danke dem verkannten Gott der Liebe, von dem er glaubte, er habe nun seine Schuld abgewaschen mit dem Verluste des Gutes, um das er sein Leben durchkämpft hatte. Noch schwirrte der letzte Ton der Seelenmesse von der kleinen Kapelle, neben der Mutter und Kind schliefen, durch die Morgenluft, als Florian den Fluren entfloh, die er nun nicht mehr wollte anbauen. In einem Walde des nahen kaiserlichen Gebietes baute er eine Klause, und noch ehe der Winter die hohen Eichen um seinen Betaltar ganz entblättert hatte, starb er, langsam, ein-

einsam, vergessen, ein Märtyrer der irrenden Tugend.

Nach wenigen Tagen hatte der Ton des häuslichen Zirkels in Haideweiler schon einen bestimmten Charakter gewonnen. Emilie schien den Comthur mit verdoppelten Liebkosungen fesseln zu wollen, Leo sah es aber mit viel mehr Ruhe wie im ersten Augenblick an. Er schien seiner Seits die Baronin zum Gegenstand aller seiner Aufmerksamkeit gemacht zu haben. Mit der Achtsamkeit eines Sohnes kam er ihren Wünschen zuvor, und da Emilie stets die aufmerksamste Tochter war, traf es sich sehr natürlich, daß sie sich in ihren Bemühungen stets begegneten, daß sie Dienste und Dank, Geschäffte und Zeitvertreib geschwisterlich theilten. Indeß Emilie beim Frühstück den Thee machte, hielt Leo sehr natürlich den Kessel zum Aufgießen bereit; bat Amalie ihre Tochter, zu singen, so mußte Leo sie am Klavier begleiten; sollte Emilie nicht gleich nach der Tafel sticken, so konnte Leo nicht umhin, sich mit ihr auf dem Rasenplatz zu jagen, und in den Stunden, wo Emilie mit der Nadel arbeitete, las er ihr vor. Der Comthur und Amalie sahen die zunehmende Innigkeit der beiden jungen Leute mit Entzücken, das aber sehr verschieden wirkte. Amaliens

zartes Herz sah der Erfüllung ihrer Wünsche mit furchtsamer Freude entgegen. Dieser sonderbare Ausweg, den ihr Wille erfand, um das Schicksal um seinen Schluß zu betrügen, indem es ihrem Freund Rechte auf ihre Tochter gab, welche die Verhältnisse der Gesellschaft, ihn zu verläugnen, verurtheilten, schien ihr ein Eingriff in seine Macht.

Eines Tages beobachtete sie mit ihrem Freund die beiden Lieblinge, welche auf einer Terrasse beschäftigt waren, Blumen aufzubinden. Plötzlich fiel ein junger Vogel von einem Orangenbaum herunter, und flatterte mühsam über die Grashalme. Emilie rief ihrem jungen Freund zu, ihn zu fangen, der Jüngling eilte nach, haschte ihn nach einiger Mühe, brachte ihn Emilien und rief: „es ist ein junger Hänfling, gewiß dort aus dem Nest, was ich Ihnen gestern zeigte. Lassen Sie einen Kefig kommen, Sie ziehen ihn groß" — Emilie trat neugierig näher, streichelte das Thierchen, nahm es endlich aus Leos Hand, und da es zitterte, legte sie's an ihren Busen, und suchte es unter den zärtlichsten Zureden zu wärmen. Indeß flog die Mutter, welche den Verlust ihres vorwitzigen Kindes bemerkt hatte, herbei, sie flatterte unruhig um das junge Paar, setzte sich auf den

Orangenbaum, wohin der kleine Flüchling seinen unvorsichtigen Flug gerichtet hatte, und zwitscherte ängstlich. Leo hatte bis jetzt im Anschaun seiner reizenden Gespielin vertieft gestanden, ein Bedienter, der den geforderten Kefig brachte, weckte ihn auf, er bemerkte die Hänflings-Mutter, die beim Anblick des Kerkers, der ihren Liebling empfangen sollte, verdoppelte Angst auszudrücken schien. „Die arme Mutter, rief Leo, und zeigte sie dem Mädchen, sie weiß nicht, welche zärtliche Herrschaft ihr Kind bekommt." Jetzt war alle Freude für Emilien verschwunden, sobald sie die Ursache von des Hänflings bangen Tönen vernommen hatte, hielt sie ihm den kleinen Vogel hin, und drückte lebhaft ihre Theilnahme aus. Leo hatte indeß den Baum, auf welchem das Nest war, betrachtet, er nahm schnell das Vögelchen aus Emiliens Hand, verbarg es in seinem Busen, und kletterte mit eben so viel Kühnheit als Gefahr an der hohen Ulme hinan. Emilie, über diese Handlung erstaunt, eilte ihm nach, sah bestürzt hinauf, und wie sie ihn behutsam das Thierchen in das Nest legen sah, rief sie mit dem zärtlichsten Ausdruck, guter, guter Leo! — Amalie warf einen Blick voll überströmender Freude, voll rührender Erinnerung auf ihren Freund — sein Auge

hatte

hatte sich schon längst von jener Gruppe auf sie geheftet — auch in seinem Herzen lebte noch der Zauber, wie er seinen Namen, so ohne entstellenden Zusatz, zum erstenmal aus dem Mund der Geliebten gehört hatte. Jetzt sprang Leo wieder herab, ein kleiner Schrei des Schreckens und der Besorgniß von Seiten Emiliens empfieng ihn, sie reichte ihm unbefangen die Hand: „Das war recht lieb, sagte sie, kommen Sie, nun wollen wir fortgehen, damit die Mutter sich nicht scheut, ins Nest zu fliegen“ .... Den Anfang dieser Worte hatte sie mit heiterer Stimme gesprochen, Leo hatte aber die dargebotene Hand an seine Brust gedrückt, und da stockte ihre Stimme, und das Ende ihrer Rede konnten die frohen Zuhörer nur errathen.

Amalie sah ihnen mit freudennassem Auge nach, wie sie schweigend den Gang hinunter giengen. Wär es möglich, sagte sie endlich leise, — „wär es möglich, daß die Quelle tausendfacher Thränen endlich ein Glück gewährte, so süß wie Lohn der Tugend selbst!“ — Und ist es denn nicht Lohn der Tugend, nahm Clemens lebhaft das Wort, müssen wir es denn nicht als solches genießen? denn als Glück, als unser Glück .... Amalie, was in diesem schönen Augen-

blick zu unserm Glück fehlt, fühl ich so lebhaft, daß ich mich selbst hasse, von ihrer reinen, frommen Freude beinahe gekränkt zu seyn — ist denn nur Büßung Tugend, nur freudeloses Leben? — Meine feurige Jugend strebte an, gegen die Beeinträchtigung an den Ansprüchen meiner Liebe, ich entriß dem mächtigern Gegner, so viel ich vermochte — wahrlich, Amalie, meine Beute war sehr arm, aber meine Liebe war nicht einseitiges Streben nach Genuß, sie stand im Einklang mit allem, was edel war in mir, und daher hat sie die Sehnsucht der Jugend überlebt, und stolz auf den Raub, den ich einst an conventionellen Rechten begieng, steh ich, nun geprüft und bewährt neben dem Weibe, der meine tiefe Ehrfurcht huldigen müßte, wenn sie nicht meine ewige Liebe besäße — Empfinden Sie anders, meine Freundin? — ist im Innern Ihrer Seele ein anderer Ausspruch vorhanden? — Nein, antwortete Amalie dem ungeduldigen Freund furchtsam, und nach langem Zögern. Aber die Sitte ist bei unserm Geschlecht so innig mit dem wahren Wesen der Tugend verbunden, daß mir wohl ihr Bewußtseyn, selbst ihr Stolz zu Theil geworden ist, aber das Glück eines freien Gemüthes ist mir auf ewig benommen. Sie können sich Leo in Ihrer Lage

denken, ohne zu zittern, ich mir aber Emilien nie in der meinigen, ohne schmerzlich zu fühlen, mein Beispiel.... Das ist fürchterlich, unterbrach sie Clemens, wenn solche Phantome sie schrecken! Emilie in ihrer Lage? werden Sie denn Emilien verheirathen, wie Ihre Eltern Sie verheiratheten? haben Sie denn Emilien in Unwissenheit gelassen über ihre Rechte und ihre Pflichten, wie Sie es waren? ist es Muttersorge, welche sie zu dem liebenswürdigen Geschöpfe bildete, was sie ist, oder wachte ein glücklicher Zufall über die so schöne Knospe, damit keine entweihende Hand sie berühre? — Wenn Leos Gattin einst fällt, so ist sie nicht Amaliens Tochter mehr, so entartete sie unter der Obhut der ehrwürdigsten ihres Geschlechtes."

Das Schicksal schien es sich angelegen seyn zu lassen, in Amaliens scheuem Gemüth den Glauben an das Glück zu befestigen. Zwei Jahre vergiengen, in welchem Emiliens Charakter sich mit ihrer Schönheit ausbildete, und an deren Schluß ihre Liebe für Leo — nicht Leidenschaft war — denn da sie nie Widerstand fand, konnte sie das nicht werden, — aber das tiefste Gefühl ihres Herzens, von der Zeit bewährt, durch die Bewunderung manches andern liebenswürdigen Mannes geprüft, und durch ihre freie

Wahl zum Zweck ihres Lebens erhöht. Wie früh oder wie spät unter den beiden Liebenden das Bündniß geschlossen ward, war ein Geheimniß, über welches das mütterliche Ansehen sich keine Rechte anmaßte. Die Bitte, sie Mutter nennen zu dürfen, wagte Leo erst am Schluß dieses zweiten Jahrs. Amalie empfieng sie mit dankendem Gebet zu Gott, und die Freudenthränen, welche den guten Baron überraschten, da er seines Lieblings Hand einem so ehrenvollen Schwiegersohn übergab, erneuten in Amaliens Gemüthe noch einmal das ganze Gefühl ihrer Schuld. Ihr Glück blieb von dem Schleier der Wehmuth umhüllt, und am Morgen des Tages, der ihre Emilie mit dem Mann ihrer Wahl vereinigen sollte, sehnte sie sich vor den bunten Bildern des jungen Glückes in die Einsamkeit, um über die Trümmer ihrer Vergangenheit zu weinen.

So fand sie der Comthur, dem unter den heitern Scherzen bei dem Frühstück die Wolken nicht entgangen waren, welche seiner Freundin Stirn umschatteten. Er sah seine Briefe aus den ersten Zeiten seiner Liebe in ihrer Hand — heute nicht, meine Freundin, rief er sanft, indem er die Blätter in das Pult zurückschob, heute wollen wir nur fühlen, wie glücklich wir

sind, nicht wie elend wir waren. — Sie verstehen mich nicht, sagte Amalie, indem sie die Briefe zusammenfaßte, und auf eine brennende Kerze zeigte, die im offnen Camin stand, heute wollte ich alle Spuren der Vergangenheit tilgen.... Der Comthur schien schmerzlich bewegt — Nein, rief er ernst, das wär Ihrer unwerth. Diese Blätter sind Ihrer Tochter Erbschaft — diese Blätter und dieses Bild — er zog Amaliens Miniatur, in der ersten Zeit ihrer Liebe gemalt, aus seinem Busen — empfange sie einst zusammen, wenn.... uns nichts mehr trennt — bis dahin genügt ihr das, was sie von Ihnen kennt, — die Liebe, die sie von Ihnen empfängt — Aber Ihr Sohn, meine Freundin — Amalie fuhr zusammen: Leo? er weiß.... O meine Amalie, er wäre meinem Herzen ein Fremdling gewesen, hätte er nicht errathen... O Gott, rief Amalie, und verbarg ihr Gesicht, denn nach einem leisen Klopfen an der Thür, das nur der Comthur gehört hatte, trat Leo herein. Kindliche Liebe zu der Frau, die einen einzigen Fehltritt zur Quelle tausendfacher Tugend gemacht hatte, führte ihn zu ihr an diesem Tag, an dem er aus ihren Händen das Glück seines Lebens zu empfangen erwartete. Die Gegenwart seines väterlichen Freundes, die Stimmung,

in welcher er Amalien fand, überraschte ihn, er sank zu ihren Füßen. „O meine Mutter, rief er, und das Feuer der Bewunderung flammte in seinem Blick, lassen Sie mich der Dritte seyn in diesem heiligen Geheimnisse, das mein Herz lange errathen hat.... eh mich der edelste Freund so hoch ehrte, es mir zu vertrauen. Und wenn Emilie nicht der Abgott meines Herzens wär, ich würde ihr mein Leben widmen, um Ihnen zu gehören." Amalie beugte ihr Gesicht auf des Jünglings Schulter, Clemens kniete neben seinem Zögling, und indem er sie beide umschlang, rief er — Kehrt je wieder Zweifel, je wieder Unruhe in Ihre geliebte Brust zurück, so gedenken Sie der Huldigung dieser Stunde, — und ewig theuer sey uns die Vergangenheit, welche sie gebahr.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Ludwig Ferdinand,

L. F. Huber's sämtliche Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie

Bd.: 2. (1810). - 484 S.

Tübingen 1810

P.o.germ. 653 mp-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111639-3